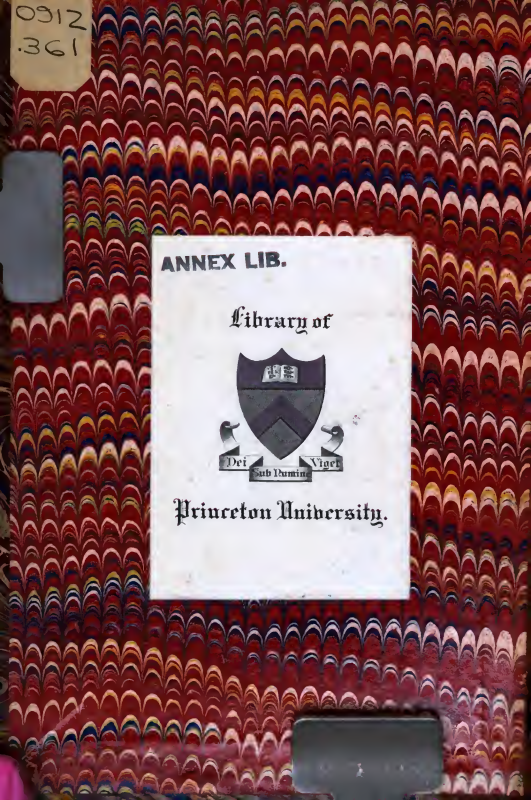



0912
.361
ANNEX LIB.
Library of
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.





Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Neunter Band. Jahrgang 1893.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Neunter Band.

Jahrgang 1893.

Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.

Inhaltsverzeichnis.

III. Litterarische Mitteilungen:

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1. Die Umgestaltung des höheren Schulwesens.

Von Direktor Dr. Karl Reinhardt.

(22. Mai 1892.)

Der Vortrag, der hier nur in kurzer Zusammenfassung wiedergegeben wird, ist in besonderer Ausgabe unter den „Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes“[1]) erschienen.

So wichtig die Schulen, insbesondere die höheren Schulen für die Entwickelung des geistigen Lebens der Nation sind, so hat man ihre Wirkung doch vielfach überschätzt. Die Schule kann nie berufen sein, eine neue geistige Bewegung im Volke hervorzurufen oder die Kultur eines Volkes auf einer bestimmten Stufe festzuhalten; sie hat vielmehr die Aufgabe, den geistigen Bedürfnissen der Gesellschaft und des Staates zu dienen. Veränderte Zeitverhältnisse verlangen deshalb auch Veränderungen im Schulwesen.

Im Anfange dieses Jahrhunderts ist unter den großen politischen Umwälzungen und den Einwirkungen der Erhebung unserer Litteratur das Deutsche Schulwesen von Grund auf neu gestaltet worden. Das moderne Gymnasium verdankt dieser Bewegung seine Entstehung. Es stellte sich die Aufgabe, dem heranwachsenden Geschlechte eine ästhetische, eine allgemeine Bildung zu geben, die man vor allem durch die Pflege der alten Sprachen und besonders der griechischen zu fördern hoffte. Es sollte zugleich eine Elementarschule aller Wissenschaften werden und die einzige

[1]) Mit dem Titel: „Die Umgestaltung des höheren Schulwesens. Vortrag im Freien Deutschen Hochstifte am 22. Mai 1892 gehalten von Dr. Karl Reinhardt, Direktor des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.“ Preis 40 Pf.

*



Vorbereitungsanstalt für alle höheren Berufsarten, für Gelehrte und Beamte.

Jenes erste Ziel, die ästhetische Erziehung, trat indessen mit der Zeit immer mehr zurück gegen die sogenannte formale Bildung, zumal seitdem auf den Universitäten die kritische Philologie für eine Zeit lang die Oberhand gewann. Die alten Sprachen wurden mehr um ihres formalen Wertes als um des Inhaltes der Schriftwerke willen betrieben. Gegen diese einseitige Überschätzung der logisch-grammatischen Schulung erhob sich eine starke Gegenströmung. Auf diesem Gebiete nun bringen die neuen Lehrpläne eine Reform, eine Rückbildung zu den Grundgedanken, von denen das moderne Gymnasium ausgegangen ist, insofern sie fordern, daß bei der Lesung der Schriftsteller die Bildung des Gefühles für das Zutreffende und Schöne und des geschichtlichen Urteiles die Hauptsache sein, alles aber, was auf einseitigen grammatischen Drill hinausläuft, beseitigt werden soll.

Die Bedeutung, die die lateinische Sprache noch im Anfang dieses Jahrhunderts als Gelehrtensprache besaß, legte jedem, der die Universität besuchen wollte, die Notwendigkeit auf, diese Sprache fertig schreiben und sprechen zu lernen. Nachdem sie jene weltbeherrschende Stellung völlig verloren hat, fällt diese Nötigung weg. Somit bestimmen die neuen Lehrpläne, daß das Gymnasium nunmehr endgiltig den Charakter der Lateinschule aufzugeben hat, und daß die deutsche Sprache in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes treten soll.

Die in unserem Jahrhundert immer mächtiger sich entfaltenden mathematischen und Naturwissenschaften haben mit Recht Einfluß auf die Bildung der Jugend gefordert. Sie haben besonders in den Realschulen eingehende Pflege gefunden. Diese Schulen verlangten deshalb, den Gymnasien gleichberechtigt zur Seite gestellt und gleichfalls als wissenschaftliche Vorbereitungsschulen anerkannt zu werden. Auch hierin bringt die Schulreform eine bedeutsame Neuerung: den neunklassigen Oberrealschulen, in denen kein Latein gelehrt wird, ist die Berechtigung zu teil geworden, ihre Zöglinge zu einer Anzahl von Universitätsstudien zu entlassen.

So ist die Gleichstellung der verschiedenen Arten von höheren Schulen angebahnt; sie wird vermutlich im Laufe der Zeit völlig durchgeführt werden. Diese Entwickelung drängt mit Notwendigkeit dahin, daß jene Schulen einen gemeinsamen Unterbau erhalten.

Hier nun setzt der Frankfurter Reformversuch ein. Versucht soll werden, wie der Unterricht sich gestalten muß, wenn im Gymnasium in sechs Jahren die lateinische und in vier Jahren die griechische Sprache unter kräftiger Konzentration gelernt werden soll. Ebenso wird im Realgymnasium der Versuch unternommen, das Lateinische in sechs Jahren, das Englische in vier Jahren zu lehren, während beide Schulen in den drei unteren Klassen einen der Oberrealschule durchaus gleichartigen Lehrplan haben.

Man hat diesen Versuch mit der Einheitsschule verwechselt: durchaus mit Unrecht. Man könnte ihn vielmehr die Schule der Arbeitsteilung nennen.

Gelingt dieser von der Stadt Frankfurt unternommene Versuch, so ist zu hoffen, daß er zur Lösung der schwebenden Schulfrage beiträgt. Diejenigen, die das Werk praktisch durchzuführen berufen sind, hegen die Hoffnung, daß ein glückliches Gelingen die Arbeit lohnen, und daß zumal die humanistische Bildung in diesem neuen Gymnasium zu ihrem vollen Rechte gelangen wird.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

2. Goethes dichterischer Pantheismus.

Von Alfred Biese.

(28. August 1892.)

In weihevoller Festesstimmung haben wir uns heute hier versammelt, um dem Genius jenes einzig großen Mannes zu huldigen, der am heutigen Tage vor nunmehr fast anderthalb Jahrhunderten in dieser altberühmten Stadt geboren wurde und im gesamten geistigen Leben unserer Nation eine weithin strahlende Leuchte, hoffen wir, auf alle Zeit hinaus werden sollte.

Es ist heute Sonntag, und wenn auch im Jahre 1749 der 28. August nicht auf einen Sonntag fiel, so war doch Wolfgang Goethe ein Sonntagskind in der ideellen Bedeutung des Wortes, wie nur irgend der Sterblichen einer. Freilich heißt das nicht, daß er ein Glücksprinz war, wie das Märchen sie schildert, denn, so begnadet sein inneres und äußeres Leben auch gewesen ist, jedermann weiß, wie knapp Goethe selbst am Ende seiner Tage die Zahl der wirklich glücklichen Stunden bemaß. Doch bezeichnet er selbst in „Wahrheit und Dichtung" die Konstellation der Gestirne während seiner Geburt als günstig und deutet damit einen geheimnisvollen Zusammenhang seines Seins mit der huldreichen Allmutter Natur poesievoll an.

Und wahrlich: an seiner Wiege, die nicht fern von dieser Stätte stand, da wir heute uns von seinem Geiste umwehen lassen wollen, weilten freundlich lächelnd die Huldgöttinnen. Sie weihen nicht nur zum Dichter, zu wem sie sich gnädigen Auges niederneigen, sie verleihen nicht bloß die holde Gabe goldener Träume und Phantasien und jenen Wunderspiegel, in dem die Welt sich rosig malt, sondern sie legen in die Seele ihrer Lieblinge jenes Streben nach Wahrheit und nach Schönheit, das allein im Innersten beseligt, auch wenn es allezeit ein ungestilltes, ja unstillbares Sehnen bleibt.

Getragen von diesem Wahrheits- und Schönheitsdrange, welcher die Wurzel des innerlich befreienden Idealismus ist, hat Goethe ein Leben ausgelebt, das in seiner großartigen organischen Entwickelung typisch ist und uns anmutet wie das ideelle Abbild der Geschichte des Menschenwesens selbst. Und jemehr sich unsere moderne Bildung in die mannigfaltigsten Richtungen hin zersplittert, um so dankbarer müssen wir die hervorragenden Männer ehren, welche die trennenden Schranken überwanden und das gesamte Geistesleben des Volkes mit heilsamer Wirkung durchdringen. Von welchem Großen der Vergangenheit könnte aber unsere Zeit mehr lernen als von Goethe? Was dürfte wohl eine bessere Leuchte sein für unser Denken und Handeln als dieser Genius, der als Forscher und als Dichter und als Charakter so groß war? Wahrlich, man muß dem heutigen Klassen- und Rassenhaß gegenüber-

halten die freie hohe Menschlichkeit dieses von Humanität und Toleranz durchdrungenen Geistes; man muß dem Banausentum, welches die antike Bildung, diese Grundlage der modernen, von unseren Klassikern geschaffenen Kultur, als abgethan über Bord werfen will, entgegenhalten den Goethischen Enthusiasmus für das Griechentum und dessen Wiedergeburt in seinem kongenialen Geiste, sowie dem alle wahre Kunst vernichtenden Naturalismus jenes Goethische Schönheitsgefühl, das gebildet an den Griechen und gestärkt ist auf dem Boden der ewigen Roma, jenes Geschenk der Muse:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Man muß dem Buchstabendienste des die Wissenschaft beherrschenden Spezialismus, der vor allen Details die Aussicht auf die Ziele verloren hat, gegenüberhalten die Goethische Art, die Dinge zu betrachten, sich in sie zu versenken, ohne den Blick auf das Allgemeine, auf das Ganze, dessen Glied das Einzelne ist, auf die Idee, auf das Gesetz zu verlieren. Man muß der modernen Unrast, welche die Ruhe der Empfindung, die für die Bildung des Charakters so notwendige innere Sammlung vernichtet, und der Zerfahrenheit auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens entgegenhalten die olympische Objektivität und Weisheit und vor allem dem die Welt entgottenden Materialismus unserer Tage die seelenvolle Naturbetrachtung Goethes. Und so mögen Sie, hochverehrte Anwesende, mir, dem die hohe Ehre geworden ist, in Goethes Vaterstadt, vor Ihnen in dieser Festesstunde von Goethischer Art zu reden, gestatten, nur diesen einen Punkt in seinem Geistesleben zu betrachten: den dichterischen Pantheismus Goethes.

So verschiedenartig auch die Richtungen der Weltanschauung sind, welche man vom Mystizismus bis zum Darwinismus bei Goethe hat finden wollen und mit Belegstellen aus den mannigfachen Entwickelungsepochen hat bekräftigen können — dafür war Goethe eben ein Universalgenie, das die verschiedensten Probleme in sich durchrang und überwand —, so hat doch kein Philosoph eine so nachhaltige Wirkung auf sein Denken und Dichten geübt wie Spinoza. „Nachdem ich mich nämlich“, sagt er in „Dichtung

und Wahrheit", „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens umgethan hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken."

Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit seinem alles aufregenden Streben, und die Methode dieses systematischen Kopfes wirkte auf ihn wie ein Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise.

Noch dem alternden Manne klang es in der Seele nach, welche Beruhigung und Klarheit über sein gährendes Innere gekommen, als er zum ersten Male die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte, und immer sah er diese als solche an, denen er so viel schuldig geworden; und wenn er sie zur Hand nahm, so umwehte ihn dieselbe Friedensluft wieder wie einst zuvor. Und worin bestand dieser Friede, der ihn so beruhigte und beseligte, der alle Affekte, Neigungen und Leidenschaften sänftigte? Zunächst in der Resignation, in der Erkenntnis, daß alles eitel ist. Aber das ist nicht das einzige, denn es würde die Seele stumpf machen. Das andere ist, daß man sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen in allen Dingen überzeuge, daß man sich solche Begriffe bilde, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. „Weil aber hierin", sagt Goethe selbst, „wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll."

Aber wie es Goethische Eigenart ist, nichts in sich sklavisch aufzunehmen, sondern alles in sich künstlerisch zu verarbeiten, alles Widerstrebende abzustoßen und das Homogene nach seiner Weise, die immer eine dichterische ist, umzuschmelzen, so verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, daß er Spinozas Schriften hätte unterschreiben und sich buchstäblich dazu bekennen mögen, denn daß niemand den anderen versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt, das war ihm schon längst aufgegangen.

Hatte ihn Herder zuerst näher in Spinoza eingeführt, so war es besonders der innige Verkehr, der tiefe Gedankenaustausch mit Fritz Jakobi auf jener denkwürdigen Rheinreise des Jahres 1774, welcher Spinozas Gedanken in ihm aufleben ließ, auf daß er sie wider den außerweltlichen Gott seines offenherzigen, warmfühligen Freundes ins Feld führte. Und so schwelgten sie, während der Mondschein über dem breiten Rheine zitterte, bis tief in die Nacht hinein, in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich quillt.

Wir wissen, wie regen Gedankenaustausch über Spinoza Goethe in den 80er Jahren mit Herder pflog, wie er mit Frau von Stein die Ethik las, und eine jüngst dem Goethe-Archiv entnommene Skizze zeigt, wie tief er in dies System eindrang. Trotz der Einsicht in die Beschränkung des Menschenwesens, welches das Unendliche nicht zu erfassen vermag, preist er die Gnade der Natur, daß sie den Menschen, der nur zu unvollständigen Begriffen zu gelangen imstande ist, mit einer solchen Zufriedenheit in seiner Enge versorgt hat. Diese Zufriedenheit gewährte ihm Spinoza. Es entsprach dem Bestreben seiner Künstlernatur, aus der Vielheit zur Einheit zu gelangen. Hier fand er die Lehre, welche von der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit der Dinge, von der Erkenntnis Gottes als innerer Ursache der Welt und von der in dieser Erkenntnis des unbedingt Allbedingenden liegenden Befreiung von der Knechtschaft der Affekte erfüllt war, die zur seligen Ruhe der intellektuellen Gottesliebe führt. In dem Pantheismus Spinozas giebt es nur e i n Geschehen und nur e i n unabhängiges substantielles Wesen. Das materielle und das geistige Geschehen

bilden nur die beiden Seiten eines und desselben notwendigen Weltprozesses; die ausgedehnten und die denkenden Einzelwesen sind nichts anderes als wechselnde und vergängliche Zustände des beharrlichen, ewigen, einheitlichen Weltgrundes. Die Substanz, das Unbeschränkte, das Absolute, bei dem jede Prädizierung die Aufhebung und Verneinung seiner selbst bedeuten würde, ist die ewige, naturgesetzliche Einheit des Universums; die Attribute sind die zahllosen Vermögen, welche in den einzelnen Erscheinungen wirken und nicht vergehen in dem beständigen Wechsel der Dinge; der wirkenden Substanz (natura naturans) steht, wie der Ursache die Wirkung, gegenüber die natura naturata, das Reich der Modi. Gott ist die inwohnende Ursache aller Dinge, das natürliche All, seine notwendige ewige Folge. Nicht ist zwischen Gott und Welt ein Hiatus, sondern es ist nur die Unvollkommenheit des Menschen, welche ihn zwingt, die Attribute zu unterscheiden und die Dinge zu vereinzeln; die innere Einheit von Substanz und Welt ist Kausalität. Alle Körper sind beseelt, alle Seelen verkörpert, aber im Grunde sind die Geister- und Körperwelt eins. Die Seele ist der sich denkende Körper, der Körper die sich ausdehnende Seele. Ohnmächtig ist der Mensch in seinen Affekten, die so notwendig sind wie Kälte und Sturm und Donner in der Natur; mächtig ist er in seinem Denken, in der Erkenntnis der Affekte: das ist seine Tugend, das ist sein Glück, das führt ihn zur intellektuellen Liebe Gottes. Dieser amor dei intellectualis bietet die höchste Seelenruhe, Seligkeit und Freiheit und ist ein Teil der unendlichen Liebe, mit der Gott sich selbst liebt, und ist mit der Liebe Gottes zu den Menschen identisch. Nur in der adäquaten Erkenntnis und in der Gottesliebe sind wir unsterblich. — Was Goethe dem System Spinozas entlehnte, war die Überzeugung, daß nur die klare Erkenntnis der Affekte die Befreiung von ihnen in sich schließe, daß alles einen endlosen Kausalnexus wirkender Ursachen bilde, der weder für Zufall noch Willkür einen Raum läßt, daß nichts anders sei und geschehen könne, als es ist und geschieht, und vor allem der metaphysische Hauptsatz von der Immanenz Gottes, von der Einheit von Gott und Welt.

Schon dem etwas gar zu aufdringlichen Glaubenseifer des von fanatischer Christus-Religion erfüllten Lavater gegenüber, für den nur die Alternative Christ oder Atheist bestand, und der doch wieder ein ganz anderes Christentum vertrat als Fräulein von Klettenberg, verficht Goethe den Satz, daß es beim Glauben gar nicht darauf ankomme, was man glaube, sondern nur daß man glaube: der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Und dieses nennt er „Gott oder Natur", wie Spinoza mit deus sive natura die Substanz bezeichnet. Er versichert Lavater, nach seinem angeborenen und angebildeten Realismus sei er nun einmal zu solcher Erkenntnis gelangt, und jener müsse es dabei bewenden lassen, wie es „Gott und der Natur" nun einmal gefallen habe, ihn zu machen:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Seinem künstlerischen Sinne stand es fest, wie er selbst sagt, daß wir bei Betrachtung des Weltgebäudes uns der Vorstellung nicht erwehren können, daß dem Ganzen eine Idee zu Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit wirken möge. Seinem realistischen, anschauungsbedürftigen und naturfrohen Geiste entsprach nicht die „unanschauliche, abstrakte Idee" des jenseitigen Gottes; und so schreibt er an Jakobi, wie er sich immer mehr an die Gottesverehrung Spinozas halte: „Ich überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt; wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir" — und darin spricht der Dichter Goethe —, „ich halte viel aufs Schauen." Und so nennt er sich einen der ephesinischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben in Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht habe und dem es daher unmöglich eine angenehme Empfindung erregen könne,

wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdrängen wolle.

Persönlichkeit gilt ihm als Beschränkung, die weltenferne Transzendenz Gottes als unzulänglich für den Begriff des Unermeßlichen.

> Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

In allen Regionen, in unermessenen Fernen, im Labyrinth der Sonnen und Planeten waltend findet er die Weltseele. „Und jedes Stäubchen lebt." Aber der Weltseele Wesen ist Bethätigung der Kraft, ist ewiges Schaffen und Werden:

> Das Ew'ge regt sich fort in Allen,
> Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein beharren will.

So wandelt sich in dem Dichtergeiste Goethes die starre Substanz Spinozas in schaffende zweckvolle Vernunft, in wirkende Kraft um —

> In Lebensfluten, im Thatensturm
> Wall' ich auf und ab,
> Webe hin und her!
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben.

Die wesenlosen Modi werden substantielle Kräfte, werden beseelte Monaden, die nach ewigem Gesetze eine unendliche Kette bilden, in der sich Glied an Glied fügt:

> Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
> Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
> Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze,
> Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.

Die bloße mechanische Kausalität wandelt sich in eine lebens- und geistesvolle Entwickelung nach inneren Ideen um. Das Einzelne ist ein Abbild des Weltganzen:

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Und so ruft er dem Naturforscher zu: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male". Und wie sich bei Goethe der Philosoph nicht vom Dichter trennen läßt, so ist es nicht nur philosophische, sondern allgemein wissenschaftliche und künstlerische Maxime:

Willst Du ins Unendliche schweifen,
Geh nur im Einzelnen nach allen Seiten;
Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Jeder Mikrokosmus ist so ein Spiegelbild des Makrokosmus. Bewegung und Entwickelung sind die umschreibenden Bezeichnungen für das geheimnisvolle Werden, für die Triebkraft, die in allem lebt. So sagt Goethe: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt".

Wir sehen, Leibnitzische Gedanken und sein eigener dichterischer Sinn führen Goethe zu einer seelenvolleren Weiterführung des Spinozistischen Monismus. Er war kein Atheist, wie er auch Spinoza einmal als theissimum preist, er war kein Materialist — eine geistlose Welt kann er schon als Dichter nicht brauchen: sein Gott ist das Wesen, in dem die ganze Natur und Menschenwelt lebt und webt und ist. Und so ferne es ihm lag, ein in sich geschlossenes philosophisches System im strengen Sinne des Wortes auszubilden, so sah er doch immer festen und harmonischen Geistes und mit Poetenaugen in diese schöne Welt hinein und verklärte sie mit seinem Geiste, beseelte sie mit seiner Seele; denn wenn auch Goethe den Pantheismus Spinozas, wie wir sahen, zu einem dichterischen umschmolz, so lebte doch der dichterische Pantheismus im weiteren Sinne schon in ihm, ehe er den Weisen von Amsterdam kennen und bewundern lernte, und erfüllt sein ganzes Empfinden und Dichten, soweit es die Natur in seinen Bereich zieht.

Als physisch-psychische Wesen kommen wir darüber nicht hinaus, daß wir das Verhältnis von Innerem und Äußerem zum Weltprinzip machen, es von unserem geistig-leiblichen Mikrokosmus auf den Makrokosmus als auf eine durchgeistigte Welt, als auf eine beseelte Natur übertragen. In diesem Anthropomorphismus wurzelt der Mythenglaube der alten Zeit wie alle dichterische Auffassung der Natur, die in dem das ganze All beseelenden Pantheismus gipfelt. „Der Mensch begreift niemals", sagt Goethe in einem seiner Sprüche, „wie anthropomorphisch er ist." Der Mensch kann das Schauen vom Beseelen nicht trennen. Wir müssen die Bewegung, die wir wahrnehmen, als Lebensäußerung deuten, und dann löst sich der Bann, der über der toten, stummen Natur liegt: da beginnt sie zu erwarmen, besonders an dem Dichterherzen, wie der kalte Stein an der Brust des Pygmalion —

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Es sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Da neigen sich nickend und winkend die Zweige im Winde, da raunt flüsternd der West durch die Blätter, da rauscht jubelnd oder ächzend und klagend der Strom zu Thal, da streckt in stummer Sehnsucht der Baum die Äste gen Himmel und rinnt schwermütig der Regen durch das Laub der Büsche oder stürmen die eisbefreiten Fluten unter des Frühlings holdem, belebendem Blick voll ausgelassener Lust dem Meere, dem Vater, entgegen. Da berühren sich Geist und Welt zu harmonischem Klange: da rinnen Seele und Natur in dichterischem Pantheismus zusammen. Alles Geschehen in der Natur wird zum Spiegelbilde menschlicher Träume, menschlichen Sehnens und Empfindens oder zum Gleichnis des Ewigen, das man in ihr ahnt als den belebenden Weltengeist, der da atmet selbst in dem Geringsten der Geschöpfe, und dieses ist nur ein Abbild des Ewigen, wie Goethe im Proömion sagt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
Und deines Geistes Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.

Es ist dasselbe, was er im Faust in das tiefsinnige Wort zusammendrängt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", oder wenn er vor Gretchen in echter frommer Demut sich zu dem Allumfasser, dem Allerhalter bekennt und von dem ewigen Geheimnis des Einklanges zwischen Gott und Welt, von der Wundergewalt des Zusammenschauderns in diesem Gefühle, das zur Gottheit emporhebt, jubelnd ruft: „Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, Nenn' es dann, wie du willst, Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, Umnebelnd Himmelsglut."

Alle großen Dichter vollziehen die Synthese von Geist und Welt, und sie werden, welchem religiösen Glauben sie sonst auch huldigen, in diesem Sinne zu Pantheisten, indem sie dem All in seinen Einzelerscheinungen eine Seele leihen und in allem Geschaffenen die Offenbarung des liebenden All-Einen, durch die Natur hindurch die Gottheit Segen und Gnade spendend hindurchschimmern sehen, so daß — wie z. B. in einem Hymnus bei Rückert — der Geist der Liebe die Sterne aller Himmel verbindet und aus den Blüten aller Haine duftet. Da betet er:

> Geist der Liebe, Weltenseele,
> Laß im Psalmenstrom der Schöpfung, in der Weltenmeere
> Großen Hymnenwogen mit hinschwimmen diese kleine;
> O Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
> Daß sie wiederhalle rein dein Glockenspiel, das reine . . . .

Man hat dies christlichen Pantheismus genannt, weil Rückert Theist war, und vielleicht im Hinblick auf Luther, der auch Gott gegenwärtig sah in allen Kreaturen, auch im geringsten Blättlein, Mohnkörnlein und Pfirsichkern; aber es ist solch' Bekenntnis der Dichter kein dogmatischer Glaubenssatz, es ist kein direkter Ausfluß ihrer Religion, es ist dichterisch die Natur beseelender Pantheismus, es ist Durchdringung der Natur mit Geist. Goethes Gottes- und Naturanschauung ist nun aber Pantheismus, der Glaube an die Einheit von Gott und Welt, von Geistigem und Natürlichem. Und so nennt er auch alles Schöpferische des Menschen, das Erfinden und Entdecken im höheren Sinne, eine aus dem Innern am

Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt, eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt. Von dieser Harmonie ist seine Dichtung, vor allem seine Naturpoesie durchdrungen; sie ist die Seele seines dichterischen Pantheismus, sie führt zur innigen Sympathie mit allen Lebewesen, die ja dem gleichen Urgrunde wie der Mensch entflossen sind. Und so betet Faust:

Erhabner Geist, Du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat . .
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du mir,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Nirgends aber steigert sich diese Sympathie mit der Natur so sehr zur Naturandacht, so daß in der That der Pantheismus, diese Vergeistigung und Vergöttlichung der Natur zur Religion des Herzens, zum Zusammenfließen der entzückten Seele mit dem All-Einen in anbetungsreicher Betrachtung wird, wie im Werther. Es giebt kein Werk der Weltlitteratur, welches das innerste Wesen des dichterischen Pantheismus so deutlich enthüllte wie „Werthers Leiden“. Ja, in ihm liegt der Zauber des Werkes nicht am wenigsten begründet.

In die Einsamkeit einer „paradiesischen Gegend“ hat dies fühlende, kranke Herz sich geflüchtet, und es wird schaudernd umwärmt von der Fülle einer unaussprechlichen Schönheit der Natur. Werther weiß nicht, was es ist, das ihn so anmutet, ob täuschende Geister ihn umschweben oder ob die warme himmlische Phantasie in seinem Herzen es ist, die ihm alles ringsumher so paradiesisch macht. So ist ihm selbst voll Wunder das Gefühl, mit dem seine Seele die Natur umfaßt. „Noch nie war ich glücklicher“, schreibt er, „noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger“, und ein

andermal nennt er dies Naturempfinden ein volles, warmes Gefühl seines Herzens an der lebendigen Natur, das ihn mit vieler Wonne durchströme. Es ist also ein wechselseitiges rätselhaftes Geben und Empfangen, das zwischen seiner Seele und der Natur besteht. Er weiß nicht, ist er es selbst mit seinem überfließenden Gefühl, der die ganze Natur bis ins kleinste Wesen hinab mit Seele und Leben und Liebe füllt, oder ist es ein Geist, der aus allem zu ihm spricht, und dem er sich verwandt fühlt bis in dessen unscheinbarste Manifestationen hinein. Köstlichen Balsam spendet seiner wunden Seele die Freundin Natur; an ihrem Herzen ruht er beseligt aus; und wie er sie so in Liebe betrachtet, beginnt sie zu leben, mit ihm zu fühlen, so daß ihm eine neue Welt sich aufthut, eine Welt, die der seines Herzens auf das Innigste vertraut, ja verwandt ist. Und so schreibt er jenen berühmten Brief vom 10. Mai, den in Ihr Gedächtnis zurückzurufen ich mir nicht versagen darf, denn er ist getaucht in lautere Poesie und in jenen dichterischen Pantheismus, den ich Ihnen, hochverehrte Anwesende, zu schildern mir zur Aufgabe gemacht habe. Da heißt es: „Eine wundersame Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße . . . Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden: wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: Ach! könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner

Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Hier wird das Gefühl für die Natur zur Andacht und zur Sympathie zugleich. Goethe giebt uns in „Dichtung und Wahrheit" den Kommentar zu diesem Ausfluß eigenster Seelenstimmung. Er schildert, wie ihn von Jugend auf das lebendigste Gefühl für alles Gegenwärtige hinausgetrieben habe in die Natureinsamkeit; es hieß ihn schwelgen in ihren stillen Reizen, hieß ihn durch Feld und Wald schweifen, so daß man ihn den Wanderer nannte. Und so sagt er von der Entstehung des Werther und von dieser pantheistischen Natursympathie, welche ihn durchweht: „Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art, auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs Innigste berührte."

Mit dieser pantheistisch alle Lebewesen als Brüder liebenden Auffassung verband sich der dichterische und malerische Blick. Und wie seelenvoll und malerisch zugleich schildert Goethe im Werther die Natur, wie deutlich zeigt es sich, daß für ein Künstlerauge das Schauen vom Beseelen nicht zu trennen ist, daß sich die Linien aus der Ruhe auflösen in Bewegung, daß gleichsam die Thätigkeit des von einem Punkte zum anderen hinschweifenden Auges sich auf das Landschaftsbild überträgt und dieses nun mit Leben füllt. Die Sterne, das Thal, der Brunnen, die Allee, alles ist ihm lieb, heimlich vertraut; mit wahrer Wonne und mitempfindender Liebe betrachtet er die Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen

Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet; er weidet sich daran, wie der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitet und die lieben Wolken abspiegelt, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegt, wie die Vögel den Wald um ihn beleben und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzen; selbst das Moos, das dem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, eröffnet ihm das innere, glühende, heilige Leben der Natur.

Das „Anklingen, das Mitstimmen ins Ganze", die pantheistische Sympathie, das ist der Nerv der Goethischen Naturanschauung, und so faßt auch Werther alles in sein warmes Herz, fühlt sich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegen sich allbelebend in seiner Seele. Und dies Gefühl trägt ihn empor zu der Gottheit, die das ganze All in sich hegt; und so schreibt er, vorbildend die Abendszene im Faust und den „Ganymed": „Ach, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt."

Das ist dichterischer Pantheismus in seiner tiefsten und reichsten Form; das ist jenes Mitklingen mit der Natur, das Werther selbst einmal als „geheimen sympathetischen Zug" bezeichnet. Und so fließt er mit seinem Empfinden zusammen mit der Natur: „Ja, es ist so, wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen." Und wie er in der Winternacht vom Fels herunter die wühlenden Fluten wirbeln sieht, über Äcker und Wiesen und Hecken und das weite Thal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes, während der Mond über der schwarzen Wolke ruhte und die Flut in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang, da faßt ihn ein Schauer und wieder ein Sehnen; ihm ist es, als

ob der Geist der Natur ihm in dem wilden Toben winke — „Ach, mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und atmete hinab! hinab! und verlor mich in die Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen! Dahinzubrausen wie die Wellen!" —

Und wie er Abschied nimmt von der Welt, da schreibt Werther die Zeilen, in denen noch einmal seine heiße Liebe zur Natur durchbricht: „So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende! —"

Es ist bewundernswert, wie Goethe in diesem Roman das Menschenherz und die Natur auf einen Ton zu stimmen verstanden hat. Sie klingen zusammen, sei es nun daß Frühlingswonne dadraußen schafft und webt und daß die Liebe das Herz Werthers mit Entzücken berauscht, sei es, daß Herbst- und Winterstürme brausen, daß ossianische Naturstimmung dadraußen herrscht und daß drinnen im Busen des Unglücklichen der Wurm der Verzweiflung nagt und die Schatten der Selbstvernichtung sein Haupt umschweben. Da wird ihm die Natur, die so heimlich lieb ihm war, zum Abgrund des ewig offenen Grabes, zu einem ewig verschlingenden Ungeheuer, und die liebliche Landschaft, welche in Lenzestagen so hold ihn anlächelte, — „ein lackiertes Bildchen".

Und so sehen wir auch in der Lyrik Goethes, in den eigensten Bekenntnissen seiner Seele dies Zusammenklingen von Geist und Welt, dies Ineinanderrinnen von Herz und Natur, das neben der Andacht vor dem Ewigen den Kern des dichterischen Pantheismus bildet. Die äußere Natur ist für Goethe nicht nur gotterfüllt, sondern auch das Symbol eines Innern mit menschlichen Regungen und Empfindungen; und diese poetische Symbolisierung beruht auf dem Monismus, auf der Identität von Geist und Welt, von Objekt und Subjekt. Die Triebkraft seelenvoller Naturanschauung, welche im Kindesalter der Menschheit die Mythen schuf, ist in jedem großen Dichter lebendig; er muß ihr ein Auge geben, daß sie geistig blicke, er muß ihre Formen deuten als den menschlichen ähnlich, und er muß ihr eine Seele geben.

Und wenn er sie so beseelt, so ist der sprachliche Ausdruck der Beseelung, also die Metapher, nicht ein künstlicher Zierrat der

Rede, sondern der notwendige Ausdruck einer notwendigen, tief in unserem Menschenwesen und in der Natur zugleich begründeten Anschauungsweise. Was durch unseren Geist hindurchgeht, wird lebensvoll umgestaltet; so gewinnt auch die starre Natur in unserem Geiste ein seelisches Element; wie das sinnliche Auge uns nur Bilder der Außenwelt giebt, so sieht das dichterische Auge Bilder voll Beziehungen zum Innenleben und wandelt die Anschauung schöpferisch um in den Abdruck des Geistigen, leiht der Natur seine Stimmung, seine Seele.

Dann ist der Morgen, der anbricht, keine physikalische Erscheinung, sondern er ist ein Freund, der erwartet ist, der uns weckt und grüßt:

> Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
> Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing —

beginnt Goethe seine „Zueignung". Und der anhebende Tag ist ein Jüngling, der neu belebt nach dem Schlafe der Nacht vom Lager ersteht, sich freuend des neuen Lichtes:

> Der junge Tag erhob sich mit Entzücken.

Unter des Dichters Zauberstabe lebt auch das morgenschöne Haideröslein; es spricht zum Knaben, der es brechen will: „ich steche dich", und es wehrt und rächt sich, da der Dreiste zugreift. Still für sich, „gebückt in sich und unbekannt" blüht das „herzige" Veilchen; und ist es nicht die feinste Natursymbolik, fließen da nicht die beiden Pole des Geistigen und des Natürlichen in eins zusammen, so daß ein objektives Naturbild voll duftigster Beseelung entsteht, wenn Goethe die Zeilen hinwirft:

> Ein Blumenglöckchen
> Vom Boden hervor
> War früh gesprosset
> In lieblichem Flor;
> Da kam ein Bienchen
> Und naschte fein:
> Die müssen wohl beide
> Für einander sein.

Worin liegt hier der lyrische Zauber? Ist es nicht jener Lichtstrahl, der aus der Welt des Geistigen in das Reich der Blumen-

welt hineinfällt? Ist es nicht die geheime Poesie der Natur, welche hier entsiegelt wird? In vollendeter Objektivität wird hier der schlichte Naturvorgang auf das Liebenswürdigste und Naturwahrste lyrisch gedeutet. Goethe drängt eben niemals — wie Heine u. a. so oft — der Natur unnatürliche Empfindungen auf, welche in ihr selbst nicht begründet sind, sondern in der Anschauung dichtend, ohne effekthaschende Reflexion, läßt er das Natürliche mit dem Geistigen harmonisch sich verschmelzen.

Was sein Herz bewegt, quillt über auf die Natur, und wenn es in heißem Empfinden pocht und klopft, so gewinnt auch die ihn umgebende Außenwelt Leben und Bewegung, wie in dem wundervollen Gedichte „Willkommen und Abschied“:

.. Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht,
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Mut.
In meinen Adern, welches Feuer,
In meinem Herzen, welche Glut!

Hier strömt also die Glut des Innern über auf die Natur und beseelt den Abend und die Erde, die Bäume und den Wald, die Nacht und die Winde, ja selbst die Finsternis. In enge Beziehung setzt er das Elementare zu seiner Herzensempfindung, wie auch in den schönen Zeilen: „Es liegt In einem stillen Morgenschlummer Die Mutter Erde. Rauschend wiegt Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz, Und die Natur ist still und trauernd, Doch hoffnungsvoller als mein Herz.“ Herz und Natur sind eins in der Liebe im „Mailied“. Diese lebt und webt in den Zweigen, in Erd' und

Sonne, so goldenschön, sie segnet im Blütendampfe die volle Welt —

> So liebt die Lerche
> Gesang und Luft,
> Und Morgenblumen
> Den Himmelsduft,
> Wie ich Dich liebe
> Mit warmem Blut.

Und darum glänzt und leuchtet und lacht die ganze Natur. So fühlt der junge Goethe sich selig „in dem Schoße herrlicher Natur", saugt frische Nahrung, neues Blut aus freier Welt: „Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält!" Und was ist die treibende Kraft in der Natur? Es ist wie im Menschenherzen die Liebe. Wie er wehen Herzens hinauslehnt am Fenster und die üppig rankenden Reben und die strotzenden Trauben sieht, da wandelt sich ihm dies fruchtreiche Leben in Liebe:

> Euch brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umsäuselt
> Des holden Himmels fruchtende Fülle; euch kühlet des Mondes
> Freundlicher Zauberhauch —

und dann wallt die Empfindung zurück von der Natur in das eigene Herz:

> Und euch bethauen, ach! aus diesen Augen
> Der ewig belebenden Liebe vollschwellende Thränen. —

Und wie er im Mondlicht an der rauschenden Ilm dahinwandert, da ist es ihm, als ob das zauberische Licht, wie ein Freund, voll Anteil und Sympathie, lindernd seinen Blick auf das Gefilde und auf sein von Stürmen sich sänftigendes Herz breite, und die dahinrinnenden Wellen mahnen voll Wehmut ihn an verrauschte Stunden.

Aber auch ein dämonisches Gesicht leiht Goethe der Natur: das Gespenstische, das in feuchtkalter Nacht um die grauen Weiden webt, was im wallenden Nebel die Phantasie in Bande schlägt und sich wie ein Alp auf die Seele legt; diese unheimliche, in der Kälte und Feuchte des Abends das junge Leben ertötende Naturmacht gewinnt die Gestalt des Erlenkönigs, wird zum Geist, der im Säuseln der dürren Blätter, im brauenden Nebel raunt und den Knaben umgirrt, so daß er zu Tode erstarrt. Dagegen das wohlig wallende, glitzernde Wasser, das aufundniederwogt, sich

wie atmend hebt und senkt, das uns lockt und uns winkt, hinabzutauchen in die spiegelklare Flut, wird im Geiste des Dichters, der allem eine Seele leiht, zu einem berückend schönen Weibe, das unstillbares Sehnen uns in die Brust legt und den Bethörten ins kühle Grab zieht.

Die Liebe ist die Zaubermacht, wie im Menschenherzen, so auch in der Natur. Sie umglüht uns in dem herrlichen Glanz und in der erquickenden Wärme des Frühlingsmorgens: „Mit tausendfacher Liebeswonne Sich in mein Herz drängt, Deiner ewigen Wärme Heilig Gefühl, Unendliche Schöne!" So jubelt entzückt der Dichter im „Ganymed". Er möchte fassen den Frühling, den Geliebten, fassen die Natur in seinen Arm. „Ach, an Deinem Busen Lieg' ich und schmachte, Und deine Blumen, dein Gras Drängen sich an mein Herz." Da weht ein fächelnder Wind ihm Kühlung zu, da weckt die Nachtigall, die liebend aus dem Nebelthal ruft, sein tiefes Sehnen. Er fühlt sich emporgezogen von der Erde hinweg, an deren Brust er ruht. Die Wolken scheinen sich herabzusenken, um den in sehnender Liebe Verlangenden emporzutragen: „Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an Deinen Busen, Alliebender Vater!"

So ist es wieder die ewige Liebe des All-Einen, welche dem Dichter das Herz füllt und die Natur in verklärtem Lichte, in beseeltem Liebesleben erscheinen läßt.

In unvergleichlicher Prägnanz prägt „Wanderers Nachtlied" diese Harmonie aus. Da klingen die Stille des Abends und die Ruhe in der eigenen Brust zusammen. Der Friede der nächtlichen Berges- und Waldeseinsamkeit senkt sich in die Seele, und es mahnt der sterbende Tag an das Scheiden des eigenen Lebens selbst:

Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Diese innige Sympathie zwischen dem Menschen und der Natur ist der Nerv des dichterischen Pantheismus. Er liegt begründet in dem Glauben an die Natur als an die Allmutter, welche mit gleicher Liebe alle ihre Geschöpfe umfängt und deren Geschöpfe sich selbst wieder in Liebe umfangen.

So sagt Goethe im „Wanderer": „Natur! du ewig keimende, Schaffst jeden zum Genuß des Lebens, Hast deine Kinder alle mütterlich Mit Erbteil aus gestattet"; und nun betrachtet er anteilvoll die Schwalbe, die am Gesims ihr Nestchen baut, die Raupe, die den goldnen Zweig umspinnt zum Winterhaus für ihre Brut, und endlich das in seiner Beschränktheit so idyllisch holde Glück des Weibes, das mit Mann und Kind auf Trümmern die Hütte bewohnt.

In jener großartigen Naturallegorie „Mahomets Gesang", die sich auf der inneren Verwandtschaft zwischen Natur und Menschengeist aufbaut, reißt der junge Strom die „Bruderquellen" mit sich fort, ihn halten nicht die Blumen, die ihm seine Kniee umschlingen, „ihm mit Liebesaugen schmeicheln"; und die Flüsse von der Ebene und die Bäche von den Bergen jauchzen, rufen:

> Bruder! Bruder! nimm die Brüder mit,
> Mit zu deinem alten Vater,
> Zu dem ew'gen Ozeane
> Der mit ausgespannten Armen
> Unser wartet!

So hat Goethe nicht nur mit Liebe in die Natur hineingesehen, sondern auch überall in ihrem geheimnisvollen Weben und Leben die Liebe, die ewige Liebe des All-Einen wirksam gefunden. Ob er ein Jüngling war, ihn „lockte die Sonne mit Feuerliebe" („Seefahrt"), ob er ein Mann war, er wandelte „im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne", oder ob er, ein Greis, am Abend seines Lebens stand, er wußte sich stets in innigem Zusammenhange mit der Natur, der Allmutter aller Lebendigen, und mit allen ihren Erscheinungen. So wandte er noch am 25. August des Jahres 1828 zu Dornburg sich sympathetisch dem aufgehenden Vollmonde zu und wußte, daß teilnahmvoll das milde Licht auf ihm ruhe:

> Doch du fühlst, wie ich betrübt bin . . .
> Zeugest mir, daß ich geliebt bin . . .
> So hinan denn! hell und heller,
> Reiner Bahn, in voller Pracht!
> Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
> Überselig ist die Nacht.

Doch das Evangelium gleichsam seiner Religion der gotterfüllten Natur, seines dichterischen Pantheismus wie seiner wissenschaftlichen Naturanschauung finden wir in den Aphorismen über „die Natur" aus dem Jahre 1780:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen: Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr; sie verwandelt sich ewig; ihre Gesetze sind unwandelbar.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr: nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst."

Hier also spricht Goethe deutlich aus, was wir aus seinen Dichtungen erschlossen und was wir in seinem dichterisch verklärten Spinozismus fanden: die Natur ist ewig, unwandelbar, der Ursprung alles Lebendigen; alle Wesen sind ihre Kinder; Gegenwart ist ihr Ewigkeit; sie ist gütig; sie ist weise; sie ist göttlich. Die Allgewalt der Liebe des ewigen Gottes ist in ihr mächtig. Aber zugleich befindet sie sich in ewiger Menschwerdung; sie ist ein Spiegel unserer Seele. Was wir ihr leihen, was wir an Geist in sie hineinlegen, das wiederholt sie nur. Und so geheimnisvoll sie in ihrem Grunde ist: es giebt nur einen Schlüssel für ihr Verständnis, und das ist die Sympathie; die Krone der Natur ist die Liebe. Und was ist das Wesen der Liebe? Es ist beseligendes und beseligtes Geben und Empfangen. Natur und Seele müssen ineinander fließen, dann gewinnen wir Naturgenuß, Naturandacht im Sinne des dichterischen Pantheismus Goethes.

So war denn die Naturliebe eines der wichtigsten Momente in dem Geistesleben dieses einzigen Mannes. Auf seinen Spuren

wandeln Tausende ins Gebirge und an das Meer und erbauen sich an den erhabenen und lieblichen Eindrücken, an der romantischen Schönheit der Natur, die in deutscher Zunge uns Goethe zuerst erschlossen; aber wie viele hasten ruhelos von Ort zu Ort, wie vielen fehlt die Ruhe der Empfindung, die Weisheit des Genießens und vor allem die Tiefe und Innigkeit der Anschauung, die uns Goethe in seinen Dichtungen, in seinen Briefen und Bekenntnissen kundgiebt!

Gehen wir daher auch hierin seinen Spuren nach, lassen wir auch hierin uns von diesem großen Lehrmeister leiten, uns von seinem Geiste tragen! Halten wir sein Geisteserbe hoch, daß es unser Denken und Empfinden wie ein Sauerteig durchdringe, und halten wir sein Gedächtnis heilig!

Ein harmonisches Leben, wie es die Weltgeschichte kaum wieder kennt, hat er, der Große, Einzige ausgelebt, und seine Werke sind der Abdruck dieser Harmonie seines Einzellebens und seiner Auffassung des Allebens. Die Harmonie zwischen Gott und Welt, zwischen Natur und Mensch, die beide von der allgegenwärtigen Gotteskraft erfüllt sind, ist der Grundzug seines Denkens und Dichtens:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

1. Juni: Herr Dr. E. Prigge über
„Ciceros Hortensius (nach Plasberg, de Ciceronis Hortensio, Diss. Berol. 92, Lips. Fock.) und die Protreptici der Alten".

31. August: Herr Dr. C. Baier über
„Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder."

Die eingesandten Berichte lauten:

1. „Über Ciceros Hortensius (nach Plasberg, de Ciceronis Hortensio, Diss. Berol. 92, Lips. Fock.) und die Protreptici der Alten" von Herrn Dr. E. Prigge.

Nachdem der Vortragende kurz über die Abfassungszeit des Dialogs Hortensius gesprochen hatte, erörterte er die Frage, wie lange diese Schrift wohl im Mittelalter vorhanden gewesen sei. Dabei wendete er sich gegen die Behauptung Plasbergs, daß im 8. Jahrhundert der Presbyter Hadoard in seinem Florilegium den Hortensius unmittelbar benutzt habe. Die von diesem Exzerptor aus unserm Dialog angeführte Stelle (fr. 40. Bait; 50. Müll.) findet sich nämlich auch bei Augustinus. Wenn nun Plasberg so argumentiert: da Hadoard die übrigen Stellen unmittelbar aus Cicero habe (was kaum zu beweisen ist), so könne man auch von jener Stelle vermuten, daß sie aus dem Hortensius selbst abgeschrieben

sei, — so ist dies kein durchschlagender Beweis. Da Hadoard, außer dem erwähnten, kein einziges Fragment des Hortensius anführt, so dürfen wir eher annehmen, daß er jenes aus Augustin abgeschrieben hat. Giebt doch Plasberg selbst zu, daß ein Zeitgenosse des Hadoard, Claudius von Turin, zwei kleine Bruchstücke des Hortensius, die er anführt, aus Augustin abgeschrieben hat: warum soll man dies nicht auch von Hadoard annehmen?[1]) Auch inbezug auf eine Stelle in den Annalen des Berthold von Reichenau, wo erzählt wird, daß der Abt Hermann der Lahme in der Nacht vor seinem Tode im Traume den Hortensius des Cicero geglaubt habe ea memoria et scientia, qua orationem solemus dominicam, lectitando et mox relectitando vigilanter percursitare, wies der Vortragende darauf hin, daß man mit einigem Rechte an der Zuverlässigkeit dieses Berichtes zweifeln könne. Es scheine daher, daß Plasberg die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins des Hortensius im Mittelalter zu bestimmt behauptet habe; doch habe er darin Recht, daß es andererseits nicht unbedingt in Abrede gestellt werden dürfe.

Der Vortragende verfolgte dann, größtenteils an der Hand der Schrift von Hartlich „de exhortationum a Graecis Romanisque scriptorum historia et indole“ (Leipz. Stud. Bd. XI S. 207—335) die Entstehung der προτρεπτικοὶ λόγοι als Ermunterungen zum Studium der Rhetorik bei den Sophisten, ihre Übertragung auf das philosophische Gebiet durch Antisthenes und Aristipp, die, ursprünglich Schüler der Sophisten, sich später dem προτρεπτικώτατος Sokrates anschlossen. Gegenüber den protreptischen Schriften der Megariker und Kyniker, welche durch die von den Sophisten entlehnte Disputierkunst ihm die Würde der Philosophie zu beeinträchtigen schienen, stellte Plato in seinem Euthydem ein Beispiel wahrer Sokratischer Unterweisung auf. Seitdem sind derartige Schriften in allen philosophischen Schulen ge-

[1]) Vergl. jetzt auch die eingehende und lehrreiche Besprechung der Plasbergischen Abhandlung von Usener in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ vom 15. Mai 1892 (S. 377—389), die dem Vortragenden erst nach dem obigen Vortrage zu Gesichte gekommen ist.

bräuchlich und bilden eine feststehende Gattung. Das Vorbild für viele scheint der Protrepticus des Aristoteles gewesen zu sein, dessen Gedankengang Hartlich klarzulegen versucht hat. Auch Cicero hat diesen Dialog benutzt, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar. Wer etwa der Vermittler gewesen ist, kann zweifelhaft sein. Vielfach hält man Posidonius dafür, von dessen Protrepticus Seneca im 90. Briefe teilweise einen Auszug giebt: doch ist dies kaum nachzuweisen (vgl. Plasberg S. 45); und daß Cicero sich nicht durchweg an eine Vorlage gehalten hat, wird durch Useners[2]) Untersuchungen über die Herkunft der Vergleichung verschiedener Litteraturgattungen, die im ersten Teile des Hortensius enthalten war, glaubhaft gemacht. Von jener bisher unbewiesenen Voraussetzung ausgehend, hat Hartlich in seine Rekonstruktion der Ciceronischen Schrift Dinge hineingetragen, die bei unbefangener Beurteilung der Fragmente nicht bestehen bleiben können. Denn der Überblick über eine ganze Reihe gleichartiger Schriften, wie er durch die Hartlichsche Abhandlung gegeben wird, darf zwar bei der Wiederherstellung einer einzelnen Schrift nicht außer Acht gelassen werden, aber auch nicht den Blick für deren Eigenart trüben. Auch berücksichtigt Hartlich in seiner Auseinandersetzung über den Hortensius bei weitem nicht alle erhaltenen Bruchstücke. Auch Plasberg hat nicht alle in den von ihm gegebenen Gedankengang einzuordnen vermocht; doch sind die meisten der übergangenen[3]) so winzig, daß gegen sein Verfahren nichts einzuwenden ist. Im übrigen hob der Vortragende an Plasbergs Schrift, für die jeder, der auf diesem Gebiet arbeitet, dem Verfasser Dank wissen wird, besonders die Zurückhaltung und Bescheidenheit hervor, die gerade auf einem so schlüpfrigen Gebiete angenehm berührt. — Der Vortragende gab dann im Anschluß an Plasberg einen Überblick über den Inhalt des Hortensius und wies schließlich kurz auf die Anklänge an diese Schrift hin, welche sich in den Resten der Exhortationes des Seneca finden.

---

[2]) Dionysii Halic. librorum de imitatione reliquiae ed. H. Usener (Bonnae 1889) p. 114 sqq.

[3]) Auch aus diesen Bruchstücken hat Usener in der angeführten Rezension mit großem Scharfsinn einiges zu gewinnen gesucht.

2. Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder von Herrn Dr. Baier.

Nach einer kurzen Würdigung der durch glänzenden Scharfsinn hervorragenden Schrift, die gegenüber Welckers Epischem Cyclus unsere Kenntnis von den Epen des Thebanischen Sagenkreises um ein bedeutendes gefördert hat, und nach einer gedrängten Übersicht über das Gesamtergebnis der darin niedergelegten Untersuchungen wurde einer eingehenderen Prüfung der erste Abschnitt unterzogen, der sich mit dem offenbar ältesten Gedichte, der Ödipodie, beschäftigt.

Es ist Bethe gelungen, durch Verbindung und Vergleichung der bekannten Stelle der Odyssee, XI. 271—284, und des Scholions zu V. 271 mit Pauf. IX. 5. 11:

> πῶς οὖν ἐποίησαν ἀνάπυστα ἄφαρ, εἰ δὴ τέσσαρες ἐξ Ἰοκάστης ἐγένοντο παῖδες τῷ Οἰδίποδι; ἐξ Εὐρυγανείας δὲ τῆς Ὑπέρφαντος ἐγεγόνεσαν. δηλοῖ δὲ καὶ ὁ τὰ ἔπη ποιήσας ἃ Οἰδιπόδια ὀνομάζουσι,

und namentlich dem bisher nicht genügend beachteten Scholion zu Eur. Phön. 1760, das Pisanders Namen trägt, ein in wesentlichen Zügen neues Bild von der frühesten Gestaltung der Ödipussage zu gewinnen. Danach steht nicht Apollo und das delphische Orakel wie bei den Tragikern und vor ihnen in der Thebais, sondern die Ἥρα γαμοστόλος im Mittelpunkte der ganzen Handlung; durch Laios' Frevel an dem jugendlichen Pelopssohne Chrysippos erzürnt sendet sie den Thebanern die Sphinx oder vielmehr Φίξ (Hes. Theog. 326), nicht die rätselhafte Löwenjungfrau der späteren Sage, sondern ein Bergungeheuer, das Kinder und Männer raubt, die Tochter des Typhon und der Echidna. Um die beleidigte Ehegöttin zu versöhnen, macht sich Laios, dem Rate des Sehers Tiresias folgend, auf den Weg zum Kithäron, wo jene auch in späterer Zeit noch ihr Heiligtum hatte; aber an der σχιστὴ ὁδός auf dem Kithäron, nicht etwa in Phokis, trifft er mit seinem Sohne Ödipus zusammen, den er, um dem Fluche des Pelops:

> μηδέποτε μὲν παῖδα τεκεῖν, εἰ δ' ἄρα καὶ συμβαίη, ὑπ' αὐτοῦ τούτου ἀναιρεθήσεσθαι,

zu entgehen, gleich nach der Geburt ausgesetzt hatte und der dann von Pferdehirten in Sekyon aufgezogen war, und wird im Streite

von diesem erschlagen. Ödipus erlegt darauf die Φίξ und erhält zum Lohne die Hand seiner Mutter Jokaste und die Herrschaft über Theben: doch nicht lange nachher kommt das grausige Verhängnis, das über ihm gewaltet hat, ans Licht. Als er mit Jokaste nach dem Kithäron fährt, um dort der Hera ein Opfer darzubringen, und an die Stelle des Weges gelangt, an der Laios den Tod gefunden hat, erzählt er der Gattin das Zusammentreffen und zeigt ihr den Gürtel des Erschlagenen; bald erscheint auch ein Pferdehirt von Sekyon, berichtet, wie er den kleinen Ödipus im Gebirge gefunden und dann aufgezogen hat, und weist zur Bestätigung seiner Aussage die Stachelknebel auf, mit denen die Füße des Kindes zusammengebunden waren. Jokaste, die in dem Gatten den Mörder des Laios und ihren eigenen Sohn erkennt, nimmt sich aus Verzweiflung das Leben, Ödipus aber heiratet nach ihrem Tode die Eurygane, die ihm die vier Kinder gebiert:

> φασὶ δέ, ὅτι μετὰ τὸν θάνατον τῆς Ἰοκάστης καὶ τὴν αὐτοῦ τύφλωσιν ἔγημε Εὐρυγάνην παρθένον, ἐξ ἧς αὐτῷ γεγόνασιν οἱ τέσσαρες παῖδες· ταῦτά φησι Πείσανδρος,

wie das Euripides-Scholion schließt. Mit überzeugenden Gründen hat Bethe aus diesem eine Reihe von Stellen ausgeschieden, die den ursprünglichen Zusammenhang der Erzählung stören; es sind Zusätze eines Mannes, der sich berufen fühlte, die aus der Ödipodie geschöpfte Sagenform mit der ihm aus Sophokles und Euripides geläufigen wenigstens einigermaßen in Einklang zu bringen. In dieser Hinsicht hätte Bethe an einer Stelle vielleicht etwas weiter gehen können, als er es für notwendig gehalten hat. Schon Weil in der Vorrede zu Äsch. Sieben bemerkt: „Vulgo statuunt cognito parricidio et incestu Oedipum etiam apud epicos oculorum lumine se privavisse. Quod mihi secus videtur. Nam hominem caecum non solum uxorem ducere, sed etiam populi bellicosi regnum obtinere ab heroicae aetatis moribus nimium quantum abhorret.“ Die hier vorgebrachten Bedenken scheinen in der That gegen die Blendung des Ödipus zu sprechen, für die sich auch die Verse der Nekyia (275 f.):

> ἀλλ' ὃ μὲν ἐν Θήβῃ πολυηράτῳ ἄλγεα πάσχων
> Καδμείων ἐάνασσε θεῶν ὀλοὰς διὰ βουλάς·

und nachher (279 f.):

> τῷ δ' ἄλγεα κάλλιπ' ὀπισσω
> πολλὰ μάλ', ὅσσα τε μητρὸς ἐρινύες ἐκτελέουσιν,

kaum geltend machen lassen; es empfiehlt sich daher, in dem oben angeführten Schlußsatze des Scholions die Worte καὶ τὴν αὐτοῦ τύφλωσιν, die ohnehin an ihrem Platze nicht recht passen wollen, als nachträgliche Erweiterung anzusehen. Die Blendung des Ödipus wird erst derjenigen Gestaltung der Sage zuzuschreiben sein, die an Stelle der Euryganе die Jokaste als Mutter der vier Kinder setzte; jedenfalls lag diese Form in der Thebais vor, aus welcher die Tragiker übereinstimmend geschöpft haben.

Über die Schicksale des Ödipus nach dem Tode der Jokaste, die in den Versen der Odyssee nur angedeutet sind, glaubt Bethe zunächst aus dem Scholion zu Eur. Phön. 532 einigen Aufschluß gewinnen zu können. Aber wenn dieses unter dem Namen des Pherekydes berichtet, Ödipus habe nach der Jokaste die Eurygania geheiratet, die ihm die beiden Söhne und die beiden Töchter gebar, und wenn es dann weiter heißt:

> ἐπεὶ δὲ Εὐρυγάνεια ἐτελεύτησε, γαμεῖ ὁ Οἰδίπους Ἀστυμέδουσαν τὴν Σθενέλου,

so hat man doch den Eindruck, daß hier verschiedene Wendungen der Sage mit einander vermengt sind. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Angaben, die das auch von Bethe angeführte Ilias-Scholion (III. 375) bietet:

> Οἰδίπους ἀποβαλὼν Ἰοκάστην ἐπέγημεν Ἀστυμέδουσαν, ἥτις διέβαλε τοὺς προγόνους ὡς πειράσαντας αὐτήν· ἀγανακτήσας δὲ ἐκεῖνος ἐπηράσατο αὐτοῖς δι' αἵματος παραλαβεῖν τὴν χώραν καὶ παρέδωκε τὴν βασιλείαν αὐτῶν Ἐτεοκλεῖ, ὃς ἐξέβαλε Πολυνείκην τὸν ἀδελφὸν αὐτοῦ ὡς πρεσβύτερος.

Bethes Annahme, in dem Scholion sei Jokaste statt der von Haus aus genannten Eurygania eingesetzt, ἀποβαλών aber in dem Sinne zu fassen: „nachdem er verstoßen hatte", erscheint recht gekünstelt: das einfachste und natürlichste dürfte es sein, an der vorliegenden Stelle eine Sagenform zu erkennen, nach der Jokaste die Mutter der vier Kinder war und Ödipus nach ihrem Tode die Astymedusa heiratete, die dann die Söhne der Jokaste verleumdete. In dem Phönissen-Scholion ist diese Form, die als eine jüngere zu be-

trachten ist, mit der älteren für die Ödipodie nachgewiesenen verbunden. Mit vollem Rechte hat übrigens Bethe im Anschluß an Otfried Müller (Orchom. 226) das Gemälde des Polygnot im Athene-Tempel zu Platää (Paus. IX. 5. 11), auf dem Euryganía beim Tode ihrer Söhne dargestellt war, auf die Ödipodie zurückgeführt; von ihr hängt mittelbar auch die Szene der Phönissen des Euripides ab, in der sich Jokaste über die Leichen der feindlichen Brüder wirft.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In der Sitzung vom 29. Juni 1892 sprach Herr Realschuldirektor M. Walter über den „Berliner Neuphilologentag". Der eingesandte Bericht lautet:

Der fünfte allgemeine deutsche Neuphilologentag wurde vom 7. bis 9. Juni 1892 in Berlin abgehalten und war besonders wegen der großen Beteiligung der Berliner Kollegen stärker besucht (ca. 300) als die vorhergegangenen Neuphilologen-Versammlungen. Besonders zahlreich waren diesmal die Anhänger der Reform des neusprachlichen Unterrichts vertreten, deren Reihen durch viele neue Freunde der Bewegung noch verstärkt wurden. Sie hielten Montag den 6. Juni eine Versammlung unter der Leitung von Rektor Dörr (Solingen) ab, um ihrerseits Stellung zur Tagesordnung zu nehmen und sich über methodische Fragen auszusprechen. Wegen der hervorragenden Bedeutung der von Professor Waetzoldt (Berlin) und Professor Rambeau (Hamburg) angemeldeten, die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer betreffenden Vorträge, war die allgemeine Ansicht, daß diesen Vorträgen insbesondere der Vorrang vor den anderen gebühre, und um so mehr, als am ersten Tage die Anwesenheit von Vertretern des Ministeriums in Aussicht stand, deren Teilnahme an diesen Verhandlungen ganz besonders erwünscht erschien. Im Namen der Anhänger der Reform und zugleich im Auftrage des Neuphilologischen Vereins zu Hamburg brachte Professor Wendt in der allgemeinen Versammlung am Abend desselben Tages diesen Wunsch zum Ausdruck, fand aber lebhaften Widerspruch beim Vor-

sitzenden Professor Zupitza (Berlin) und anderen, welche den rein wissenschaftlichen Vorträgen die erste Stelle zuweisen wollten. Nach längeren Reden für und wider wurde schließlich dem Wunsche von Professor Zupitza entsprochen.

Am Dienstag, 7. Juni, früh 9 Uhr fand die Eröffnung des 5. Neuphilologentages im kleinen Saale des Berliner Rathauses durch Professor Zupitza statt. Dieser betonte, daß in dem gemeinsamen Tagen der Neuphilologen kein Gegensatz zu den Altphilologen zu erblicken sei. Der Neuphilologentag bezwecke die Vereinigung von Wissenschaft und Praxis, von Universität und Schule, zwischen denen eine stete Wechselwirkung stattfinden müsse. Er giebt hierauf eine Darstellung der Geschichte des Verbandes. Von 300 (im Jahre 1886) ist seine Mitgliederzahl auf über 1000 gestiegen; das Interesse an dem Verbande ist stetig reger geworden. Dem Berliner Neuphilologentage sei seitens der staatlichen und städtischen Behörden ein großes Wohlwollen entgegengebracht worden, wofür ihnen der wärmste Dank gebühre. Se. Majestät der Kaiser habe 2000 Mark zur Verfügung gestellt, so daß eine Festschrift erscheinen konnte; auch eine Vorstellung im Königlichen Schauspielhause sei zu Ehren des Neuphilologentages bewilligt worden. Hierauf begrüßt an Stelle des am Erscheinen verhinderten Unterrichtsministers der Wirkl. Geheime Regierungsrat Dr. Stauder die Versammlung und betont, wie der Unterrichtsverwaltung daran gelegen sei, daß die Verhandlungen im Sinne der neuen Lehrpläne geführt würden, welche eine Änderung der bisherigen Methode erheischten, wenn anders das gestellte Ziel „Gewandtheit im praktischen schriftlichen und mündlichen Gebrauch der neueren Sprachen" erreicht werden solle. Hierzu sei ein gemeinsames, verständnisvolles, freudiges Arbeiten von Universität und Schule durchaus erforderlich. Alle Neuphilologen möchten sich daher den neuen Aufgaben, an deren Durchführung streng festgehalten werden würde, voll und ganz zum besten der Jugend hingeben. Stadtschulrat Fürstenau heißt die Versammlung im Namen der Stadt Berlin willkommen und wünscht den Verhandlungen den besten Erfolg im Sinne einer tüchtigen Ausbildung der Jugend in der Beherrschung der gesprochenen fremden Sprachen, deren Kenntnis im friedlichen Wett-

kampf zwischen den einzelnen Völkern von nicht zu unterschätzendem Werte sei und zur Förderung der Beziehungen zwischen den Kulturvölkern erheblich beitrage. Oberlehrer Böttcher (Berlin) entbietet dem Neuphilologentage den Gruß der Gesellschaft für deutsche Philologie, welche sich in ihren Forschungen mit der romanischen und englischen Philologie eng verbunden fühle und durch diese stetige reiche Förderung erfahre. Professor Bouvier (Genf) spricht zuerst in fließendem Deutsch, dann in seiner Muttersprache der deutschen Wissenschaft den Dank für die reiche Förderung aus, welche die Universität Genf ihr schulde. Zum Zeichen der Dankbarkeit habe sie für die deutschen Neuphilologen zwei Einrichtungen getroffen, welche auch von der preußischen Regierung gebilligt worden seien, nämlich die Gründung eines neufranzösischen Seminars und Ferien-Lehrgänge, welche beide die Ausbildung der Teilnehmer im praktischen Gebrauch der französischen Sprache fördern wollen.

An diese Begrüßungen schloß sich der erste Vortrag des Tages von Professor J. Schmidt (Gr.-Lichterfelde) „Über englischen Humor". Nach einer Erklärung dessen, was „humour" überhaupt bezeichne, geht er auf den Humor in den englischen Dichtungen ein, von Chaucers Canterbury Tales bis zum Punch und den sonstigen neueren Witzblättern. Der englische Humor gründe sich auf eine Vermischung der Temperamente der phlegmatischen Sachsen und der cholerischen Normannen. Bei Shakespeare, den Redner eingehender behandelt, träte der Humor neben der hervorragenden Komik vielfach in seiner ernsteren Seite auf, der dann oft das melancholische Element anhafte (Brutus, Hamlet). Sehr bezeichnend für den Begriff „Humor" sei die Ausbeute, welche die Engländer an den Eigenschaften der Iren zu machen pflegen, deren gesunder, fröhlicher Mutterwitz oft mit geistreicher Dummheit gepaart sei.

Professor Sachs (Brandenburg) sprach hierauf „Über die Décadents". Diese Richtung, der etwa 180 Persönlichkeiten angehören, sei aus dem Gegensatz zum Realismus hervorgegangen. Er liest eine größere Zahl von Proben ihrer Werke vor und kommt zu dem Ergebnis, daß die Bestrebungen dieser Dichterschule nicht zu billigen seien.

**

Professor Varnhagen (Erlangen) berichtet alsdann „Über eine in der Erlanger Bibliothek aufgefundene Sammlung alter italienischer Drucke". Er trägt eine Anzahl von interessanten Stellen vor und läßt die einzelnen Bücher herumgehen. Bei manchen von ihnen lassen sich Quellen nachweisen, andere sind wohl als Originalerfindungen anzusehen.

Dr. Tanger (Berlin) spricht sich in seinem Vortrage „Über Lautschrift" gegen deren Verwendung in der Schule aus und befürwortet an ihrer Stelle diakritische Zeichen; für die Wissenschaft aber gesteht er den Nutzen der Lautschrift zu, da sie eine Förderung der Aussprache bewirke. Es sei jedoch notwendig, daß aus den verschiedenen Systemen sich eine allgemeingiltige, einheitliche Lautschrift herausbilde, die dann auch vielleicht für die Schule verwertbar sei. Zu diesem Zweck sei ein Ausschuß von Sachverständigen zu wählen, welcher dem nächsten Neuphilologentage geeignete Vorschläge für eine Einheitslautschrift zu machen habe. Tangers Vorschläge finden keine Zustimmung; seinen Anschauungen über die Verwertung der Lautschrift im Unterricht, worüber ihm eigene Erfahrungen fehlen, treten auf Grund ihrer Versuche entgegen Dörr, J. Koch, Klinghardt, Quiehl, Roßmann, Vietor, Walter, welche sämtlich aus der Praxis heraus zu Gunsten der Lautschrift sprachen, die sowohl die Arbeit des Lehrers als des Schülers erleichtere und besonders bei großen Klassen von außerordentlicher Bedeutung für die Aneignung einer guten Aussprache sei. Und hierauf sei doch beim Anfangsunterricht ganz besonderes Gewicht zu legen.

Am Nachmittage wurde ein gemeinsames Festessen im Saale der Loge Royal York abgehalten, woran sich der Besuch der Festvorstellung im Königlichen Schauspielhause schloß.

Mittwoch, den 7. Juni, früh 8 Uhr fand in der Königlichen Bibliothek eine Besichtigung der von Professor Willmanns veranstalteten Ausstellung von seltenen deutschen, französischen und italienischen Handschriften und Drucken statt.

Die zweite Hauptversammlung am 8. Juni wurde von Professor Sachs geleitet. Das Wort erhielt zunächst Professor Waetzoldt über: „Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts

und die Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen". Der Redner legt seinen Ausführungen die neuen Lehrpläne zu Grunde, nach denen ein freier schriftlicher und mündlicher Gebrauch der fremden Sprache erzielt werden soll. Hiermit sind die Grundsätze der „neuen Methode" anerkannt. Wenn aber ein derartiges Ziel erreicht werden soll, so müssen die Forderungen an die Ausbildung der Lehrer wesentlich geändert werden; denn im großen und ganzen sind die Lehrer nicht dafür vorgebildet. Bisher lernte der Neuphilologe auf der Universität nur wenig von dem kennen, was er für den Unterricht notwendig braucht, während sonst in den meisten Fächern (Jurisprudenz, Medizin, Theologie) die Vorbildung auf der Universität im Einklang mit den Anforderungen des Berufes steht. Zwar muß der historisch-kritische Boden wie bisher die Grundlage bilden; er wird aber bis jetzt noch zu sehr bevorzugt. Als höchstes, ideales Ziel des Studiums müsse die Kenntnis des Kulturlebens der fremden Völker gelten, was in den neuen Lehrplänen nicht zum Ausdruck gebracht sei. Hierzu muß aber der Lehrer das fremde Land selbst kennen lernen, und um so mehr, als er sich nur hier auch sprachlich gründlich auszubilden vermag. Ein Teil der Ausbildungszeit muß demnach ins Ausland verlegt werden. Zu diesem Zwecke sind den Neuphilologen alle möglichen Erleichterungen zu gewähren: Reisestipendien in größerem Umfange als bisher und Urlaub, bei dem nicht jeder genötigt ist, für seine Vertretung aufzukommen. Außerdem muß aber die Universität selbst dafür Sorge tragen, daß der Studierende während seiner Studienzeit reichliche Gelegenheit findet, die fremden Sprachen zu hören und zu sprechen, sowie die Geschichte und Kulturgeschichte der fremden Völker und alles, was in das Gebiet der Realien fällt, zu studieren. In dieser Hinsicht ist bisher so gut wie nichts an unseren Universitäten geschehen. Wenn auch an vielen Universitäten Lektoren vorhanden sind, so reichen diese nicht für die wesentlichen Erfordernisse aus. Es müssen vielmehr neben den wissenschaftlichen praktische Seminare errichtet werden, welche neusprachliche, der lebenden Sprache völlig mächtige Professoren zu leiten haben. Darin sei in kleineren Gruppen zu arbeiten in einer eingehenden, das ganze Gebiet beherrschenden Weise. Hin-

sichtlich der Auswahl der Schriftsteller, welche auf der Universität behandelt werden, sind große Mängel vorhanden. Die Schulschriftsteller werden gewöhnlich umgangen, und die Gegenwart wird kaum berücksichtigt. Dann dürften nicht nur die Formen studiert werden, sondern der Lehrer müßte eine größere Durchbildung in ästhetischer Hinsicht erwerben, um sich ein litterarisches Urteil, besonders über die neuere Epoche bilden zu können. Vorlesungen in den fremden Sprachen müssen möglichst bald überall eingerichtet, der Verkehr mit Ausländern, wo irgend angängig, gefördert werden. Jahrelange Übung wird aber erst zu einer einigermaßen gewandten Handhabung der fremden Sprache führen. Da der Neuphilologe meist nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln den Aufenthalt im Auslande zu bestreiten, so muß der Staat hier nach besten Kräften eingreifen. Ein Teil des Probejahrs müßte für das Ausland in Anrechnung gebracht werden; auch seien Ferienkurse einzurichten. Einstweilen müssen wir das schon Gebotene (Genf s. o.) zu benützen suchen. Der Redner teilt dann einiges aus der bevorstehenden neuen Prüfungsordnung mit, nach der zunächst eine Vorprüfung in Deutsch, Religion und Geschichte stattfände. Die eigentliche Fachprüfung kann für die Unterstufe (bis IIb) und die Oberstufe gemacht werden. Bezüglich der Wahl der Fächer soll volle Freiheit herrschen, wodurch auch eine Trennung von Französisch und Englisch eintreten und sich die natürlicheren Verbindungen Französisch-Latein, Englisch-Deutsch ergeben würden. Der geistvolle Vortrag wird mit großem anhaltendem Beifall aufgenommen. Der Redner schließt an seine Ausführungen folgende Leitsätze[1]) an: I. Der Schulunterricht in den lebenden Sprachen hat die unmittelbare Aufgabe, den Schüler zu befähigen, einen modernen französischen und englischen Schriftsteller mit Leichtigkeit zu verstehen, gesprochenes Französisch und Englisch schnell und sicher aufzufassen und die fremde Sprache in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs mündlich wie schriftlich ohne Zwang zu gebrauchen; er hat die mittelbare Aufgabe, dem Schüler das freie

[1]) Bei der großen Bedeutung dieses und des folgenden Vortrags erscheint es angebracht, hier die Leitsätze ausführlich zu geben.

Verständnis für die eigenartige geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker zu erschließen. II. Die veränderten und erhöhten Aufgaben des Schulunterrichts in den lebenden Sprachen fordern zu ihrer Erfüllung eine veränderte Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen nach den folgenden Gesichtspunkten: 1) Neben den wissenschaftlichen Seminaren (Gesellschaften) für romanische und englische Philologie ist die Errichtung selbständiger praktischer Seminare ins Auge zu fassen, an denen die Studierenden in kleineren Abteilungen, je nach Vorbildung und Kenntnissen, systematisch zum schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Fremdsprache erzogen und in die moderne Litteratur, in die Landeskunde, in die politische und kulturgeschichtliche Entwickelung Englands und Frankreichs eingeführt werden. 2) Es ist wünschenswert, daß in den Vorlesungen und Übungen der Universitätslehrer mehr als bisher im allgemeinen geschehen ist, auf die litterarische und sprachliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte und besonders auch auf jene Schriftsteller eingegangen werde, welche in den höheren Schulen gelesen zu werden pflegen. Zusammenfassende und orientierende Darstellungen, enzyklopädische und hodegetische Vorlesungen sind für die späteren Jahre unerläßlich. 3) Da diejenige Fertigkeit und Sicherheit in der praktischen Handhabung der Fremdsprache, welche schon für den Unterricht auf der Unterstufe gefordert wird, im Inlande nur in den seltensten Fällen erworben werden kann, so ist bei der Meldung zur Prüfung für das höhere Lehramt in der Regel der Nachweis eines mehrmonatlichen Aufenthaltes im Auslande zu erbringen. Es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, die Studierenden für die französische Sprache an das neufranzösische Seminar der Universität Genf, oder nach Lausanne und Neuchâtel zu weisen. 4) Lehramtskandidaten mit der Befähigung zum neusprachlichen Unterricht auf der Oberstufe haben die Hälfte ihres Probejahrs in England und in Frankreich oder in einem der beiden Länder zuzubringen, und sich dort neben ihrer praktischen Vervollkommnung besonders das Studium des Landes und Volkes angelegen sein zu lassen. Zu diesem Zwecke ist auf die Anknüpfung geeigneter Verbindungen Bedacht zu nehmen und das Studium im Auslande womöglich einheitlich zu organi-

sieren. 5) Nicht nur die staatlichen Unterrichtsbehörden, auch die größeren Kommunen und die Anstaltskuratorien haben ein Interesse daran, durch reichliche Gewährung von Reisestipendien und von Urlaub die Leistungen der Lehrer der neueren Sprachen zu sichern und zu erhöhen. 6) Um denjenigen schon angestellten Lehrern, denen der Besuch des Auslandes nicht möglich ist, einigen Ersatz zu schaffen, empfiehlt es sich, an geeigneten Orten vierwöchentliche Ferienkurse einzurichten, in denen fremdsprachliche Vorlesungen von Engländern und Franzosen gehalten, Gelegenheiten zum Gebrauch der fremden Sprache geboten und methodische Anweisungen gegeben werden. 7) Es empfiehlt sich, die Lehramtskandidaten mit neuphilologischer Fakultas während ihres Seminarjahres besonders solchen Anstalten zuzuweisen, bei deren Leitern Verständnis und Interesse für die eigentümlichen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts vorauszusetzen ist.

Auf den Vortrag von Professor Waetzoldt folgten die Ausführungen von Professor Rambeau (Hamburg): „Über die offiziellen Anforderungen inbezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse“. Beide Redner haben unabhängig von einander zwei sich nahe berührende Themata bearbeitet und sind fast zu den gleichen Ergebnissen gelangt. Es genügt daher, wenn ich nicht weiter auf den Vortrag eingehe, sondern nur die betreffenden Leitsätze wiedergebe.

1) Es ist zu wünschen, daß die Vorschriften für das Examen pro facultate docendi, das die Befähigung für den französischen und den englischen Unterricht in den mittleren und unteren Klassen erweisen soll, ein wenig verändert werden, und zwar scheint es mir notwendig, daß, da die bezüglichen Kandidaten in den Klassen unterrichten sollen, in denen das Lesen und Sprechen der fremden Sprache weit wichtiger als alles andere ist, von ihnen ohne Einschränkung und Ersatz fließendes, korrektes Lesen, eine gute Aussprache und eine vollkommen ausreichende Sprechfertigkeit verlangt, aber dafür die übrigen Bedingungen für die Bestehung eines solchen Examens wesentlich ermäßigt werden. 2) Es ist zu wünschen, daß die Phonetik mit ausschließlicher Berücksichtigung der Laute der

Muttersprache und der Fremdsprache, für die sich der Kandidat gemeldet hat, weil sie die sicherste Grundlage einer guten Aussprache und einer befriedigenden Sprechfertigkeit bildet, ein obligatorischer Prüfungsgegenstand im Examen pro facultate docendi sowohl für den Unterricht in den oberen als für den in den mittleren und unteren Klassen werde. 3) Die Behörden sind dringend zu ersuchen, daß sie den Unterricht im Französischen und Englischen, besonders in den unteren Klassen, vorzugsweise Neuphilologen und nie klassischen Philologen, Mathematikern und anderen ohne Lehrbefähigung für diese Fächer anvertrauen; 4) ferner, daß sie den Lehrern der neueren Sprachen gestatten, die vorgeschriebene Anzahl der Korrekturen, vor allem in den unteren und mittleren Klassen, zu vermindern. 5) Die Studenten der neueren Sprachen sollten auf jeder Universität Gelegenheit finden und in geeigneten Vorlesungen und Seminarübungen die nötige Anleitung dazu erhalten, sich eine gründliche theoretische Kenntnis der Phonetik zu erwerben und eine gute Aussprache, und, soweit dies in der Heimat möglich ist, eine genügende Sprechfertigkeit zu erlangen oder zu bewahren. 6) Die Einrichtung der zwei Probejahre ist von geringem Nutzen und eher schädlich für die weitere Entwickelung der jungen Neuphilologen. Die Behörden sind daher dringend zu ersuchen, daß sie diesen Kandidaten gestatten, die lange Probezeit zu unterbrechen oder abzukürzen und dafür 1—1½ Jahr im Auslande zu verweilen und, wenn es ihnen möglich ist, dort als Lehrer zu wirken — ohne Nachteil für ihre definitive Anstellung und ihr künftiges Avancement in der Heimat. 7) Die Unterrichtsministerien der deutschen Staaten sind dringend zu bitten, dafür Sorge zu tragen, daß ihnen die nötigen Geldmittel zur Verfügung stehen, um Studenten, Kandidaten und jungen Lehrern der neueren Sprachen ohne feste Anstellung Stipendien zur Vervollständigung ihrer Studien im Auslande zu gewähren; 8) ferner, daß den festangestellten Lehrern, die ihre Sprechfertigkeit und ihre Kenntnis der Realien durch einen längeren Aufenthalt im fremden Volke auffrischen und sich auf diese Weise für ihren Unterricht leistungsfähiger machen wollen, ein halbjähriger Urlaub ohne Schwierigkeit bewilligt und die mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Ausführung ihres Vorhabens auch

in pekuniärer Hinsicht möglichst erleichtert werde. 9—13) Es ist im Interesse der Schule und der Wissenschaft zu wünschen, daß den Universitätslehrern der romanischen und der englischen Philologie, deren hohe Verdienste sowohl um die Wissenschaft als auch um die Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule wir alle mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkennen, eine bedeutende Entlastung durch Arbeitsteilung und Gründung neuer Professuren zu Teil werde: 9) Es ist schon längst als notwendig erkannt worden und mag hier noch einmal als notwendig bezeichnet werden, daß die Lehrstühle für romanische und englische Philologie an jeder Universität getrennt sind, und daß nicht das eine Fach einem Privatdozenten oder einem außerordentlichen Professor überlassen wird. 10) Es scheint mir durchaus notwendig, daß die romanische und englische Philologie an jeder Universität je zwei, eventuell drei Professuren aufzuweisen hat: 1) eine Professur vorzugsweise für die älteren und ältesten französischen, resp. englischen Sprachstufen und Litteraturepochen; 2) eine andere vorzugsweise für die gegenwärtige französische, resp. englische Sprache, auch für die lebenden Dialekte und für die neue und neueste Litteratur; eventuell 3) eine dritte für die übrigen romanischen Sprachen neben der französischen resp. für die übrigen germanischen Sprachen neben der englischen, abgesehen von der deutschen Sprache, die ja stets durch besondere Lehrstühle bedacht ist. 10) Sehr wünschenswert ist an jeder Universität eine Professur für Phonetik mit eingehender Behandlung des deutschen, englischen und französischen Lautsystems, wie auch eine Professur für vergleichende Litteraturgeschichte besonders der germanischen und romanischen Völker. 12) Es ist zu wünschen, daß neben den Privatdozenten auch solche Philologen, die längere Zeit in der Schulpraxis thätig gewesen sind, bei der Besetzung neuer oder vakanter Professuren für lebende Sprachen an den Universitäten mehr, als es üblich zu sein scheint, Berücksichtigung finden. 13) Es ist wünschenswert, daß das Lektorenwesen entweder ganz abgeschafft oder einer gründlichen Reform unterzogen werde.

Der Meinungsaustausch über diese beiden die Reform des neusprachlichen Universitäts- und Schulunterrichtes betreffenden hoch-

bedeutsamen Vorträge wird wegen der vorgeschrittenen Zeit auf den Nachmittag verschoben. Zum Wort gelangt noch Oberlehrer Hartung (Wittstock): „Über die Methode des Anfangsunterrichtes in den neueren Sprachen, besonders im Englischen". In kurzer Darstellung führt Redner die Vorteile seines jahrelang geübten Verfahrens aus, das er in seiner Schrift „Sprechübungen im Englischen, nebst Wegweiser" eingehend auseinandergesetzt hat. Es handelt sich hauptsächlich um den Unterricht auf Gymnasien, bei dem er durch Beschränkung des Ziels, durch vieles Sprechen der Sprache (weniger Lesen) recht gute Ergebnisse in der Kenntnis der gesprochenen Sprache erlangt habe.

Um 2 Uhr Nachmittags eröffnete Professor Koller (Stuttgart) als Vorsitzender die dritte allgemeine Sitzung. Professor Wagner (Reutlingen) hat seine früheren Versuche (vgl. 4. Neuphilologentag in Stuttgart) mit einem verbesserten Apparate weiter ausgebildet (Albrecht'scher Apparat). Während er bei der Stuttgarter Versammlung über die Untersuchungen seines schwäbischen Dialektes berichtete, gab er nun Mitteilungen über seine Untersuchungen der französischen Quantität. Er ließ eine große Zahl von Tafeln herumgehen, auf denen die gewonnenen Lautkurven dargestellt waren. Die Forschungen sind noch in ihren Anfängen, werden aber gewiß in ihrem weiteren Verlaufe noch viel Interessantes ergeben. Hierauf führt Abbé Rousselot (Paris) den von ihm selbst hergestellten Phonautographen vor und wird hierbei von Professor Koschwitz (Greifswald) unterstützt, der in Paris längere Studien bei genanntem Gelehrten gemacht hat. Der Apparat ist sehr genau, aber auch außerordentlich kompliziert. Die Herstellungskosten belaufen sich auf 7000 Francs. Der Apparat giebt selbstthätig die Schwingungen der Lippen, des Kehlkopfs, der Zunge, der Nase und der Zähne an und zwar mit einer Genauigkeit bis zu 1/1000 Sekunde; die lautlichen Untersuchungen können also in der eingehendsten Weise vorgenommen werden. Die Professoren Koschwitz und Vietor wünschen im Anschluß an die interessanten mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Redners, daß seitens der Regierung für die so bedeutungsvollen phonetischen Untersuchungen Mittel zur Verfügung gestellt werden, um die Anschaffung solcher

Apparate zu ermöglichen. — Hierauf wird als Versammlungsort für den 6. Neuphilologentag zu Pfingsten 1894 Karlsruhe gewählt, von wo eine Einladung vorlag. Zu Vorsitzenden für den 6. Neuphilologentag werden bestimmt Professor Neumann (Heidelberg), Professor Müller (Karlsruhe) und Oberschulrat von Sallwürk (Karlsruhe). Wenn erforderlich, soll der Vorstand einen Tag mehr für die Versammlung anberaumen dürfen.

Wegen Mangels an Zeit mußten die weiteren noch angemeldeten Vorträge von der Tagesordnung abgesetzt werden, und es konnte nur noch eine kurze Besprechung der Vorträge und Leitsätze der Professoren Waetzoldt und Rambeau erfolgen. Professor Kölbing (Breslau) warnt vor zuweitgehenden Forderungen hinsichtlich der Besetzung der Lehrstühle; es gäbe bisher nur vier Universitäten in Preußen, welche Ordinariate für Englisch besitzen. Außerdem erklärt er, daß die Gelegenheiten, welche den Studierenden zur Aneignung der Kenntnis der gesprochenen Sprache geboten würden, noch viel zu wenig benützt werden. Dem widerspricht Professor Vietor, der die entgegengesetzten Erfahrungen an seinen Studierenden gemacht hat, welche reges Interesse für die praktischen Sprechübungen bekunden. Da eine eingehende Beratung der Leitsätze nicht mehr möglich ist, stellt Oberlehrer Dr. Kühn (Wiesbaden) den Antrag, ihnen im wesentlichen zuzustimmen und diesen Beschluß den deutschen Regierungen zur Kenntnisnahme zu übermitteln. Dieser Antrag wird seitens der meisten Universitätsprofessoren, besonders von Zupitza und Stengel, eifrig bekämpft, da sie ein Zurückdrängen der Wissenschaft darin erkennen wollen. Andererseits wird dieser Standpunkt widerlegt, und so bildet sich gewissermaßen ein Kampf des Alten gegen das Neue, der schließlich damit endet, daß Kühns Antrag mit fast allen Stimmen angenommen wird. (Dagegen stimmen mit nur einigen Kollegen die Universitätsprofessoren, ausgenommen Vietor.) Nach dieser Abstimmung verzichtet Professor Zupitza auf sein Amt als Vorsitzender, da er sich des Auftrages der Versammlung, deren Beschlüsse den Ministerien zur Kenntnis zu bringen, nicht entledigen könne. Nachdem Professor Vietor eine Ersatzwahl abgelehnt, wählt die Versammlung Professor Stengel, der die Ausführung des Auf-

trags auf sich nimmt, „indem er sich der Majorität füge“. Professor Vietor dankt alsdann dem Vorstande im Namen der Versammlung für die Leitung der Verhandlungen, worauf der fünfte Neuphilologentag als geschlossen erklärt wird.

Die Anhänger der Reform hatten noch eine Versammlung in den Münchener Hof einberufen, zu der sich ungeachtet der schon stundenlangen anstrengenden Verhandlungen des Tages noch ungefähr 60 Kollegen einfanden. Rektor Dörr übernahm den Vorsitz unter Hinweis darauf, daß sich einerseits die Reformfreunde über verschiedene wichtige Fragen aussprechen, andererseits aber auch denen Belehrung geben wollten, welche der Reform bisher noch ferne gestanden hätten. So wurden unter lebhafter Beteiligung verschiedene Punkte erörtert. Über die Lautschrift wurden von mehreren Seiten nur günstige Urteile abgegeben. Über die Verwendung von Anschauungsmitteln, besonders von Bildern, sprechen sich viele Kollegen sehr günstig aus; doch wird vor deren ausschließlichen Gebrauch gewarnt, vielmehr eine Abwechslung zwischen Gedicht, Bild und Lesestück empfohlen. In der Lektüre ist noch eine größere Auswahl neuerer Stoffe zu erstreben, welche die Schüler zugleich mit Land und Volk näher vertraut machen. Das Chorsprechen und Chorsingen wird zur Förderung einer guten Aussprache und zur Belebung des Unterrichts für sehr zweckmäßig erachtet. — Dr. Lange, Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“, der schon der ersten Sitzung der Reformer beigewohnt hatte, sprach seine Freude aus über das frische Leben und Streben, das sich auf dem Gebiete der Reform der Methode des neusprachlichen Unterrichts bekunde, und begrüßte diese Bestrebungen als im Zusammenhang stehend mit der allgemeinen Schulreform, deren gegenseitige Ziele im wesentlichen auf eins hinauslaufen. Professor Vietor dankte den anwesenden zwei skandinavischen Kollegen für ihr Erscheinen, welche ihrerseits ein Hoch auf die Reform ausbrachten. Der Vorsitzende schloß die 2½stündige Versammlung, die in der einmütigsten Weise verlief, mit dem Dank für das der guten Sache in so hohem Grade dargebrachte Interesse und mit der Mahnung, einig zu sein. In den Grundsätzen der Methode, — so habe es sich auch hier heraus-

gestellt —, sei volle Übereinstimmung vorhanden; in untergeordneten Dingen käme es ja auf die mannigfach abweichenden Ansichten nicht an. Die Tage von Berlin würden der Reform sicher viele neue Freunde zuführen.

Am Abend des 8. Juni fand im Konzerthause ein Festkommers statt, an dem durch Reden, Musik, Gesang und Aufführung eines französischen Lustspiels „Les Espérances par Paul Bilhaud“ für die nötige Abwechslung gesorgt war. Eine besondere Anerkennung zollte Professor Bouvier (Genf) der deutschen Sprache und den deutschen Forschern durch eine nach Form und Inhalt gleich vollendete französische Rede, der ein Sturm lang anhaltenden Beifalls folgte. Den Schluß des Neuphilologentages machte Donnerstag den 9. Juni ein Besuch von Wannsee und eine Dampferfahrt auf den schönen Havelseen nach Potsdam, wo sich die Mehrzahl der Besucher trennte mit dem zuversichtlichen Rufe: Auf Wiedersehen in Karlsruhe, Pfingsten 1894!

---

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In dieser Abteilung sprachen am

14. September 1892: die Herren O. Donner-von Richter und Dr. O. Heuer über
„Das Goethebild von Collins“ (?) (dem Freien Deutschen Hochstift geschenkt von Herrn Bankier Albert Holz zu Breslau.

Herr O. Donner-von Richter äußerte sich folgendermaßen.

Bei der ersten Besprechung über das von Herrn Bankier Albert Holz in Breslau dem Freien Deutschen Hochstifte geschenkte Ölgemälde, Goethe im Profil als Brustbild in Lebensgröße darstellend, wurde von einigen der anwesenden Herren die Ansicht ausgesprochen, daß dieses Gemälde als nach der bekannten Zeichnung von Jagemann ausgeführt zu betrachten sei, daß also Goethe dem Künstler nicht selbst gesessen habe.

Über letzteren Punkt kann ich selbstverständlich keine Behauptung aufstellen; aber, daß ich die Ansicht: dieses Porträt sei nach der Jagemannischen Zeichnung oder nach einer der vielfachen mehr oder weniger treu wiedergegebenen Reproduktionen dieser Zeichnung in Stich oder Lithographie gemacht worden, nicht teilen könne, habe ich schon damals ausgesprochen und will meine Gründe dafür heute nochmals wiederholen.

Wer ein zeichnerisch geübtes Auge hat, muß bei aufmerksamer Vergleichung der beiden Profile finden, daß diese durchaus von einander abweichen. Die Partie der Stirne ist in dem Ölbilde im Verhältnis zu dem untern Teile des Gesichtes mehr Raum einnehmend und im Umriß gewölbter als in der Zeichnung. Schärfer und tiefer als bei Jagemann ist die Einsenkung der Nasenwurzel, dadurch wird die Nase jener ähnlicher, welche wir von der Goethemaske und von der Rauchischen Büste her kennen. Ebenso ist die Nasenspitze unter dem Nasenloch schärfer eingezogen und dadurch diese ganze Partie markierter als bei Jagemann. Eine sehr wesentliche Abweichung zeigt sich aber in der Richtung der Augen- und Mundlinien, welche sich beide in der Zeichnung bedeutend senken, während sie sich in dem Ölbilde weit mehr der Horizontalen nähern, wodurch von vornherein ein anderer perspektivischer Gesichtspunkt des Zeichnenden, bezw. eine andere Haltung des Kopfes, dargethan ist. Dabei ist das Spitzchen der Oberlippe an ihrer Scharte auch schärfer akzentuiert als in der Jagemannischen Zeichnung: dies verleiht dem Munde etwas ganz besonders Lebensvolles. Ein sehr wichtiger und sehr auffallender Unterschied zwischen beiden Werken ist aber der, daß die Jagemannische Zeichnung, und noch mehr verschiedene der nach ihr gemachten Wiederholungen, das Haar in vielen kleinen, langweilig und monoton gezeichneten Zotteln — man kann kaum sagen: Locken oder Partien — geben, während es bei dem Ölgemälde leicht, frei und natürlich in wenigen großen Partieen den Schädel umgiebt. Gerade hier läßt sich eine ungemein geschickte Künstlerhand erkennen, wie sie nur bei eignem freiem Schaffen, nicht aber bei einem immer ängstlich nachahmenden Kopieren wirken kann.

Alle diese sehr auffälligen und wesentlichen Abweichungen von der Zeichnung und deren Nachbildungen würde sich wohl kaum

ein Maler gestatten, dem diese Zeichnung behufs einer nach ihr zu machenden Kopie vorlag, und welcher Goethe selbst nie gesehen hatte. In solchem Falle hält sich ja begreiflicher Weise der Kopist so genau wie möglich an seine beglaubigte Vorlage, um nicht ganz ins Unsichere und in etwas ganz Willkürliches zu geraten. In diesem Sinne läßt sich also das Gemälde sehr wohl als eine Originalarbeit betrachten und nicht als eine Kopie der Jagemannischen Zeichnung. Hierzu kommt unterstützend die technische Ausführung, welche eine ungemein gewandte, künstlerische Hand verrät. Die Pinselführung ist eine breite, sichere; das Kolorit hell und leuchtend und namentlich die ungemein geschickte, leichte Behandlung der Haare ganz vorzüglich, ja so, wie eine solche, ohne daß nach der Natur gemalt würde, kaum zu erreichen ist. Ebenso ist auch die schwierige Partie der sich zwischen Kinn und Ohr stauenden Haut- und Muskelfalten wohl verstanden und in solcher Ausführung nur denkbar, wenn die Hand des Künstlers der Natur unmittelbar folgen konnte.

Mit allen den angeführten Vorzügen nicht ganz in Einklang steht die Behandlung des Rockes und des Ordenssternes; bei letzterem ist sie sogar durchaus ungeschickt, die Angrenzung des Rockkragens aber an die Fleischteile ist etwas hart und schneidig, so daß sich die Vermutung aufdrängt, man habe nur den Kopf nach der Natur gemacht, während bei drängender Zeit und einem solchen Mann gegenüber Rock und Stern einer späteren Ausführung überlassen blieben, ja vielleicht erst später von einer geringeren Hand angefügt wurden. Der Rock ist in der That dem auf der Jagemannischen Zeichnung sehr ähnlich — soweit nicht überhaupt in einer bestimmten Zeit ein solcher steifer Rock im Profil stets eine ähnliche Erscheinung bietet — und könnte vielleicht mit Benutzung der Zeichnung Jagemanns von der zweiten Hand hinzugefügt worden sein, als das Bild in die Galerie Lord Houghtons gelangte. (Ganz zutreffend hat Herr Ricard die Bemerkung gemacht, daß die stärkere Vorbauschung des Rockes bei dem Ölgemälde den Eindruck hervorruft, als ob hier Goethe sitzend gedacht sei, während das geradere Herabfallen des Rockes auf der Brust in der Jagemannischen Zeichnung auf eine stehende Figur hinweist.)

Was die Schrift auf der Rückseite der Gemäldetafel betrifft, nämlich: „by Ruffin[o?] Collins“ und „died 1832“, so ist die mit Tinte ausgeführte Schrift durchaus nicht wie eine offizielle Bezeichnung seitens des Malers selbst hingeschrieben, sondern erscheint als eine flüchtig und nachlässig hingekritzelte Notiz eines Besitzers des Bildes.

Um das hier Ausgeführte nochmals kurz zusammenzufassen, so geht meine Ansicht dahin: daß das Gemälde keineswegs als eine Kopie der Jagemannischen Zeichnung zu betrachten, daß vielmehr eine selbständige Auffassung des Profiles Goethes in dem Bilde zu erkennen sei. Worauf diese aber beruhe, ob nur auf kombinierter Anschauung verschiedenartiger Goetheporträte, oder auf persönlichem Kennen des Dichters, oder, wofür die Ausführung des Bildes am meisten spricht, auf wirklichem Sitzen des letzteren zu dem Bilde, darüber eine endgiltige Behauptung aufstellen zu wollen, scheint mir zur Zeit noch nicht thunlich.

In gleichem Sinne sprachen sich die Herren Maler Junker, der das Bild kopiert hat, Herr Ferdinand Günther und Herr Ricard-Abenheimer aus.

Im Anschluß an die Ausführungen des Herrn O. Donner-von Richter faßte Herr Dr. O. Heuer die Gründe nochmals kurz zusammen, die bereits in früheren Sitzungen der Goethehaus-kommission ihn, wie die Herren Dr. R. Kuthe, Dr. H. Pallmann und Dr. H. Weizsäcker veranlaßt hatten, der bestimmt ausgesprochenen Anschauung, als handle es sich bei dem Collinsschen Goethebilde um eine Originalaufnahme nach dem Leben, entgegenzutreten.

Ein Beweis ist für diese Anschauung bisher nicht erbracht. Weder Rollett noch Zarncke bieten in ihren Werken über Goethes Bildnisse einen Anhalt für das Vorhandensein eines derartigen Originalbildes.[1]) Ebensowenig wissen wir von einer einem englischen Maler Collins gewährten Sitzung, oder von der Anwesenheit

[1]) Obwohl Zarncke doch alle Auszüge aus Goethes Tagebüchern, welche seine zahlreichen Porträtierungen betreffen, benützen konnte.



eines solchen in Weimar. Der bekannte Landschafts- und Genremaler William Collins (1787—1847) hat Goethe, wie die von seinem Sohne William Wilkie Collins verfaßte Biographie[2]) ergiebt, nie gesehen und ist nach dem in jener Biographie enthaltenen Verzeichnis seiner Gemälde nicht der Maler unseres Bildes.

Ein Ruffino Collins ist nach gütiger durch Vermittelung des Herrn Professor Max Müller in Oxford von der Direktion der Kgl. National-Galerie in London erhaltener Auskunft, dort nicht bekannt, also wohl keiner der hervorragenderen englischen Künstler.

Es ist daher, wenn man bedenkt wie sorgfältig alle Porträtierungen in des Dichters Tagebüchern und von den ihm nahestehenden aufgezeichnet sind, mindestens unwahrscheinlich, daß der Maler Gelegenheit gehabt habe Goethe nach dem Leben wiederzugeben.

Dazu kommt, daß das Bild auf den ersten Blick so unverkennbare Anklänge an die von Jagemann im Jahre 1817 angefertigte Original-Kreidezeichnung (Rollett Nr. 62, Zarncke Nr. 39) zeigt, daß eine Abhängigkeit des Malers von ihr nicht abzuweisen ist. Da die Zeichnung selbst ihm wohl nicht zugänglich war, so ist anzunehmen, daß er einen nach ihr gefertigten Stich vor sich hatte. Nach der Zeichnung selbst wurde bereits 1817 der bekannte Stich Christian Müllers ausgeführt, der dann wieder einer großen Anzahl von Vervielfältigungen in Deutschland, Frankreich und England als Vorlage diente.[3]) Diese Nachbildungen schalten mit dem Originale mehr oder weniger frei. Während sie sich teilweise enge daran anlehnen, weichen andere wieder sehr weit davon ab, besonders im Profil, in der Haarbehandlung und der Gewandung.

Als direkte Vorlage für den Maler unseres Bildes, nach der er treu kopiert hätte, ist keiner der uns bekannt gewordenen Stiche oder Lithographien zu betrachten. Es ist trotzdem aber leicht möglich, daß es eine solche giebt.

[2]) Memoirs of the life of William Collins, Esq. R. A. with selections from his journals and correspondence. By his son W. Wilkie Collins. 2 vol. London 1848.

[3]) Etwa 30 solcher Reproduktionen aus den Sammlungen des Herrn Heinrich Stiebel zu Frankfurt a. M. und des Hochstiftes waren zur Ansicht und Vergleichung aufgestellt. Vgl. auch die bei Rollett S. 146—150 aufgeführten.

Doch braucht es dieses Mittelgliedes gar nicht, die Entstehung des Collinsschen Porträtes läßt sich unmittelbar aus dem Stiche Müllers sehr wohl verstehen. Dann haben wir die Abweichungen von diesem Stiche dem Maler selbst zuzuschreiben. Jagemanns Zeichnung gehört bekanntlich zu denjenigen, welche die Züge des alternden Dichters am getreuesten und ohne jede Künstelei wiedergeben. Doch erschien seine Auffassung in ihrer Einfachheit vielen Nachbildnern nicht ideal genug, und es läßt sich daher fast regelmäßig das Bestreben erkennen, das zu grob und massig erscheinende Profil zu verfeinern, schärfer auszuarbeiten, auch dem kurz geschnittenen Haar des Originals bemühte man sich mehr Schwung zu geben. Beides ist bei unserem Bilde der Fall. Das Profil hat durch die scharfe Ausarbeitung der Nase und des Kinnes etwas Fremdartiges, und dieser Eindruck wird durch das ganz willkürliche Heraufziehen der Augenfalte und des Mundwinkels noch erhöht. Die Verbesserungen des Malers in dieser Hinsicht sind entschieden unglücklich ausgefallen, das Gesicht hat etwas unangenehm Verkniffenes bekommen. Aus dem kräftigen Goethekopfe Jagemanns mit dem offenen klaren Blicke ist das Antlitz eines mißtrauisch verschlossenen englischen Diplomaten geworden. Auch das vorzüglich behandelte leicht gewellte Haar, das der Maler hinzufügte, kann dafür nicht entschädigen.

Damit sind aber die Abweichungen von dem Müllerschen Stiche erschöpft, im übrigen ist die Übereinstimmung eine so unverkennbare, daß wir sie nur aus dem Umstande erklären können, daß eben eine Kopie, allerdings durchaus keine ängstlich nachahmende, sondern zum Teil bewußt abändernde Kopie vorliegt.

Zu diesem von uns von jeher vertretenen Ergebnisse ist auch Hermann Rollett, der beste jetzt lebende Kenner der Goethebildnisse, unabhängig von unserer Ansicht gelangt. Er sagt:[4]) „Ganz offenbar haben wir es hier mit einer etwas freien Nachbildung der vortrefflichen, im Jahre 1817 zum Stich für den Kupferstecher Christian Müller angefertigten, sehr oft reproduzierten Kreidezeichnung Jagemanns zu thun" und fügt hinzu: „Das also nicht als

[4]) Beilage zur „Allg. Ztg." Dienstag den 24. Mai 1892. S. 7.

Originalbildnis zu betrachtende, wahrscheinlich nach Müllers Stich angefertigte Ölgemälde zeigt sogar nur ganz geringe Abweichungen, die allein betreffs der in leichter Schwingung behandelten, etwas längeren Kopfhaare günstiger, in jedem anderen Bezug aber ungünstiger wirken".

Wenn nun so der Gesamteindruck der einer Kopie ist, so läßt sich auch in zwei Einzelheiten die Abhängigkeit Collins von Müller oder einem seiner Nachahmer augenfällig darthun.

Müllers Stich ist zwar tüchtig ausgeführt, in zwei Punkten aber ist er nicht ganz der Zeichnung getreu, und beide Fehler finden sich durch Mißverständnis noch vergrößert in dem Ölgemälde wieder.

Die von Jagemann so klar wiedergegebene Kinnbackenpartie war Müller nicht recht gelungen, die Tiefe der Schatten ist nicht richtig verteilt. Collins hat diesen Fehler, da er an der Vorlage keine sichere Richtschnur hatte, noch vergrößert.

Aus einer bei Jagemann nur leicht angedeuteten kleinen Falte unter dem Ohre ist eine tiefe Einsenkung, wie ein Drüsenschnitt, geworden, so daß die Lage des Kinnbackens verschoben erscheint. Nach dem übereinstimmenden Gutachten der Herren Oberstabsarzt Dr. Kuthe und Sanitätsrat Dr. Herxheimer ist die Wiedergabe dieser Partie anatomisch so unrichtig, wie es bei einem nach dem Leben gemalten Porträt kaum vorkommen kann.

Der zweite Punkt ist, obwohl eine Kleinigkeit, ebenso bezeichnend. Jagemann hatte die obere Spitze des Rockkragens an dessen Einschnitt leicht emporgewölbt, wodurch die Einschnittlinie eine kleine Biegung erhielt, Müller hat diese Biegung etwas eckiger wiedergegeben und den die Wölbung andeutenden Schatten zu sehr abgeschwächt. Dadurch wurde Collins verleitet, die Spitze ganz glatt zu legen, während aus der Biegung eine scharfe geradlinige Einkerbung wurde, so daß der Kragen an dieser Stelle bei ihm eine unbegründete Änderung des Schnittes zeigt, die nur aus der Vorlage verständlich wird. Im übrigen ist der Rock in jeder Falte dem Jagemannischen gleich.

Wollte man nun auch den fast undenkbaren Fall annehmen, daß zwei selbständige Originalaufnahmen sich in so überraschender

Weise gleichen könnten, wie die Jagemanns und das Ölbild des englischen Malers, so bleibt doch die Übereinstimmung mit den Fehlern des Müllerischen Stiches auch dann unerklärt. Da die Nachahmung dieser Fehler Kopf und Rock gleichmäßig trifft, so kann auch die Hypothese der nachträglichen Hinzufügung des Rockes von anderer Hand nichts für die Originalität des Bildes beweisen.

Es bliebe nun noch der ja auch als möglich zugegebene Fall zu erwägen, daß die Auffassung Collins' auf kombinierter Anschauung verschiedenartiger Goetheporträte beruhe. Durch derartige Kombination können allerdings Porträte entstehen, die, von echter Künstlerhand ausgeführt, ganz den Eindruck von Originalen hervorrufen.[5]) Fragen wir uns nun, welche Goethebilder der Maler zu seiner Komposition benutzt haben kann, so wird die Antwort unfehlbar lauten müssen, in erster Linie das Jagemannische. Weitere Vorlagen werden sich kaum mit Bestimmtheit nachweisen lassen.

Man könnte für die von Jagemann abweichende Gestaltung des Profiles an Jugendbildnisse von Kraus, an einige Büsten[6]) und Medaillen denken, aber ohne daß ein zwingender Grund für die eine oder die andere spräche.

Auch als Kombinationsbild würde unser Gemälde daher der „Jagemann-Gruppe" unter den Goethebildern zuzuweisen sein. Innerhalb dieser Gruppe nimmt es sowohl durch seine künstlerische Ausführung als durch seine eigenartige Auffassung eine hervorragende Stellung ein. Es ist unter den zahlreichen hierher gehörigen Bildwerken das einzige in Öl wirklich tüchtig ausgeführte.

---

[5]) Ich möchte hier auf einen naheliegenden Fall hinweisen. Als das Hochstift Grillparzers 100jährigen Geburtstag durch einen Festakt begehen wollte, fehlte es an einer Büste oder einem Bilde des Dichters. Da es nicht glücken wollte, eine solche zu beschaffen, übernahm es Herr Donner-von Richter auf meine Bitte in liebenswürdigster Weise in kürzester Frist ein Grillparzerporträt zu malen. Es standen dazu nur drei kleine Stiche zur Verfügung. Durch deren Kombination entstand ein Bild, das bei vollster Ähnlichkeit doch so wenig Abhängigkeit von einer Originalaufnahme des Dichters verrät, daß jeder mit der Entstehungsgeschichte des Bildes nicht Vertraute es für ein nach dem Leben gemaltes Original halten muß.

[6]) Die von A. Dietrich um 1820 nach Jagemanns Zeichnung verfertigte Goethebüste ist im Profil dem Gemälde von Collins einigermaßen ähnlich.



Diese Bedeutung bleibt dem Bilde unbestritten, wie es auch entstanden und wer auch der Maler gewesen sein mag.

Besonderes Interesse gewinnt das Gemälde noch dadurch, daß es aus der Sammlung des bekannten Kunstkenners und Dichterfreundes R. Monckton Milnes, des ersten Lord Houghton, stammt. In den weiten Räumen seines Schlosses Fryston hatte er neben seiner Ahnengallerie die Porträte aller der bedeutenden Männer, die er verehrte und deren Werke und Verkehr ihn entzückten, vereint. „Milnes loved to be surrounded by his friends; when he was unable to enjoy their bodily presence, he liked to have their faces regarding him with friendly eyes from the walls of his favourite sittingroom," sagt sein Biograph.[7]) Zu diesen geistigen Freunden Milnes' gehörte in erster Linie Goethe, den er am höchsten stellte. T. Wemyß Reid giebt ein Gespräch wieder, das er im Jahre 1879 mit dem greisen Lord Houghton führte.[8]) Er traf ihn vor einer Liste der berühmten Männer, deren persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte. Lord Houghton äußerte „The greatest name of all is missing — the man I might have known and did not know." Auf die Frage, wer das sei, erwiderte er „Goethe, and I was actually at Weimar[9]) when he was living, and never went to see him. I can never forgive myself".

So ist es denn begreiflich, daß er bei der Anlage seiner Freundesgallerie für die Herstellung eines Goetheporträtes Sorge trug.

Auch Schiller war ihm teuer. Sein Bild ließ er von dem Maler Claud malen, der das bekannte Graffsche Bildnis zur Vorlage nahm, nach der er, jedoch mit noch größerer Freiheit als Collins nach Jagemann, kopierte. Dieses Gemälde befindet sich ebenfalls im Besitze des Stifters unseres Goethebildes, des Herrn Bankier Albert Holz in Breslau.

---

[7]) The life, letters, and friendships of Richard Monckton Milnes, first lord Houghton. By T. Wemyss Reid. Third edit. 1891. vol. 1 p. 459.

[8]) a. a. O. I. p 201.

[9]) Wahrscheinlich 1830, gelegentlich seiner Studienzeit in Bonn. a. a. O. I. ch. 3.

Herr Professor Valentin bemerkt hierzu, daß das negative Ergebnis des historischen Nachweises, es sei von einem solchen Originalbilde nichts bekannt, nicht den Anspruch auf eine wissenschaftlich begründete Darlegung auch nur von der Unwahrscheinlichkeit des Vorhandenseins eines solchen Originalbildes machen könne: es sei damit lediglich festgestellt, daß nach dem bisherigen Stande der Kenntnis ein solches Originalbild nicht nachgewiesen werden könne. Das könne sich, da die Mitteilungen aus dem Goethe-Archiv noch keineswegs abgeschlossen seien, jeden Tag ändern. Ob in der That das Bild „das Antlitz eines mißtrauisch verschlossenen Diplomaten" darstelle, darüber gebe schon der im letztjährigen „Berichte" veröffentlichte Lichtdruck die genügende Antwort: noch mehr freilich thue dies das Original selbst. Die angegebenen Mängel seien kein entscheidender Grund gegen eine Originalaufnahme, zumal wenn diese rasch gemacht werden mußte; hierauf möchte auch die geringere Qualität der Ausführung von Rock und Orden zurückzuführen sein: ein Mann in der Stellung Goethes hat höchstens für die Fertigstellung der Hauptsache gesessen, während die Nebensachen aus der Erinnerung oder auch nach fremden Skizzen ausgeführt werden mußten. Ein Künstler, der nicht die Natur vor sich gehabt hätte, sondern bemüht gewesen wäre, ein Idealbild zu schaffen, hätte sicherlich den überraschend großen Thränensack nicht so gemalt: eine solche Einzelheit deute klar auf einen augenblicklichen Eindruck eines wirklich vorhandenen, zufälligen und vorübergehenden, aber für den Maler gerade damals thatsächlich vorhandenen Zustandes hin. Diese Einzelheit deute umsomehr auf eine Originalaufnahme hin, als sie keineswegs günstig wirkt und daher von einem ein komponiertes Bild schaffenden Künstler sicher vermieden worden wäre. Er seinerseits stimme in der Charakterisierung des allgemeinen Eindruckes, welchen etwa vorhandene Unrichtigkeiten im einzelnen nicht beeinträchtigen könnten, mit dem von künstlerischer Seite gegebenen Urteil überein: der wissenschaftliche Nachweis, ob man es mit einem Kombinationsbilde, dessen Schaffung selbstverständlich eine durchaus berechtigte sei und dem Künstler eine bedeutungsvolle Aufgabe stelle, oder aber mit einem unmittelbar nach der Natur geschaffenen Bilde zu thun habe, müsse nach seiner Meinung der Gunst des

Zufalls überlassen bleiben, der uns vielleicht aus dem Nachlasse noch eine entscheidende Notiz bescheren werde.

---

3. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1892 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Referendar Dr. Ad. Friedlaender, hier.

Es sprachen in dieser Sektion am

6. Mai: Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über „Der Arbeitsvertrag nach der Gewerbeordnung und die persönliche Freiheit des Arbeiters";

27. Juni: Herr S. Spier über „Der XI. Kongreß des Vereins für Knabenhandarbeit";

5. Juli: Herr Gustav Maier über „Persönliche Erfahrungen bei der Börsenenquête in Berlin".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Der Arbeitsvertrag nach der Gewerbeordnung und die persönliche Freiheit des Arbeiters von Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch.

Das sogenannte Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 enthält im wesentlichen eine Neuordnung des Arbeitsvertrages.

Aufgabe dieses Vortrages ist es zu untersuchen, inwieweit bei dieser Neuordnung die persönliche Freiheit des Arbeiters, die Rechtsgleichheit zwischen ihm und dem Arbeitgeber gewahrt ist.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die unleugbare Thatsache, daß sich an den Arbeitsvertrag vielfach ein Abhängigkeits-

verhältnis des Lohnarbeiters von dem Unternehmer anschließt, dem zu einem wirklichen Gewalt- oder Herrschaftsverhältnis nichts fehlt als die formale rechtliche Sanktion.

Gerade in letzter Zeit mußte sich die Aufmerksamkeit mehr als bisher hierauf lenken, nachdem sich in mehreren Aufsehen erregenden Fällen und in fast allen Kulturstaaten gezeigt hat, daß dieses Gewaltverhältnis mächtig genug ist, um selbst der Durchführung des Staatswillens entgegenzutreten.

Wenn in Deutschland Herr v. Stumm im Reichstage erklären konnte, daß er trotz aller Vorschriften der neuen Gewerbeordnung über die Arbeitsordnung in der Bevormundung seiner Arbeiter durch Verbot gewisser Zeitungen, Verbot des Heiratens u. s. w. fortfahren werde; wenn in England die Durchführung von Parlamentsenqueten erschwert wird, weil die beteiligten Arbeitgeber die verheirateten Arbeiter entlassen, oder wenn in Frankreich den Eisenbahnarbeitern das ihnen gesetzlich zustehende Koalitionsrecht dadurch verkümmert wird, daß die großen Eisenbahngesellschaften einfach den zu einem Verbandstage gewählten Delegierten den Urlaub verweigern, ohne daß in allen diesen Fällen die Staatsgewalt im Stande ist, die persönliche Freiheit und die von ihr selbst anerkannte Gleichberechtigung des Arbeiters dem Unternehmer gegenüber zu schützen, so beweisen diese Thatsachen zunächst, wie unrichtig es wäre sich bei der formell bestehenden Gleichberechtigung des Arbeitnehmers und des Arbeitgebers zu beruhigen, und sie fordern dazu auf, jede Neuordnung des Arbeitsvertrages gerade von dem Gesichtspunkte aus zu untersuchen, inwieweit sie die weder durch den Zweck des Arbeitsvertrages noch durch die Bedürfnisse der Volkswirtschaft geforderte Übermacht der Unternehmer zu beseitigen sich bemüht.

Die Betrachtung wird sich dabei im einzelnen den Vorschriften über den Eingang, den Inhalt und die Auflösung des Arbeitsverhältnisses anzuschließen haben.

A. Eingang des Arbeitsverhältnisses.

1) Das Arbeitsverhältnis kommt zu Stande durch den Arbeitsvertrag.

Wenn man früher glaubte man könne den Abschluß einfach der freien Übereinkunft der Parteien überlassen, so hat bereits die

Novelle zur Gewerbeordnung von 1878 dieses als ungenügend erkannt. Das Arbeitsverhältnis ist nach § 105 Gegenstand freier Übereinkunft **nur noch** „vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen".

Diese Beschränkungen richten sich, wie leicht zu ersehen, schon jetzt fast sämtlich gegen den **Unternehmer**, nicht wie frühere Koalitionsverbote, Streikverbote u. s. w. gegen die Arbeiter, und die Frage ist nur, ob sie genügend sind.

2) Der Arbeitsvertrag wird geschlossen **zwischen dem einzelnen Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber.** Daß hierbei die Übermacht des Arbeitgebers, der im Besitz der Arbeitsmittel und Arbeitsgelegenheit ist, und die Schwäche des Arbeiters, der zu seinem Lebensunterhalt auf den Abschluß von Arbeitsverträgen angewiesen ist, besonders hervortritt, ist klar.

Ein Schutz des Arbeiters wäre es, wenn die Arbeitsbedingungen nicht zwischen ihm und seinem Arbeitgeber direkt vereinbart, sondern durch Vermittelung von Arbeitsvereinigungen festgesetzt würden.

Während aber in England solche Vereinigungen — die Trade unions — durchaus anerkannt sind und mit den Arbeitgebern als Macht zu Macht verhandeln, und während in Frankreich die syndicats professionels vom Gesetz[1]) formal anerkannt und mit dem Rechte juristischer Persönlichkeiten ausgestattet sind, ist in Deutschland die Bildung solcher Arbeitervereinigungen aufs äußerste erschwert, und die Arbeiter werden hierdurch umsomehr benachteiligt, als zugleich die Vereinigungen der Arbeitgeber durch die Vorschriften über die Innungen, durch die Bildung der Berufsgenossenschaften u. s. w. im höchsten Maße gefördert sind.

3) Der Arbeitsvertrag wird **formlos** abgeschlossen. Die Bestimmungen über Schriftlichkeit der Lehrverträge, über die Arbeitsbücher der jugendlichen Arbeiter[2]) kommen hier weniger in Betracht, die über die Arbeitsordnungen werden noch zu erwähnen sein.

B. **Inhalt des Arbeitsvertrages.**

I. Vorschriften über die **Arbeitszeit.**

[1]) Loi relative à la création des syndicats professionnels du 21 mars 1884.

[2]) § 107 ff., § 128 ff.

1) Unsere Staatsordnung rechnet in einer ganzen Reihe von Einrichtungen auf die aktive Teilnahme der Bürger an den öffentlichen Geschäften, sowohl in der Staats- als in der Gemeindeverwaltung.

Es ist bekannt, daß bei der zeitigen Ordnung des Arbeitsverhältnisses die Arbeitnehmer von dieser Teilnahme fast gänzlich ausgeschlossen sind. Die Selbstverwaltung befindet sich durchaus in den Händen der begüterten Klassen. Das Gesetz ruft aber in neuerer Zeit in einigen Beziehungen direkt die Klasse der Lohnarbeiter zur Erledigung staatlicher Aufgaben heran. Sie müssen in den Gewerbegerichten sitzen, müssen sich an der Verwaltung der Krankenkassen, an gewissen Arbeiten der Berufsgenossenschaften und der Invaliditätsversicherung beteiligen, der Art, daß diese Dinge ohne ihre Mitarbeit nicht erledigt werden können.

Die Arbeitnehmer sind aber, um diese Mitarbeit leisten zu können, auf die Genehmigung des Unternehmers angewiesen, und dieser ist also in der Lage, die Durchführung jener staatlichen Geschäfte direkt zu hindern.

Das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz sucht dieser Machtvollkommenheit entgegenzutreten. Es droht in § 147 mit Geldstrafen gegen die Verhinderung der Arbeiter an der Ausübung der erwähnten Ehrenämter. Die Gewerbeordnung hat bedauerlicher Weise unterlassen wenigstens diesen unvollkommenen Schutz auf alle die Fälle auszudehnen, in welchen Arbeiter durch Staatsgesetz zur Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten in einer das übliche Maß ehrenamtlicher Arbeit nicht überschreitenden Weise berufen sind.

2) Die Bestimmung der Gewerbeordnung über das Verbot der Frauen- und Kinderarbeit, sowie über die Verpflichtung der Arbeitgeber, den Lehrlingen u. s. w. die Zeit zur Benutzung der Fortbildungsschulen zu geben, endlich auch die Vorschriften über die Sonntagsruhe[3]) erscheinen uns selbstverständlich nicht als Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit der Arbeiter, sondern als ein ernstgemeinter Versuch des Gesetzgebers, den Arbeiter dagegen

[3]) § 135 ff., § 105a ff., § 120 G. O.

zu schützen, daß er unter dem Drucke der wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen wird, für sich und seine Angehörigen Arbeitsverträge abzuschließen, welche diejenige Zeit verkürzen, die für die körperliche Entwickelung, zur Beschaffung der nötigen Ausbildung und zur Erledigung der häuslichen Arbeiten und zur Erholung unumgänglich notwendig ist.

Sie schützen aber zugleich auch den einzelnen Arbeitnehmer gegen die Konkurrenz, die ihm ohne solche Beschränkungen seitens der Unternehmer gemacht werden könnte, die bei der Vereinbarung der Arbeitsbedingungen von ihrer Übermacht den Arbeitern gegenüber stark Gebrauch zu machen geneigt sind.

3) Ob bei den eben erwähnten Vorschriften so weit gegangen ist, als bereits jetzt möglich gewesen wäre, steht hier nicht zu erörtern; ihr Hauptmangel ist aber jedenfalls das Fehlen von Beschränkungen für die Arbeitszeit der Männer, die durch eine übermäßige Zahl von Arbeitsstunden, ganz ähnlich wie die Frauen und Kinder, geschädigt werden und kaum mehr als jene in der Lage sind, sich selbst hiergegen Schutz zu verschaffen.

Immerhin schafft der § 120e Absatz 3 wenigstens die Möglichkeit der Einführung eines Normalarbeitstages aus sanitären Gründen. Wenn der Bundesrat „solchen Gewerben, in welchen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter geschädigt wird" Dauer, Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit vorschreiben kann, so ist offenbar kein Gewerbe von einer derartigen Regelung ausgenommen.

II. Vorschriften über den Arbeitslohn.

1) Die Gewerbeordnung beschäftigt sich mit der Höhe des Arbeitslohnes überhaupt nicht, überläßt diese vielmehr durchaus der freien Vereinbarung.

Wenn dies ein Fortschritt gegen die in früheren Zeiten vielfach üblichen Vorschriften ist, wornach die Verabredungen der Gesellen u. s. w. zwecks Erlangung höheren Lohnes direkt strafbar waren, so finden doch gerade hier die eingangs angeführten Erwägungen über die ungünstige Lage Platz, die der Arbeitnehmer, wie bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen überhaupt, so speziell auch bei Ausmachung des Arbeitslohnes hat.

Dagegen hat die Gewerbeordnung eine Reihe von Bestimmungen über die Art der Lohnzahlung.[4]) Sie sucht durch diese, welche fast alle die direkte, glatte und unverkürzte Auszahlung sicher stellen, der Thatsache gerecht zu werden, daß der Arbeitnehmer im Arbeitsvertrage vorleistet.

Er bekommt den Lohn erst, nachdem er seine Arbeitskraft geleistet hat.

Es muß daher Aufgabe der Gesetzgebung und, wie hinzugefügt werden mag, der Rechtsprechung sein, Einreden gegen die Zahlung rückständigen Arbeitslohnes, Lohnkürzungen u. s. w. sowenig zuzulassen, als solche etwa einer Forderung auf versessenen Mietzins gegenüber statthaft sind.

Allerdings entsteht gerade bei diesen Vorschriften eine ganze Reihe von Streitfragen, z. B. die der Zulässigkeit der Kompensation von Forderungen des Arbeitgebers gegen Lohnforderungen des Arbeiters, der Zulässigkeit des Abzuges von Konventionalstrafen, des Abzuges von Lohnvorschüssen u. s. w., auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

3) Die sonstigen Arbeitsbedingungen. Hier kommen hauptsächlich inbetracht die Vorschriften, welche die Sicherheit und die Gesundheit des Arbeiters, und diejenigen, die seinen Schutz gegen willkürliche Behandlung seitens des Arbeitgebers zum Gegenstand haben.

a) In ersterer Hinsicht ist es seit verhältnismäßig langer Zeit bereits anerkannt, daß der Arbeiter nicht in der Lage ist, sich den nötigen Schutz vertragsmäßig zu sichern; der Arbeitgeber wird zu leicht geneigt sein jede Anforderung in dieser Beziehung mit Entlassung zu beantworten, oder sich ihr durch Nichteinstellung des Arbeiters zu entziehen. Man hat hier früher indirekt durch die thunlichst weiteste Ausdehnung der Schadenersatzpflicht des Unternehmers helfen wollen (Haftpflichtgesetz und Haftpflichtprozesse). Es war schon ein Fortschritt, wenn mit der Aufgabe des Haftpflichtprinzipes der Arbeiter nicht mehr dem einzelnen Unternehmer, sondern der Gesamtheit der Unternehmer gegenüber gestellt war

---

[4]) §§ 115—119 b G. O.

(Unfallversicherung durch die Berufsgenossenschaft), freilich indem zugleich die Schadenersatzpflicht des einzelnen Unternehmers selbst für grobe Fahrlässigkeit und wiederholte Nachlässigkeit beseitigt ward.[5]) Es entspricht aber jedenfalls einem dringenden Bedürfnisse, wenn jetzt neben diesen Sicherungsmitteln des Arbeiters auch die Verpflichtung des Gewerbeunternehmers zur Beschaffung aller denkbaren Vorkehrungen gegen Unfall oder sonstige Gefahren weit ausführlicher und mehr ins einzelne gehend als bisher geregelt worden ist.[6]) Daß die Einhaltung dieser Verpflichtungen nicht dem guten Willen der Vertragschließenden, dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter überlassen werden kann, versteht sich von selbst; das eingehend geregelte Aufsichtsrecht der Polizeibehörde und der sonstigen Aufsichtsbeamten (Fabrikinspektoren, Gewerberäte u. s. w.) und das Recht des Bundesrats zum Erlaß bezgl. Vorschriften[7]) enthält also nicht etwa Beschränkungen der Vertragsfreiheit oder Eingriffe in die freie Verfügung des Unternehmers, sondern sie sichern im öffentlichen Interesse das Vorhandensein solcher Arbeitsbedingungen, wie sie durch bloße Privateinigungen der Parteien über die notwendigen Schutzvorrichtungen nicht zu beschaffen waren.

b) Wenn sich der Arbeiter die Einhaltung der notwendigen Sicherheitsmaßregeln nicht vertragsmäßig sichern kann, so ist er ebensowenig im Stande, unnötige und durch die Natur des Betriebes nicht erforderte Anordnungen und Vorschriften des Unternehmers von sich abzuwehren. Der Unternehmer ist vielmehr in seinen Anordnungen und Verfügungen, den Strafen, die er erlassen will, den Verhaltungsmaßregeln, die er geben will, den Verboten, die er aussprechen will, vollständig unbeschränkt, insolange dadurch nur die persönliche Sicherheit des Arbeiters oder die guten Sitten nicht offenbar verletzt werden. Die neue Gewerbeordnung sucht hieran zu ändern und zwar durch die Vorschriften, die sie für größere Fabriken, d. h. für solche, die mehr als 20 Arbeiter beschäftigen, über die Arbeitsordnung und über die Zulässigkeit

[5]) § 95 des Unfallversicherungsgesetzes.
[6]) §§ 120a ff.
[7]) §§ 120d, 120e, 139b.

ständiger Arbeiterausschüsse erläßt.[8]) Insbesondere muß die Arbeitsordnung Vorschriften über die Kündigungsfristen und über die Gründe enthalten, aus welchen das Arbeitsverhältnis sofort beendigt werden kann; sie muß ferner die Art und die Höhe der zu erkennenden Strafen regeln und den Zweck, zu welchen Strafgelder oder verwirkte Lohnbeträge verwandt werden dürfen, genau angeben, auch dürfen andere Strafen als die in der Arbeitsordnung verhängten nicht erkannt werden.

Es wird diesen Bestimmungen das Verdienst zuerkannt werden müssen, daß sie erstmals in unserer Gesetzgebung die Notwendigkeit eines Schutzes des Arbeiters gegen willkürliche Behandlung anerkennen, und daß sie, indem sie das Anhören der Arbeiter über die Arbeitsordnung für notwendig erklären,[9]) indirekt die bisher allgemein herrschende Ansicht mißbilligen, wornach dem Fabrikanten nicht zugemutet werden dürfe über die Ordnung seines Betriebes mit den Arbeitern zu verhandeln. Es muß aber zugleich festgestellt werden, daß die Vorschriften zur Erreichung dessen, was sie bezwecken, absolut ungenügend sind.

Der Fabrikant kann jede beliebige Maßregel nach wie vor vorschreiben und durchsetzen: er hat hierzu weiter nichts nötig als an die Befolgung des gegebenen Befehls die Drohung der Entlassung anzuknüpfen. Je größer sein Unternehmen ist, umsomehr also der Ausschluß von der Arbeit bei ihm gleichbedeutend ist mit dem Ausschluß von der Arbeitsgelegenheit in einem bestimmten Orte oder in einer bestimmten Bransche, um so sicherer ist er, bei jeder Anordnung Gehorsam zu finden, um so schärfer kann er das zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnte Gewaltverhältnis geltend machen.[10]) Es mag fraglich sein, ob hier innerhalb der geltenden Wirtschaftsordnung eine Änderung überhaupt zu ersehen ist: mindestens eine Besserung des gegenwärtigen Zustandes wäre viel-

[8]) § 134 a — § 134 b.

[9]) § 134 d.

[10]) Gerade in diesem Sinne hat z. B. Herr v. Stumm in der Reichstagssitzung vom 14. April 1891 (Sitzungsberichte IV, Seite 22, 91), die vollständige Wirkungslosigkeit der hier erörterten Bestimmung der Gewerbeordnung offen proklamiert.

leicht in der von mir in diesen Berichten, Jahrgang 1891, Seite 373 angegebenen Weise — durch Beschränkung des willkürlichen Entlassungsrechtes des Arbeitgebers zu erreichen.

III. Beendigung des Arbeitsverhältnisses. Da, wie im vorherigen Absatz ausgeführt, die Entlassung unter Einhaltung der vereinbarten Kündigungsfrist dem Unternehmer jederzeit unbenommen ist, so haben die hierzu besprochenen Bestimmungen an sich eine nur geringe Bedeutung. Immerhin sind einige von ihnen auch von dem hier eingenommenen Gesichtspunkt aus beachtenswert.

1. Insbesondere verdient die Vorschrift des § 113 Anerkennung, wonach die der Gewerbeordnung unterworfenen Arbeiter zwar das Recht haben, ein Zeugnis zu fordern, dem Unternehmer aber kein Recht zusteht, dies Zeugnis ohne Einwilligung des Arbeiters auf dessen Führung und dessen Leistungen auszudehnen. Für eine andere Klasse von Arbeitern, die Dienstboten, besteht eine solche Vorschrift leider nicht. Sie müssen ein Zeugnis haben, ohne daß irgendwelche Garantie besteht, daß die Dienstherrschaft dieses Zeugnis wahrheitsgemäß, d. h. unter unparteiischer Würdigung der etwaigen Differenzpunkte, unter gerechter Beurteilung der Arbeitsleistung u. s. w. ausstellt. Wenn die persönliche Stellung der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern eine immerhin stelbständigere und weniger unterwürfige ist, als die der Dienstboten, so ist es hauptsächlich diesem Unterschiede zwischen der Gewerbeordnung und der Dienstbotenordnung zu verdanken.

2. Ferner ist in hohem Maße anzuerkennen, die jetzt neu in die Gewerbeordnung eingeführte Vorschrift, wonach die Aufkündigungsfristen stets für beide Teile gleich sein müssen[11]); die früher vielfach beliebte Abmachung, daß der Arbeiter 14 Tage kündigen muß, der Arbeitgeber aber jederzeit entlassen kann, ist also fortan unzulässig.

3. Eine weitere Verbesserung, die der Natur der Sache nach beiden Teilen, dem Arbeiter und dem Unternehmer in gleichem Maße zu gute kommt, ist die Erleichterung der sofortigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses; früher war dies nur aus den in den §§ 123,

[11]) § 122.

124 genau aufgezählten Gründen möglich: jetzt kann die sofortige Beendigung wenigstens, wenn das Arbeitsverhältnis auf mindestens vier Wochen oder wenn eine längere als vierzehntägige Kündigung vereinbart war, aus wichtigen Gründen jederzeit erfolgen.[12]) Arbeitnehmer und Arbeitgeber sind auf diese Art mehr als bisher in der Lage ein Vertragsverhältnis, das durch geänderte Verhältnisse z. B. persönliche Verfeindung, häusliche Verhältnisse u. s. w. unerträglich geworden ist, aufzulösen. Wenn zugleich für den Fall widerrechtlicher Auflösung des Arbeitsverhältnisses dem vertragstreuen Teile das Recht gegeben ist, anstatt eines umständlichen Schadennachweises eine fixierte Entschädigung zu fordern,[13]) so kann dies als in keiner Weise ungerechtfertigt betrachtet werden.

Die Erbitterung der Arbeiter gegen die Vorschrift rührt nur davon her, daß hier der einzige Punkt war, in welchem im Streitfalle gerade die Umstände, welche sonst die ökonomische Übermacht des Arbeitgebers bewirkten, ausnahmsweise zum Vorteile des Arbeiters gereichten. Gerade weil der Unternehmer so leicht Arbeiter findet, ist er nicht immer in der Lage nachzuweisen, welchen Schaden ihm das Weggehen des einzelnen Arbeiters zugefügt hat, während die Folgen der Entlassung für den Arbeiter weit fühlbarer und deshalb auch weit leichter nachweisbar sind; die gesetzliche Fixierung der Entschädigung, ist also, obwohl an sich gerecht und zweckmäßig, doch thatsächlich dem Unternehmer häufiger ein Bedürfnis als dem Arbeiter.

C. Versuchen wir nunmehr, von dem in den obigen Erörterungen eingenommenen Standtpunkte aus zu einem Gesamturteil über die Novelle zur Gewerbeordnung zu gelangen, so dürfen wir freilich nicht übersehen, daß die Wahrung der persönlichen Freiheit nicht die einzige bei der Ordnung des Arbeitsvertrages oder bei der Regelung staatlicher Interessen zu beachtende Rücksicht ist.

Die bürgerlichen Parteien und der Sozialismus befinden sich gerade dadurch in einem gemeinsamen Gegensatze zum Anarchismus, daß dieser die nach jeder Beziehung schrankenlose Entwickelung der

[12]) 124 a.

[13]) § 124 b.

persönlichen Willkür des einzelnen Individuums durchsetzen will, während jene beiden Richtungen wenigstens darin einig sind, daß die öffentlichen Interessen und das Wohl der Gesamtheit dem Einzelbelieben Schranken anlegen kann und darf; sie unterscheiden sich von dem hier erörterten Standpunkte nur in so fern, als der Sozialismus die Verwirklichung der persönlichen Freiheit innerhalb der herrschenden Wirtschaftsordnung für vollständig unmöglich und ausgeschlossen erklärt.

Es ist bekannt, daß der Vorwurf, der dem Sozialismus von den bürgerlichen Parteien und den Anarchisten gemeinsam gemacht wird, gerade darin besteht, daß sein System höchstens die wirtschaftliche Lage der bedürftigen Volksschichten bessere, dieses aber eben nur auf Kosten der persönlichen Freiheit des einzelnen zu thun vermöge.[14])

Ohne daß wir diesen Vorwurf hier erörtern, beweisen jedenfalls die eingangs erwähnten Thatsachen, daß auch derzeit eine vom Recht bisher nicht genügend beachtete und daher völlig unregulierte Unterordnung der Besitzlosen unter den Besitzenden, also ein Zustand der Unfreiheit, thatsächlich besteht.

Die Reformen, die eine Besserung hierin wenigstens anbahnen könnten, wären die Anerkennung der Fachvereine nach Muster des erwähnten französischen Gesetzes vom 21. März 1884, ferner die Verallgemeinerung der Vorschriften des § 142 des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes, die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit in einer Art, die auch dem Lohnarbeiter Anteil am öffentlichen Leben gestattet, und endlich die Beschränkung der Befugnis der Arbeitgeber — mindestens der Großunternehmer —, einzelne Arbeiter nach Willkür bezw. aus solchen Gründen zu entlassen, die weder durch die Natur des Betriebes noch durch ein schuldhaftes Verhalten der Arbeiter gegeben sind.

Alle diese Reformen zusammen würden weder das herrschende Wirtschaftssystem noch den Arbeitsvertrag beseitigen. Sie würden nicht das bestehende Arbeitsverhältnis zu einem anderen machen, aber sie würden es ändern. Wer der Ansicht ist, daß auch in

[14]) Vergleiche den Aufsatz von Herbert Spencer, übersetzt in der Concordia 1891.

sozialpolitischen Dingen das Gesetz der allmählichen Entwickelung gilt, das die Naturwissenschaften beherrscht, der wird Forderungen, die eine solche Entwickelung vorbereiten, nicht um deswillen verwerfen, weil er die bestehenden Zustände für die bestmöglichen und für unabänderlich hält, aber auch nicht um deswillen, weil seine Ideale weitergehen.

In der Sitzung der Sektion vom 5. Juli erstattete das von der in Berlin durch die Reichsbehörden zusammen berufenen Börsen-Enquête-Kommission eben zurückgekehrte Sektionsmitglied Herr Gustav Maier Bericht über die Thätigkeit dieser Kommission und seine Stellung zu dieser Frage. Die letztere sei vielfach verschieden von derjenigen seiner Kollegen, die zum Teil die Dinge von ihrem engeren Gesichtskreis aus betrachten und vielfach zu der Ansicht kommen, daß wir auch an der Börse in der vortrefflichsten der Welten leben.. Mißstände seien hier nicht zu leugnen, und man nütze nach seiner Ansicht der Börse selbst mehr, wenn man diese Mißstände erörtere und zu bessern suche, als wenn man, bewußt oder unbewußt, den Kopf unter die Flügel stecke. Es sei anzuerkennen, daß die Mitglieder der Kommission, selbst die Konservativen und Agrarier, zu einer unbefangenen Würdigung der wichtigen Gesichtspunkte durch eine aufopfernde Teilnahme an den Verhandlungen gelangt sind. Das große Publikum freilich bewege sich noch in Täuschungen. So mache man den Terminhandel für die Nachteile der Börse verantwortlich, und das sei ein sehr großer Irrtum. Der Terminhandel ist ein wichtiger, unentbehrlicher Faktor des modernen Wirtschaftslebens geworden, und mit dessen Verbot oder Einschränkung würde man es an der falschen Stelle nutzlos kurieren. Gefährlich ist, daß die Börse neben ihren unentbehrlichen wirtschaftlichen Funktionen auch eine Art Spielhölle darstellt. Daß aber das Spiel auch bei fehlendem Terminhandel ebenso vorhanden ist, zeigen die Verhältnisse in Newyork, Wien und Holland zur Genüge. Die Börse muß in sich selbst und in der allgemeinen Achtung gehoben werden, deshalb empfiehlt sich eine straffere Organisation von ihr als einer Korporation der legitim Beteiligten, unter staatlicher Aufsicht, aber ohne direkte staatliche Mitwirkung.

**

Die jetzige Leitung durch die Handelskammer und ähnliche Organe erscheint unzureichend. Dieser Korporation müßten gesetzlich gebildete Sachverständigenvereine zur Seite gestellt werden, nach Analogie des Gesetzes über das Urheberrecht an Schriftwerken vom 11. Juni 1870. Diesen Sachverständigenvereinen würde, wie dort, die Erteilung von Gutachten an den Richter in streitigen Fällen zustehen; auch hätten sie auf Verlangen als schiedsrichterliche Instanz zu dienen. Da einerseits der Begriff des Spieles kein genereller, vielmehr ein individuell und objektiv wechselnder sei, der sich der Entscheidung des Gesetzgebers und des Richters oft entziehe, da andrerseits aber für den Fachmann fast in jedem Falle die Entscheidung ziemlich klar liege, so dürfte sich zur Einschränkung des Spiels die Einrichtung dehnbarer Bestimmungen empfehlen, wie wir sie z. B. beim Wuchergesetz mit Erfolg eingeführt haben. Das Ermessen des Richters muß dabei durch die Gutachten Sachverständiger gestützt werden. Referent habe in Berlin eine Bestimmung etwa wie folgt vorgeschlagen:

„Handelsgeschäfte, die mit Rücksicht auf Person, Beruf, Geschäftskenntnis und Vermögenslage eines der Kontrahenten oder mit Rücksicht auf ihren Umfang und ihre Einwirkung auf die Vermögenslage sich als reine Spielgeschäfte darstellen oder in gewinnsüchtiger Absicht unter Benützung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit abgeschlossen worden sind, sind nicht klagbar, insofern angenommen werden kann, daß die vorliegenden Verhältnisse dem anderen Kontrahenten bekannt waren, oder bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns hätten bekannt sein müssen, und sofern nicht nachgewiesenermaßen der betreffende Kontrahent auf die Gefahren dieser Geschäfte ausdrücklich vor Abschluß derselben aufmerksam gemacht worden ist. Es ist hierbei gleichbedeutend, ob die betreffenden Geschäfte an deutschen oder auswärtigen Börsen oder durch Agenten oder sogenannte Remisiers abgeschlossen oder vermittelt worden sind."

„Die Entscheidung darüber, ob die Bedingungen der Unklagbarkeit vorliegen, unterliegt dem Ermessen des Richters, der in derartigen Fällen das Gutachten des an jeder Börse nach Analogie des Gesetzes vom 4. Juni 1870 einzurichtenden Sachverständigenvereins einzuholen hat."

„An allen Börsen des Reichs werden Sachverständigenvereine aus Börsenmitgliedern oder sonst geeigneten Personen gebildet, welche auf Erfordern des Richters Gutachten über die an sie gerichteten Fragen abzugeben verpflichtet sind. Sie sind auch befugt, auf Anrufen der Parteien als Schiedsgerichte zu verhandeln und zu entscheiden."

Auf diese oder ähnliche Weise sei vielleicht am besten dem Übel des Spiels abzuhelfen, ohne die legitimen Aufgaben der Börse zu beeinträchtigen.

Auch die Fragen der Verantwortlichkeit für Prospekte und dergleichen, die Berichterstatter allerdings ziemlich strenge genommen zu sehen wünsche, könnten von diesen Sachverständigenvereinen entschieden werden.

Das heutige Institut der beeidigten Makler sei einer Reform im Interesse der Börse selbst dringend bedürftig. Die Verbindung der Eigenschaften der Makler als gewissermaßen offizieller beeidigter Organe einerseits und als Selbstkontrahenten und selbstständiger Geschäftsleute andererseits sei ein Unding und führe zu großen Mißständen. Berichterstatter ist für Schaffung offizieller festbesoldeter Makler, die kein weiteres Interesse an der Kursermittlung haben und lediglich als Beamte fungieren; nebenbei sollte der freie Verkehr in keiner Weise behindert werden und es müßten Einrichtungen getroffen werden, die sich wohl nicht allzuschwer finden ließen, um jene offiziellen Makler mit dem Verkehr in lebendiger Beziehung zu halten und doch die Thätigkeit anderer Vermittler nicht auszuschließen. Dies dürfte am leichtesten durch richtige Abstufung der Kourtagesätze zu erreichen sein. Er habe in dieser Beziehung in Berlin bestimmtere Vorschläge gemacht, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob hier berechtigte Interessen verletzt würden: dies sei aber keineswegs der Fall, und es sei richtiger, zu ruhiger Zeit auf notwendige Reformen hinzuweisen, als Stürme abzuwarten, die die Börse tiefer schädigen und unserem ganzen nationalen Wirtschaftswesen einen schweren Schlag versetzen würden.

Zur Bekämpfung des schädlichen Reklamewesens habe Berichterstatter vorgeschlagen, daß die Börsenkorporationen ihre Kurs-



blätter wesentlich verbilligen und mit objektiven Mitteilungen über alle einschlägigen Verhältnisse ausstatten möchten. Wäre z. B. in dieser Weise das Publikum seinerzeit über den Stand der argentinischen oder der portugiesischen Finanzen sachlich aufgeklärt worden, hätte man statistisch dargelegt, wie hoch dort die Verschuldung per Kopf der Bevölkerung bereits gestiegen war und dergleichen, so wäre wohl unser deutsches Kapital vor vielen Verlusten verschont geblieben.

Über eine Menge von Einzelpunkten, die bei der Enquête zur Sprache gekommen sind, wie z. B. die Bevorzugung gemeinnütziger Aktienunternehmungen, die Spekulationen von Bankangestellten (gelegentlich deren Berichterstatter auf den offenkundigen Krebsschaden der Spekulationen von Bankdirektoren und Aufsichtsräten als ein böses Beispiel für die niederen Organe hinwies), über einheitliche Kursnotierung der deutschen Börsen (die er, allerdings ohne Unifizierung nach der reinen Berliner Schablone für wohl wünschenswert hält) u. a. m. verbot die Kürze der gebotenen Zeit, sich eingehend auszulassen. Die Verhandlungen selbst hatten während dreier Tage eine 6—7stündige Arbeitszeit erfordert. Berichterstatter hofft im Interesse der deutschen Börsen, daß sie ein positives Resultat ergeben, und daß man vermeiden werde, mit unnützen und rein mechanischen Maßregeln der höheren Besteuerung und dergleichen diesmal die nötige Reform zu umgehen und zu beeinträchtigen.

---

4. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen am

13. Mai: Herr Dr. Dobriner über
„Kreisteilung";
und Herr Dr. C. Müller über
„Methoden absoluter Tonhöhebestimmung";

17. Juni: Herr Dr. Rausenberger über
„Der allgemeine Eulersche Satz über Polyeder".

---

5. Abteilung für Geschichte (G).

In den Sitzungen vom 4. und 18. Mai wurde das Lesen von Ammianus Marcellinus fortgesetzt. Herr Dr. Schwemer referierte über Buch 27, c. 1, 2, 16; Buch 28, C. 2, 5; Buch 29, c. 4 und Buch 30, C. 3.

---

6. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

In der Sitzung vom 1. Juni sprach Herr W. Schimmelbusch aus Würzburg über „Baldurs Tod, Musikdrama von Cyrill Kistler und Edgar Freiherrn von Sohlern".



III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1891/92.

Wie die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes" es im einzelnen darlegen, haben auch im vergangenen Jahre die Fachabteilungen ihre Thätigkeit in reger Weise ausgeübt. Im Anschluß an Satz 4 der Satzungen, der die Aufgaben für die Thätigkeit des Hochstiftes bestimmt, ist folgendes noch besonders zu bemerken.

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vergl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1891/92 umfaßte folgende Fächer und Lehrkräfte:

1. Herr Geheimrat Prof. Dr. W. Oncken aus Gießen: 1813 und 1814.
2. Herr Oberlehrer A. Caumont aus Frankfurt a. M.: Molière. (In französischer Sprache.)
3. Herr Professor Dr. Ludwig Geiger aus Berlin: Litteratur der Renaissance in Italien.
4. Herr Professor Dr. G. Cohn aus Heidelberg: Aus dem Deutschen Privatrecht.
5. Herr Prof. Dr. A. von Oechelhaeuser aus Heidelberg: Albrecht Dürer.
6. Herr Dr. Karl Diehl aus Halle: Die Theorien des neueren Sozialismus und Kommunismus.
7. Herr Oberlehrer Dr. Rausenberger aus Frankfurt a. M.: Ausgewählte Abschnitte aus der physikalischen Geographie.
8. Herr Prof. Dr. J. Volkelt aus Würzburg: Lebensanschauungen moderner Philosophen.

Auch in diesem Winter waren die Vorträge von der regsten Teilnahme des Publikums getragen und haben ihre Aufgabe, das Interesse für wissenschaftliche Behandlung wichtiger Fragen in weitere Kreise zu tragen und so ein wesentliches Element ihrer Weiterbildung zu werden, in bester Weise erfüllt. In erster Linie haben wir dies der freundlichen Bereitwilligkeit zu danken, mit der die Herren Dozenten dem an sie ergangenen Rufe gefolgt sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Lehrgänge des Hochstiftes für viele der an den benachbarten Universitäten wirkenden Professoren eine willkommene Erweiterung ihrer Lehrthätigkeit und ihrer Lehrwirkung geworden sind und sich dort für das Schaffen ebenso einbürgern, wie sie es hier für die dankbare Aufnahme des in vortrefflicher Weise Gebotenen längst gethan haben. Wir sprechen daher den Herren, die uns im letzten Winter ihre Kräfte geliehen haben, auch hier unseren wärmsten Dank aus.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen. Die im vorigen Jahre wesentlich von Hochstiftsmitgliedern angeregte, dann von einem weiteren Kreise willkommen geheißene und thatkräftig unterstützte Einrichtung der „Volksvorlesungen" hat besonders durch zwei Umstände einen festen Bestand erhalten. In erster Linie haben Magistrat und Stadtverordnete einen Beitrag bewilligt, dessen Fortdauer bei der wachsenden Bedeutung der Sache wohl angenommen werden darf; sodann hat der Akademische Gesamt-Ausschuß bei dem Verwaltungs-Ausschuß beantragt, die von ihm bewilligte Beihilfe als feststehenden Posten in die Haushaltsaufstellung des Freien Deutschen Hochstiftes aufzunehmen. Der Verwaltungs-Ausschuß hat ebenso wie das Pfleg-Amt diesem Wunsche zugestimmt, und die Hauptversammlung hat den Antrag genehmigt. Da wohl erwartet werden darf, daß dieser Posten auch fernerhin Genehmigung finden wird, so hat damit das Hochstift eine bedeutsame Erweiterung seiner Thätigkeit innerhalb des ihm vorgeschriebenen Rahmens zu einer bleibenden Einrichtung erhoben. Die im letzten Jahre gehaltenen Vorträge konnten wegen Krankheit eines der Herren Dozenten nicht vollständig in dem beabsichtigten und sonst

eingehaltenen Rahmen von Lehrgängen zu je drei Vorträgen verlaufen. Die Vorträge behandelten:

1. Lebensdauer und Lebenshaushaltung der verschiedenen Klassen von Herrn Dr. Schnapper-Arndt.
2. Gold und Silber von Herrn Dr. Rößler.
3. Die Verfassung Preußens und des Deutschen Reiches von Herrn Dr. Benkard.
4. Der Zucker von Herrn Dr. Hermann.
5. Kapitel aus der Entwickelungsgeschichte von Herrn Professor Dr. Flesch.

Auch für die Sektion der Neueren Sprachen wurde wieder ein Beitrag zur Abhaltung von Vorlesungen in fremden Sprachen bestimmt. Diese Einrichtung soll die beständige Erneuerung und Auffrischung der im Auslande gewonnenen Eindrücke bewirken und die beim Erlernen einer fremden lebenden Sprache so wichtige Aussprache besonders bei denen erhalten und bessern, die ihrerseits wiederum berufen sind, diese Sprache in der Schule zu lehren. Bei der Richtung, die die neuen Lehrpläne auf den praktischen Gebrauch der fremden Sprache in der Klasse in einem gegen früher außerordentlich erhöhten Maße genommen haben, gewinnen diese Veranstaltungen eine erhöhte Bedeutung: besonders den jüngeren Kräften wird hier eine Gelegenheit geboten, sich für ihre amtliche Thätigkeit fortzubilden, die noch allseitigere Teilnahme wachrufen sollte, als es bereits geschehen ist.

Eine erfreuliche Gelegenheit, auch in weiterem Kreise zu wirken, bot der beabsichtigte Bau eines Goethe-Schillerarchivs in Weimar, der bestimmt ist, die reichen handschriftlichen Schätze nicht nur aus dem Nachlasse der beiden namengebenden Meister der Litteratur, sondern vieler anderer bedeutender Dichter und Denker zu beherbergen und der wissenschaftlichen Bearbeitung zur Verfügung zu stellen. Das Hochstift beteiligte sich mit einem seinen Verhältnissen angemessenen Beitrage, zu dem sich noch mancherlei persönliche Beiträge von Mitgliedern gesellten. Eine weitere Beziehung zu Weimar stellt sich in der Ermöglichung der Wertherausstellung dar. Herr Kammerherr Hugo von Donop, Oberhofmeister Ihrer Kgl.

Hoheit der Frau Großherzogin von Weimar, stellte in Ausführung eines schon während seines Aufenthaltes in Frankfurt gehegten Planes dem Hochstift den Teil seiner wertvollen und durch ihre umsichtige Ordnung gerade für wissenschaftliche Zwecke besonders geeigneten Autographensammlung zum Behuf einer Ausstellung zur Verfügung, der sich um Werther gruppierte. Diese reichen Schätze boten dem Hochstift Gelegenheit, aus seinen Sammlungen das dahin Gehörige hinzuzufügen. So gestaltete sich eine höchst merkwürdige und interessante Ausstellung, die weithin gewürdigt und durch eine Reihe nachträglicher Zusendungen noch bereichert wurde. Das Hochstift veranlaßte die Herstellung eines Kataloges. Wie die Ausstellung selbst, so wurde auch der Katalog von dem Bibliothekar des Hochstiftes, Herrn Dr. Otto Heuer, ausgeführt. Der Katalog bietet in seiner sorgfältigen Ordnung und Durchführung, in seiner geschmackvollen, dem künstlerischen Charakter der Wertherzeit angepaßten Ausstattung ein für die Wertherlitteratur und für das Hochstift gleich erfreuliches Erzeugnis dar. Herrn von Donop sprechen wir auch an dieser Stelle für diese neue Bethätigung seiner freundlichen Unterstützung unserer Bestrebungen den besten Dank des Hochstiftes aus.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsgegenstände. Die Goethebibliothek erfuhr auch in diesem Jahre reiche Vermehrung. Der Zuwachs beträgt circa 1100 Bände, wodurch sich die Gesamtzahl der Bände auf 6400 erhöht.

Die Vermehrung erstreckte sich gleichmäßig auf die Goethelitteratur im engeren Sinne wie auf die ganze klassische Litteraturperiode. Besondere Beachtung wurde Schiller geschenkt. Auch die litterarischen und dramatischen Zeitschriften und Almanache, sowie die Quellenwerke zur Geschichte des Bühnenwesens und die Sammlung von Faustschriften erfuhren mannigfache Bereicherung.

Die Benutzung der Bibliothek ergab im abgelaufenen Jahre folgende Ziffern.

Ausgeliehen wurden 223 Werke mit 271 Bänden.

In der Bibliothek selbst wurden benutzt 720 Bände.

Diese Art der Benutzung ist leider ebenso wie die Arbeit des Bibliothekars durch den Mangel genügenden Arbeitsplatzes und die Dunkelheit der engen Räumlichkeiten sehr erschwert. Im vorjährigen Berichte wurde bereits erwähnt, daß der verfügbare Raum höchstens noch für die Vermehrung eines Jahres ausreichen würde.

Diese Voraussicht hat sich jetzt bestätigt. Die Fächer, deren Reihen bei der Art der Anordnung höchstens bis zu drei Viertel ihrer Länge besetzt sein dürfen, sind bis auf den letzten Platz gefüllt.

Schon jetzt müssen die Bücher übereinander liegend aufgestapelt werden. Im nächsten Jahre werden sie zum Teil in anderen, ebenfalls überfüllten Zimmern untergebracht werden müssen.

Unter diesen Umständen ist die Thätigkeit des Bibliothekars mit unverhältnismäßigem Zeitaufwand und allmählich nicht mehr zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft.

Falls nicht durch einen Neubau baldige und gründliche Abhilfe geschaffen wird, bleibt nur der Ausweg, entweder die Vermehrung einzustellen und die mit Aufwand von beträchtlicher Mühe und Kosten geschaffene, in schönster Entwickelung befindliche Bibliothek als Torso liegen zu lassen, oder weitere, jetzt den Besuchern des Goethehauses zugängliche Räume diesen zu verschließen und für Bibliothekszwecke einzurichten. Die mit der Jahresrevision der Bibliothek beauftragte Kommission sagt in ihrem Berichte an den Akademischen Gesamt-Ausschuß darüber: „Die beauftragte Kommission erachtet es für angezeigt, auch dieses Mal wieder auf die Unzulänglichkeit der Räumlichkeiten wie der Beleuchtung hinzuweisen und dem Wunsche nach einer baldigen Hebung der anerkannten Übelstände Ausdruck zu geben.“

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geschenke sind unter den „Einsendungen“ verzeichnet. Über die Vermehrung der zur stilgerechten Ausschmückung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände enthält der Bericht der Goethehauskommission das Nähere.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Lesezimmer liegen jetzt 95 wissenschaftliche Zeit-

schriften auf, und zwar auf dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte 13, der Philosophie und Pädagogik 7, der deutschen Litteraturgeschichte 5, der Kunstwissenschaft und Archäologie 10, der Sprachwissenschaft und Philologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 11, der Geographie 4, der Heilkunde 6, der Jurisprudenz 7, der Volkswirtschaft 10, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 125 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung, im wesentlichen dieselben, welche das genaue Verzeichnis in den Berichten von 1886/87 S. 40*—47* aufweist. Eine größere Anzahl gerade der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschriften gelingt es bereits jetzt im Austausche gegen die Hochstiftsberichte von Verlegern und Redaktionen zu beschaffen. Mit der wachsenden Bedeutung unserer Berichte wird dies hoffentlich in steigendem Maße der Fall sein. Außerdem sind nach wie vor die wichtigsten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek zur Kenntnisnahme aufgelegt.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden zunächst die beiden durch die Satzungen vorgeschriebenen am Schiller- und am Goethetage statt. Am Schillertage sprach Herr Professor B. Litzmann aus Jena über: „Aus Schillers dramatischen Lehrjahren" (Berichte 1892, Heft 2, S. 25* u. ff.), am Goethetage Herr Dr. Alfred Biese aus Kiel über: „Goethes dichterischen Pantheismus" (Berichte 1893, Heft 1, S. 3* u. ff.). Bei dieser letzteren Feier unterstützte uns der Sängerchor des Lehrervereins in gewohnter freundlicher Weise, so daß die Feier auch diesmal wieder einen weihevollen Verlauf nahm. Eine dritte Gesamtsitzung fand statt, um auch in weiteren Kreisen die von Frankfurt ausgehende Reform des höheren Schulwesens zum Verständnis zu bringen. Herr Direktor Reinhardt, der eigentliche Vertreter dieser hochwichtigen Angelegenheit, ließ sich auf unseren Wunsch in freundlicher Weise bereit finden, die Verhältnisse in ihrer ganzen Entwickelung und Tragweite darzulegen. Der von dem Publikum wie von uns mit besonderem Danke begrüßte Vortrag ist, um ihm eine möglichst weite Verbreitung auch über den Kreis der Mitglieder des Hoch-

stiftes hinaus zu ermöglichen, in den „Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes" erschienen. (Vergl. S. 1* f.)

F. Die „Berichte" haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches" die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1892 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften erleidet keinerlei Unterbrechung. Als eine besondere, uns erwiesene Freundlichkeit sei hier erwähnt, daß die Goethegesellschaft in Weimar in liberalster Weise dem Hochstift die Sammlung der von Goethe herrührenden Silhouetten (Köpfe in Lebensgröße) zu zeitweiliger Ausstellung überlassen hat, die sie kürzlich angekauft und dem Goethe-Nationalmuseum zur Aufbewahrung übergeben hat. Der Direktor dieses Museums, Herr Hofrat Dr. Ruland, hat die Blätter bereits dem Hochstift zur Ausstellung zugehen lassen. Für Frankfurt haben diese Blätter besonderes Interesse, weil sie den Kreis der Leipziger Studenten vorführen und somit für die nach Frankfurt gehörige Jugendzeit Goethes von Wichtigkeit sind.

So haben die Arbeiten der Akademischen Abteilung auch im verflossenen Jahre einen guten Fortgang genommen, und wir hoffen, den mit gutem Erfolge bisher betretenen Weg auch weiterhin verfolgen zu dürfen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.



IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1890/91.

Die Kommission hielt, außer den Sitzungen der Spezialkommissionen zur Vorberatung technischer und künstlerischer Fragen im Laufe des vergangenen Geschäftsjahres fünf Gesamtsitzungen ab. Ihr Wirken für die Vervollkommnung der Einrichtung und Herstellung der Räume des Goethehauses wurde von den im vorjährigen Berichte ausführlich dargelegten Grundsätzen bestimmt.

Für das Mobiliar wurden verschiedene wertvolle Stücke erworben, besonders ein Eckschrank und ein Schreibsekretär.

Die Bildersammlung des Herrn Rat im Gemäldezimmer des zweiten Stockes, für deren Bestand das von Goethes Vaters aufgestellte Verzeichnis sichere Anhaltspunkte giebt, wurde durch ein Kircheninneres von Morgenstern und zwei zierlich ausgeführte Seekatzsche Landschaften vermehrt. Die Reihe der Goethebilder erfuhr eine Vervollständigung durch die von Herrn Herm. Junker getreu wiedergegebene Kopie des 1787 in Rom von Angelica Kauffmann gemalten Portraits.

Für die Sammlung der Goethemedaillen wurde eine galvanoplastische Nachbildung der großen Schadowschen Medaille angekauft.

Von Herrn Bernhard Mannfeld wurde ein von ihm selbst gedrucktes Exemplar seiner künstlerisch vollendeten Original-Radierung „Goethes Gartenhaus“ gestiftet.

Für die Bibliothek des Herrn Rat verdanken wir wertvolle Bereicherung der Güte des Herrn Georg Völcker hier, und des Herrn Baurat Dr. O. Mothes in Zwickau. Einige kleinere

Goetheana schenkten die Herren Gebrüder St. Goar. Den Herren Geschenkgebern sei hier nochmals der Dank des Hochstiftes ausgesprochen.

Die Thätigkeit der Goethehauskomission hat, soweit sie die dem Publikum jetzt zugänglichen Räume betrifft, bereits zu erfreulichen Ergebnissen geführt, eine bedeutende Aufgabe ist jedoch noch in der Wiederherstellung der Staatszimmer im ersten Stocke und der Paterreräume zu lösen. So lange aber diese Räumlichkeiten noch für die Verwaltungszwecke des Hochstiftes, für Bibliothek und Lesezimmer in Anspruch genommen sind, kann sie an diese Aufgabe nicht herantreten. Das mit so großer Sorgfalt und Pietät begonnene Werk muß vorläufig unvollendet bleiben, bis es gelingt durch den Bau eines Verwaltungsgebäudes Abhilfe zu schaffen. Wie im Vorjahre hat die Kommission auch in diesem nach Möglichkeit auf die Erreichung des ersehnten Zieles hingestrebt.

Zu den früher für den Neubau entworfenen Plänen sind noch mehrere hinzugekommen, so daß wir jetzt beim Projekt 5 angelangt sind.

Ein abschließender Erfolg ist leider immer noch nicht erzielt.



V. Werther-Ausstellung.

In diesem Jahre wurde von einer größeren Kunstausstellung Abstand genommen und an ihre Stelle trat eine andersgeartete, mit Goethe in enger Beziehung stehende Ausstellung bescheideneren Umfanges im Goethehause selbst.

Sie umfaßte in Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen die Erinnerungen an Goethe in Wetzlar und an seinen Werther.

Herr Oberhofmeister Hugo Freiherr von Donop zu Weimar hatte die Güte gehabt in Erfüllung eines schon früher gegebenen Versprechens dem Hochstifte die Schätze seiner reichen Sammlungen für eine derartige Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Aus dem Archive und besonders aus der Goethebibliothek des Hochstiftes traten zahlreiche Ergänzungen hinzu, sodaß es möglich wurde bei der am 15. Juli stattgefundenen Eröffnung eine reichhaltige Sammlung von 296 Nummern vorzuführen.

Die historischen Persönlichkeiten der Wetzlarer Zeit, in erster Linie Goethe selbst, dann Lotte und Kestner, wie deren ganzer Familienkreis, die Genossen der Tafelrunde, Jerusalem, das Reichskammergericht waren in Briefen, Stammbuchblättern, Silhouetten und Porträten vertreten. Ihnen schlossen sich Abbildungen der Wetzlarer Örtlichkeiten an.

Den zweiten Teil bildete die Dichtung selbst in den wertvollen alten Drucken und Illustrationen. Der gewaltige Eindruck, den sie in der damaligen Welt hervorrief, wurde veranschaulicht durch eine Reihe von mehr als 100 Übersetzungen und Wertheriaden.

Daß aber auch in unseren Tagen das Interesse für Goethes großes Jugendwerk noch nicht erstorben ist, bewies die ungeahnte Anteilnahme, die diese Ausstellung in den gebildeten Kreisen fand.

Von Sammlern wurden hochwillkommene Ergänzungen geliefert.[1]) Viele der Besucher, von denen die von auswärts gekommenen bei dieser Gelegenheit auch das Goethehaus in seinem jetzigen Zustande kennen lernten, vertieften sich, an der Hand des von Herrn Dr. O. Heuer bearbeiteten und mit einer Einleitung versehenen Kataloges,[2]) in ein eingehendes Studium der Ausstellung.

Auch die deutsche Presse hat das eigenartige Unternehmen in anerkennendster Weise gewürdigt, unter besonderer Betonung des Werthes, den es gerade für unsere realistische Zeit habe, da es in vieler Beziehung zur inneren Sammlung, zur Einkehr und Umkehr mahne.



[1]) Es seien hier besonders genannt die Herren: Schriftsteller Gotthilf Weisstein, Berlin. Die Familie Kestner; Herr Historienmaler Laves, Hannover; kgl. Baurat Toebe, Breslau.

[2]) Der Katalog (Werther-Ausstellung 1892) ist von der Kanzlei des Hochstiftes oder durch den Buchhandel zu Mk. 1.— zu beziehen.



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

3. Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und zum Leben unserer Zeit.[1])

Von Herrn Privatdozent Dr. Eugen Wolff in Kiel.
(13. November 1892.)

In Friedrich Schillers Namen treten wir zusammen, von seines Geistes Nähe fühlen wir uns weihevoll umweht. Und seine Muse schwebt aus einer schönern Welt zu uns hernieder:

„Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur."

So haben wir Jahr für Jahr in unserm Kreise das Angedenken an den edlen Sänger erneut. Aber das Jahr gleicht nicht dem Jahre, und jedes bringt sein eigenes Geschehen. Auch unser letztes Schillerjahr — wenn ich so sagen und die zwölf Monde von einem Geburtstag unseres Dichters bis zum nächsten für seine Verehrer als geschlossenen Zeitraum betrachten darf — auch unser letztes Schillerjahr hat sein Ereignis in der Geschichte des fortwirkenden Schillerischen Geistes: „Ist Schiller noch lebendig?" Diese von einer Wiener Litteratur-Zeitung aufgeworfene Preisfrage ist zu charakteristisch für unsere Zeit, um von Schillers Freunden stillschweigend übersehen zu werden. Zwar was

[1]) Eine erschöpfende Behandlung des Stoffes erscheint binnen kurzem in Buchform.

*

uns selbst betrifft, so bedarf es der Antwort nicht; wir fühlen, wie er in uns lebt: Ja! Schiller ist noch lebendig! Und doch, ist die Frage damit aus der Welt geschafft? Bekundet nicht schon das Aufwerfen einer solchen Frage, daß es Zweifler giebt? Und hören wir nicht allerdings in dem verworrenen Treiben der heutigen Kunst und Wissenschaft Stimmen verlauten: Nein! Schillers Zeit ist vorüber und Goethes auch; die neue Zeit braucht eine neue Poesie! Oder: Nein! wir stehen im Goethischen Zeitalter, Schiller ist überholt! Denn das bringt ja der neuere Parteigeist zuwege, daß man den einen unserer beiden größten Dichter unablässig am anderen abmißt, daß den einen rühmen für viele noch immer den andern schmähen bedeutet, trotz des erhebenden Beispiels von Selbstentäußerung, mit welcher die befreundeten Dichter einander Gerechtigkeit widerfahren ließen. Von diesem Gesichtspunkt erscheint das Aufwerfen der Frage als ein Verdienst, als Ausfluß des Strebens, einer in manchen litterarischen und wissenschaftlichen Kreisen bestehenden Unsicherheit so oder so ein Ende zu bereiten. Und wenn auch die preisgekrönte Antwort in verständiger knapper Weise die Frage natürlich bejaht, wird man einstweilen noch oft auf sie zurückkommen müssen, wenn sie nicht, zu Nutz und Frommen der Skeptiker, einseitig beantwortet oder für ein zuständigeres Forum vertagt erscheinen soll.

Das Problem ist nämlich mit dem bloßen Hinweis auf eine Reihe von Momenten, in denen sich Schiller augenscheinlich noch lebenskräftig erweist, nur dem Prinzipe, nicht aber dem Grade nach beantwortet. Der Dichter kann „noch“ lebendig und doch in seinem Einflusse bereits so stark zurückgetreten sein, daß es nur eine Frage weniger Jahre oder Generationen ist, bis er gänzlich aus seiner Wirksamkeit im geistigen Leben der Nation verdrängt erscheint; es kann andererseits des Dichters Stern erst im Aufgehen begriffen und in weiten Kreisen die Empfindung verbreitet sein: erst eine fernere Zukunft werde ihm voll gerecht werden können. So hoffen es ernste Männer heute von Goethes Geist, daß sein rechter Tag erst kommen soll.

Auch hat die Frage ihre zwei Seiten. Ein Dichter kann lebendig sein im Streite der litterarischen Schulen, in Fortbildung

seines Stiles, wie mancher Schriftsteller shakespearisiert, heinisiert, oder wie erhabene Verse dantesk heißen, oder wie ein Maler rembrandtisiert, obgleich es doch nur paradoxen Schwärmern beifällt, einen Rembrandt als Vorbild unseres Lebens, als geistigen Führer unserer Zeit hinzustellen. Umgekehrt wirkt manch eines Dichters Geist im Leben der Nation heilsam fort, obgleich die litterarische Entwickelung längst über sein Muster hinausgeschritten ist oder doch seinen Stil fort- und umgebildet hat, wie vielleicht Lessing, so teuer sein Geist uns ist, so unerreicht er in seiner Eigenart als Prosaschriftsteller noch immer dasteht, in rein dichterischer Beziehung, wenigstens für den Augenblick, nicht recht sichtlichen Einfluß auf die litterarische Strömung und Entwickelung mehr ausübt.

Inwieweit also wirkt Schillers Vorbild in der Litteratur der Gegenwart fort? Inwieweit beherrscht sein Geist noch das Leben der Nation? Und steht wirklich das Steigen und Sinken des Goethischen Einflusses in umgekehrtem Verhältnis zur Wertschätzung seines großen Freundes? Sind wir damit vor die Untersuchung von Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit gestellt, so werden wir nicht blos unmittelbar den Spuren ihres Geistes in der Gegenwart nachgehen dürfen: die charakteristische Beziehung gerade unseres Geschlechtes zu den beiden großen Dichtern wird sich nur dann klar abheben, wenn wir sie in Vergleich zu den verschiedenen Generationen setzen, die vor uns Schillers und Goethes Einwirkung erfahren haben. Unsere Aufgabe erweitert sich so zu einer Nachgeschichte des Schillerischen und Goethischen Geistes, zur geschichtlichen Verfolgung der Wirkungen, welche sie auf Mit- und Nachwelt ausgeübt haben. Erst auf derart gefesteter historischer Grundlage wird sich eine Antwort auf unsere Frage, subjektivem Gutdünken entrückt, wissenschaftlich objektiv erteilen lassen: wodurch charakterisiert sich die Stellung der Gegenwart zu den beiden großen deutschen Klassikern?

Goethe als der ältere trat zuerst hervor, sein Einfluß hatte bereits das erste Stadium durchlaufen, bevor Schiller in die Öffentlichkeit gelangte. Ich schweige von Goethes persönlich bezauberndem Eindruck, obgleich auch dieser das seine beitrug, dem jungen Genie die Herzen entgegenflammen zu lassen. „Götz“ und „Werther“,

die beiden Großthaten des Vorweimarer Lustrum, prägten sofort dem Leben ihren Stempel auf. Das waren nicht bloße Bücher, das waren Griffe wie aus dem Leben so in das Leben. Man kennt die Wetzlarer Tafelrunde, in welcher Goethe als Ritter Götz Zug um Zug lebte und dichtete; man kennt die noch weitergreifende Wirkung „Werthers“, welcher ja nicht blos empfindsame, schwache Seelen in Selbstmordgedanken bestärkte, sondern das ganze junge Geschlecht mit Empfindungsfeinheit und Seelenschönheit erfüllte, wie es sich von „Götz“ zu Kraft und Freiheitsdrang wachgerufen fühlte. Rein litterarisch ist der Ausdruck dieser Werke jener Sturm und Drang der Genieperiode, die in ihrer ersten Etappe sich nahezu in eine Gruppe „Goethe und sein persönlicher Kreis“ (Lenz Klinger, H. L. Wagner) zusammenfassen läßt. Es sollte bald anders kommen. Dürfen wir schon nicht übersehen, wie leidenschaftlich ein „Werther“, eine „Stella“ vom konventionellen theologisch-moralischen Standpunkt angefeindet, wie perfid das Weimarer Treiben Goethes verdächtigt wurde, so müssen wir vollends das Schweigen der Kritik von der Mitte der siebziger bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als nur zu beredtes Urteil dahin deuten, daß er in Vergessenheit zu geraten begann, daß nun die Tage gekommen, da „das deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte“.

In diese Zeit fällt Schillers erstes Auftreten, die mächtige Wirkung seiner „Räuber“, nicht nur auf die Genossen von der Karlsschule, deren Leben zeitweise schier darin aufging, nein, in die weitesten Schichten drang das Gefühl: von hier beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters. Auch Schiller hat den philiströs-moralischen Abscheu erfahren, wie er keinem erspart bleibt, der die ewige Moral in neuen Formen verkündet. Am berüchtigtsten ist das Verdikt des Schriftstellers und Schulrektors Karl Philipp Moritz über „Kabale und Liebe“: „Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen! . . . Ich wasche meine Hände von diesem Schillerischen Schmutze.“ Wenn man bedenkt, wie eng sich Goethe mit diesem Moritz auf und nach der italienischen Reise befreundete, wird man ungefähr ermessen können — auch wenn es nicht sonst feststände — mit welchem Mißbehagen Goethe auf diese

wilden Jugendprodukte Schillers blickte, deren Erfolg von vornherein für Goethes neue idealistische Richtung, wie sie namentlich in „Iphigenie“ und „Tasso“ hervortrat, die Teilnahm- und Verständnislosigkeit des Publikums zu weissagen schien. Freilich hatte Schiller eben erst mit „Don Carlos“, der ja aus dem naturalistischen Stil herauswuchs, den unbedingten Beifall der Nation erlangt, welche hier ihr eigenstes Wesen aussprechen hörte. Aber es kam zu keiner Annäherung mit Goethe, der seinerseits aus dem Gesichtspunkt, von welchem sein „Egmont“ in Schillers Rezension betrachtet wurde, den Abstand beider deutlich genug wahrnahm. Mußte doch Goethe durch die kalte Aufnahme seiner nun gesammelt erschienenen Schriften noch mehr verhärtet werden; die Glut und hinreißende Gewalt seiner Jugendwerke vermißte man an den neuen zarten Schöpfungen seiner Muse: das Publikum war dasselbe geblieben, aber der Dichter hatte sich entwickelt. Goethes eigne Schule war im Schauspiel wie im Roman durch die vergröbernde Manieriertheit der Ritterstücke und Rührseligkeiten überboten und verdrängt. Nur einer wirbt unentwegt und freilich still für sich gerade in dieser Zeit um Goethes Freundschaft: kein anderer als unser Schiller. Erst 1794 schließt sich ihr Bund; erst jetzt ist Schiller an der Hand seiner philosophisch-ästhetischen Studien zu einer geklärten künstlerischen Auffassung durchgedrungen, wie sie Goethe an den Kunstschätzen Italiens erworben hatte; erst jetzt wird ihr Zusammenwirken möglich und ersprießlich.

Begann sich so auch das Bild der wiedergeborenen und vereinten Dichter dem Auge der Nation wohlthätig einzuprägen, in engeren litterarischen Kreisen gaben die „Xenien“, wie Sie wissen, das Signal zu den erbittertsten Ausfällen gegen beide. Und das Verständnis für die schönste Goethische Frucht dieses Bündnisses, für „Hermann und Dorothea“, ist genügend durch den herabsetzenden Vergleich des großartigen Werkes mit Vossens biederer „Luise“ gekennzeichnet. Indessen war für Schiller jedes neue Drama vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“ eine neue, im Bühnenerfolg zu greifbare Eroberung, als daß persönliche Verbissenheit oder rationalistischer Dünkel daran drehen und deuteln konnten: nur „Die Braut von Messina“ mutete fremdartig an.

Während Schiller immer breiteren Boden im Volk gewann, fand sein großer Nebenbuhler zunächst nur in den exklusiven Kreisen der Romantiker rechtes Verständnis und werkthätige Begeisterung. Werkthätige Begeisterung: denn nicht genug, daß sie Goethe, namentlich im Hinblick auf „Wilhelm Meister", als „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" und seine Dichtweise als „rein poetische Poesie" feierten, nicht genug, daß sie schriftstellerisch seinem Beispiel nacheiferten, — selbst das Leben suchten sie durch den künstlerischen Hauch der „Lehrjahre Wilhelm Meisters" zu beseelen. Auch sie waren — wie einst jene Schwärmer, die nichts als den Knall der Pistole aus dem „Werther" heraushörten —, auch sie waren nicht die starken Geister, die den Roman in seinem tiefsten Angelpunkte erfaßten, auch ihnen winkte in gewisser Hinsicht Werthers Schatten:

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach."

Aber wenn die Kunstjünger nun auch Goethes Weltanschauung in nur halbem Verständnis mehr von der leichten beschaulichen Seite bethätigten, unermeßlich war dennoch die Bedeutung eines solchen Übersetzens künstlerischer Gestaltung ins wirkliche Leben. Das Reich der Schönheit in dieser Welt zu suchen, sie und unser Erdenleben in ihr daher mit künstlerischem Griff zu gestalten, den Kern unseres Daseins im Streben nach Bildung und Entwickelung zu suchen, das wurde nun als ihres Meisters Botschaft von den romantischen Jüngern in die Lande getragen. Rein dichterisch gelang es den Brüdern Schlegel nicht, sich als Schüler Goethes auszuweisen: dazu fehlte ihnen die erste Vorbedingung, eigene schöpferische Phantasie. Wohl nirgends kläglicher tritt dieser Abstand zwischen Wollen und Können zutage als in der „Lucinde", die man nicht treffender denn als totgeborenes Kind charakterisieren kann. Aber Ludwig Tieck, aber Clemens Brentano! Hier ist unverkennbare Goethische Kunstschule, in Liedern, Farcen und Romanen. Diese hervorragenden Künstlernaturen sind bei aller romantischen Verzerrung Gebilde Goethischen Blutes. Und zu Clemens gesellt sich seine Schwester Bettina, beide im weiteren Sinne bezeichnenderweise Frankfurter Kinder, die von Goethes Geist am vollsten und tiefsten „einen Hauch verspürt".

Die gegenseitige starke Abneigung, welche bei alledem zwischen den Romantikern und Schiller genährt wurde, könnte Wunder nehmen, wenn Sie der theoretischen Übereinstimmung der beiden Klassiker im Kunststil und andererseits der katholisierend-romantischen Elemente in Schillers späteren Dramen gedenken: aber das Reich Schillerischer Poesie war „nicht von dieser Welt", seine Muse blieb „das Mädchen aus der Fremde" und

„eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit".

Aber freilich, sie begeisterte nicht nur künstlerische Naturen — weiter erstreckte sich die lebendige Wirkung Goethischer Dichtung zunächst noch nicht —, sie

„teilte jedem eine Gabe".

Und als die Stunde der Prüfung unseres Volkes nahte, da fanden viele der besten deutschen Herzen nur in ihrem Schiller Trost. Schillers Werke im Tornister und im Herzen marschierten die Freiwilligen in den Befreiungskampf, unsichtbar sichtbar schwebte der Geist der „Jungfrau von Orleans" dem preußischen Heere von 1813 voran. Dieser Fleisch gewordene Einfluß Schillers verkörperte sich in der tragischen Gestalt Theodor Körners, der litterarisch und lebendig, „zugleich ein Sänger und ein Held", die Lehre Schillers bethätigte. Wenn nunmehr dieser als der deutschere und ernstere Dichter galt, Goethe aber seitdem als der kalte teilnahmslose Egoist verschrieen ward, so wollen wir in unserm Kreise gewiß am wenigsten Goethe verkennen, gewiß nicht vergessen, daß der 64-jährige nicht leisten konnte, was Aufgabe der Jugend war, daß Kriegslieder im Zimmer schreiben am wenigsten Goethes Sache war, daß ihn schließlich auch seine, des Ministers, Kenntnis der deutschen Kabinette trostlos genug stimmen durfte; aber gern werden wir unserm Schiller zugestehen, daß in diesem Zeitlauf er, der körperlich nun schon Dahingeschiedene, ein lebendiger Führer der deutschen Nation gewesen ist.

Auch im zweiten Drittel des Jahrhunderts bewährte er sich als solcher, in den geistigen Kämpfen um innere Freiheit und Einheit; im Marquis Posa verkörpert sich urbildlich die Seele jener Tage: berauscht an den erhabensten Idealen, sie bekennend mit

Mannesmut und Jugendungestüm, für ihre Verwirklichung ringend mit schwärmerischer Begeisterung, doch auch mit schwärmerischer Überhast und Unerfahrenheit. Wie die einen vergessen hatten, daß Goethe nicht völlig Werther und noch weniger Jerusalem sei, so vergaßen die anderen jetzt, daß Marquis Posa nicht Schillers letztes Wort geblieben war.

Von der Unreife und Einseitigkeit auch seiner, nur halb verstehenden Jünger legt ihr schnöder Goethehaß beredtes Zeugnis ab. Obgleich sich beide Dichter während ihrer Reifezeit auch in der politischen Anschauung eng berührten, wurde jetzt von liberalen Fanatikern Goethe in Acht und Bann gethan. Seit Anfang der dreißiger Jahre schüren der Meister und der Judas des Jungen Deutschland, Ludwig Börne und Wolfgang Menzel, gleichmäßig leidenschaftliche Erbitterung gegen den Dichter und Menschen Goethe, der inzwischen auf seine Weise die Welt erobert hatte! Aus Wien ließ sich Börne schreiben: „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit ... Goethe war immer nur ein Despotendiener ... Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper." Und Börne setzt hinzu: „Wie wahr, wie wahr das Alles! ... Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt." An Goethes Todestag, meint er, „müsse die Freiheit geboren werden", „die alte deutsche Zeit" werde „mit Goethe begraben". Menzel wagte den kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, wenn er seine Abstrafung Goethes in das Bild einer „Theaterprinzessin" zuspitzte: „Man kann ihn mit nichts besser vergleichen, als mit einer unabhängigen, reichen, launenhaften, putzsüchtigen, koketten, empfindsamen und zugleich sinnlichen, in tausend Kleinigkeiten verliebten, an tausend Kleinigkeiten sich stoßenden, höchst anspruchsvollen und bequemen Dame ... Daher sein geheimer Haß gegen die neue Zeit, die wieder Männer verlangte und fand." Diese komischen Wutausbrüche wirkten aber um so gefährlicher, als sie die in erster Linie ästhetische Frage zu einer moralischen umstempelten. Seitdem galt Goethe, der Dichter des Lebens, im öffentlichen Urteil gebrandmarkt, der Ideendichter Schiller dagegen als der allein Erhabene. Es giebt ja gewiß, wie Menzel betont, „keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungs-

vollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten", und es sei keine keuschere, heiligere Liebe denkbar, als sie Schiller seinen Liebenden in die Seele haucht. Aber diese und andere schöne und treffende Worte zur Verherrlichung Schillers erhalten den bitteren Beigeschmack beschränkter, ja schiefer Einseitigkeit, wenn wir bedenken, daß damit die konventionelle Moral zur Richtschnur der Poesie erhoben und mehr der Gesinnungstüchtigkeit von Schillers Helden als der Künstlerkraft des Dichters ein Kranz geflochten war.

Gutzkow, Laube und Wienbarg suchten zwar bald ein Verhältnis zur Goethischen Kunst zu gewinnen, aber Schiller blieb doch für die litterarische Produktion des Jungen Deutschland der oberste Leitstern. Denken Sie nicht nur an Laubes „Karlsschüler", denken Sie überhaupt an das, was diesem jungen Geschlechte die Feder in die Hand drückte: Ideen, und zwar die Ideen und Tendenzen der Freiheit, zu verfechten. Doch lebte freilich in den naturalistischen Zügen des Kreises ein Stück Schulung an Goethischen Jugendelementen, trotzdem die schöpferische Kraft und die naive Gesundheit fehlte. Nur Heinrich Heines reine Stimmungslyrik liegt ganz von Schiller abseits offenbar auf der Goethischen Linie, aber auch hier weht nicht recht gesunde, reine Natur: die Luft ist mit Parfüm, freilich oft berauschend, gebeizt.

Außer Achim von Arnim bekunden auch die romantischen Nachzügler Eichendorff und Wilhelm Müller, von den Schwaben besonders Justinus Kerner und Mörike Goethische Schule nach Seiten der Lyrik und teilweise auch des Romans; und auf Rückert wirkt der „Westöstliche Divan" nebst den tiefster Weisheit vollen Sprüchen Goethes bestimmend ein. Dagegen werden wir aus den beiden romantischen Generationen Hölderlin und Chamisso der Schillerischen Linie naherücken dürfen, ebenso von den Schwaben Gustav Pfizer, auch wohl im wesentlichen die österreichische Dichtergruppe, nur teilweise mit Ausnahme Lenaus. Fand dadurch die sentimentalische Ideendichtung Schillers noch immer ihre sympathischen Vertreter, so konnten die Leistungen seiner dramatischen Nachbeter — denn wahre Jünger hat er auf der Bühne bis heute nicht gefunden — desto weniger befriedigen: Raupach und andere Dutzendschreiber

traten seine Geleise recht breit, jagten seine Ideen und Bilder tot, ertränkten, mit einem Worte, seinen Wein in ihrem Wasser. Im Gegensatz dazu suchen die Kraftdramatiker Grabbe, Büchner vollen Anschluß an die gährende, stürmische Jugendperiode Goethes und Schillers.

Mußte indes schon unter der einen oder anderen genannten Erscheinung die Wage bedenklich schwanken, so werden Sie keinen Augenblick im Zweifel sein, Gestalten wie Ludwig Uhland nicht einseitig der Machtsphäre des einen zuzurechnen, der des andern sie aber zu entrücken: erweist sich doch seine Balladen- und Romanzendichtung als ein besonders deutliches Beispiel, wie in einem beträchtlichen Teile des litterarischen Nachwuchses der Einfluß unserer beiden Klassiker fruchtbar ward, untrennbar zu verschmelzen. Denken Sie besonders auch an Grillparzer, an Immermann.

Die so von Weimar ausgegangene litterarische Bewegung blieb nicht auf Deutschland beschränkt. Im Auslande gelangte Goethe zur Vormacht: Byron, Walter Scott und Carlyle in England, Manzoni in Italien und die Romantiker in Frankreich sind deß Zeugen. Aber Madame de Staels Buch „De l'Allemagne“ verkündet den Ruhm auch gerade des Schillerischen Deutschlands, und Schillers Dramen hielten Einkehr auf den europäischen wie den amerikanischen Bühnen, womit ihm seine eigentliche Domäne gesichert war. Namentlich auch nach Dänemark wirken beide hinüber.

Zweimal bot sich um die Mitte unseres Jahrhunderts der zivilisierten Welt Gelegenheit, ihre Verehrung für unsere Dichterheroen demonstrativ zu bekennen: die Feier der 100. Geburtstage hätte unter sonst gleichen Umständen zum Gradmesser werden können, in welchem Maße jeder die Liebe der Nation, die Achtung der Menschheit erworben. Aber der Goethetag fiel in die politisch aufgeregten Verfassungskämpfe, so daß für litterarische Jubiläen nicht allzuviel Interesse übrig blieb. Immerhin wurde gefeiert, und aus der „Aufforderung zu einer allgemeinen deutschen Goethefeier“ lugt wirklich tieferes Verständnis hervor als sonst wohl aus dergleichen Manifesten: „dem Geiste der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit“, hieß es, solle das Fest gelten. Aber „Ordnung, Mäßigung, Besonnenheit“ — und das Jahr

1849, wo die Ereignisse sich überstürzten und die Geister mit ihnen! In welchem Umfang Goethe unsere Sitte milde veredelt, auf unser Gemütsleben besänftigend und beseligend eingewirkt, wie seine Weisheit kühn die Weisen des Orients in die Schranken fordert, wie er unsere Sprache mit schöpferischer Gewalt ausgebaut, wie er die webende, wallende, wirkende Natur mit fast kongenial anmutender Geisteskraft beseelt und künstlerisch neugeboren hat — das alles war, von anderem zu geschweigen, für weitere Volkskreise zu wenig ermeßlich, als daß am 28. August 1849 schon ein millionenstimmiger Jubelruf zum Himmel hätte emporklingen können, wie er mit Recht am 10. November 1859 ertönte. Der begeisternde Schwung Schillerischer Verse, ganz auf die Massenwirkung gestellt, riß an diesem Tage alles, was deutsch oder mit Deutschen zu fühlen vermochte, schier über den ganzen Erdball zur frohen Feier hin. Nicht eine Gemeinde auserwählter Geister, nein, alle Stände, Lebensalter und Geschlechter vereinten sich; das deutsche Volk erkannte sich selbst in ihm, „Deutschlands liebstem Sohne", und darüber hinaus las man aus seinem Geiste:

„Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!"

Freiheit, Einheit, Ideal! Dieser Dreiklang durchbrauste allüberall den Festjubel: keine Frage, man benutzte das Schillerjubiläum zu einer politischen Demonstration großen Stils; aber trotzdem steht diese alles fortreißende Feier eines toten Dichters in der Geschichte einzig da.

Noch in den sechziger Jahren, unter den schweren Waffen- und Geisteskämpfen, die der deutschen Einigung vorangingen, blieb diese Begeisterung für Schiller unter Vernachlässigung Goethes wach und lebendig. Wie verschiebt sich aber das Bild mit einem Schlage, sobald das nächste Ideal verwirklicht ist, sobald mit der Einheit und dem Frieden eine Periode des Besitzes, der Befriedigung, des Behagens, aber auch des Ausbaues, der friedlichen Arbeit beginnt! Der Umschwung stellt sich selbst zahlenmäßig überraschend: In der Zeit von 1862—67 wurden von Schillerischen Werken 17 Gesamtausgaben und 62 Einzelschriften gegen 7 Gesamtausgaben und 37 Einzelschriften von Goethe neugedruckt. Von 1868—74

aber stehen, entsprechend dem erhöhten Lesebedürfnis, den 17 Gesamt- und 96 Einzelausgaben Schillers 27 bezw. 162 von Goethe gegenüber; 1887—90 tritt Schiller mit 7 bezw. 82 Schriften gegen Goethe mit 10 bezw. 108 in die Schranken. Doch nicht Zahlen allein will ich zu Ihnen sprechen lassen, sonst hätte ich vor allem auch auf die Register der wissenschaftlichen Zeitschriften zu verweisen, um zu veranschaulichen, wie nunmehr beflügelter Eifer sich Goethe zu- und oft recht geflissentlich von Schiller abwendet.

Denn das charakterisiert die Lage noch besonders, daß sich nun die Wissenschaft der neuern deutschen Litteratur bemächtigt und bald zu einem wesentlichen Faktor in der Abschätzung des Verhältnisses zwischen den Klassikern und unserm Volke anwächst. Zwar hat es schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, unsere klassischen Dichtungen wissenschaftlich zu erklären, aber ohne feste Methode war der Phantastik Thür und Thor geöffnet. Namentlich die allegorischen Ausdeutungen des „Faust“ wucherten in wilder Willkür, bis Friedrich Theodor Vischer das Unwesen ausrottete. Mit der Ästhetik wetteifernd, bemächtigte sich die Geschichtschreibung in Deutschland und England der beiden großen Klassiker: die Schillerbiographie von Hoffmeister, die Goethebiographie von Schäfer sind solche, für ihre Zeit recht achtbare Leistungen. Auch wurden einzelne Weimaraner, wie Kanzler von Müller und Adolf Schöll, und selbst Fernerstehende wie hier in Frankfurt A. Clemens, nicht müde, als Sprecher der stillen Goethe-Gemeinde in die Schranken zu treten. Selbst an Kämpfen zwischen den Vertretern beider großen Geister fehlte es nicht: Hoffmeister charakterisiert Schiller als den Mann der neuen Zeit, während Goethe die alte Zeit, die Kulturperiode seit Luther abschließe! Man kann absolut nichts Widersinnigeres behaupten. Von der anderen Seite wird stark der auf unserm Volke lastende Fluch des Idealismus ins Feld geführt: da wir doch über dem Ideenstreit unsere Provinzen verlören. Es wird der Abstand der landläufigen Moral von Goethes Ethik bezeichnet, die für den Menschen keine Hilfe kennt, als die von innen aus der Persönlichkeit und aus der Pietät für das Ehrfurchtgebietende fließt, doch resigniert die Frage aufgeworfen, ob Goethischer Geistesfrieden und das Zeitalter der

Maschinen, der Eisenbahnen nicht unversöhnliche Gegensätze seien. Daneben begannen Männer wie Heinrich Düntzer nach philologischer Methode Goethes Werke und Leben zu durchmustern, mit Bienenfleiß, reiches Material herbeischaffend, indes nicht immer anmutend in Form und Geist, überdies viel Kuriosität weckend.

Bald regte sich gegen diese bei alledem verdienstvollen und im Grunde unerläßlichen Bemühungen böses Blut. Gewiß wollten mit Recht schon seit Jahrzehnten die Seufzer über endloses Aufstöbern von Goethes Garderobestücken, Weinbestellungen u. dgl. nicht verstummen; richten sich aber solche Klagen an die Adresse der Wissenschaft? Schon auf der Schillerfeier des „Freien Deutschen Hochstiftes" 1865 nahm Düntzer Gelegenheit, die Vorwürfe gegen „Goethes angebliche Vergötterung" zurückzuweisen und umfassende Kleinarbeit als unumgänglich für rechtes Verständnis mancher Dichtung hinzustellen. Solche bis heute forthallenden Entrüstungsrufe gegen einen Goethekult lehren wohl am eindringlichsten, wie weit die Anschauungen über diesen Dichter noch immer auseinanderklaffen, wie wenig die Nation zu einem geklärten Urteil über ihn gelangt ist. Und wenn die Goethe-Wissenschaft es ist, welche heute den Zielpunkt jener Angriffe darstellt, so wird schon dadurch offenbar, daß sie nunmehr die Führung im Eifer und auch im Kampf um die Klassiker übernommen hat.

Die heutige Goethephilologie engeren Sinnes ist wohl wesentlich durch das Zusammenwirken von Salomon Hirzel und Michael Bernays aus der Taufe gehoben. Hirzels reichhaltige Sammlung Goethischer Originaldrucke bot die Grundlage für textkritische Arbeiten, deren Ergebnisse in Bernays' Abhandlung „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" (1866) sowie in der von Bernays mit weitem Blick eingeleiteten historisch-kritischen Sammlung Hirzels „Der junge Goethe" (1875) zutage trat. Von Bernays rührt auch das plastische Lebensbild Goethes in der „Allgemeinen deutschen Biographie" her. Die klassischen Dichterwerke so „in reiner, unverletzter Gestalt der Nachwelt zu überliefern", sie von Irrtümern, Druckfehlern, Entstellungen zu säubern, den vom Dichter selbst gewollten Wortlaut wieder herzustellen, hieß nicht nur eine nationale Ehrenpflicht gegen den Dichter erfüllen,

sondern namentlich auch den Genuß des Publikums von Störungen durch Sinnentstellung freihalten, somit vermannigfaltigen, ja vertiefen.

Weitere Kreise aber ergriff diese neue Goethephilologie erst durch die rastlose Betriebsamkeit Wilhelm Scherers, der von der Berliner Universität aus eine Schule junger Forscher heranzog, deren Interessenmittelpunkt Goethe blieb. Es bildete sich allmählich eine litteraturgeschichtliche Forschung auf philologischer Grundlage: welche poetischen Motive waren zur Zeit des Dichters gegeben, und welche hat er selbst geschaffen? welche Kompositionsformen, Stilformen, poetische Wendungen und Wörter fand er in der Poesie fertig vor und welche hat er neu gebildet? was an ihm ist ererbt, was erlernt, was erlebt? So war es möglich, das Verdienst, den Umfang der schöpferischen Thätigkeit des Dichters mit wissenschaftlich objektiver Präzision festzustellen; wir traten aus dem bloß subjektiven, naturgemäß widerspruchsvollen Meinen oder Behaupten heraus, und es bahnt sich seitdem eine feste geschichtliche Würdigung Goethes an. Nur zu natürlich bei einer jungen Disziplin, daß noch manche unbewiesene Hypothesen die ruhige Atmosphäre der Wissenschaft durchschwirren, wie sich denn auch diese und jene ja thatsächlich schon als unzutreffend erwiesen haben. Mit der allmählichen Ausdehnung der Goethephilologie auf alle Kreise der germanistischen Forscher ist jedoch ein wirksames Korrektiv für Heißsporne der einen oder anderen Seite geboten. Wenn sich nur alle, die hier sich um Goethe tummeln, bewußt blieben, daß Goethes Geist auf ihrem Werke nicht anders ruht als in der Fülle und Tiefe des Bewußtseins von seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit, daß jede Einzelforschung notwendig irregeht, so lange sie nüchtern an der Materie haften bleibt, so lange sie nicht aus Goethes Wesen geboren, an Goethes Wesen sich emporrankt!

In ein neues, vorerst letztes Stadium trat die Goetheforschung mit der Erschließung des Goethe-Archivs. Als 1885 der letzte Nachkomme Goethes, sein Enkel Walther von Goethe, starb, ging das bisher vor fremden Augen ängstlich gehütete Archiv des Dichters, mit seinem litterarischen Nachlaß, einem Teil seiner Manuskripte, seinen Briefschaften testamentarisch in den Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar über. Sie erschloß

diese Schätze der Wissenschaft, ermöglichte so eine umfassende kritische Ausgabe von Goethes Gesamtwerken mit vielen neuen Funden aus den Handschriften, und erhob damit Weimar noch einmal zum Mittelpunkt, von dem Goethes Geist in neuen Ausstrahlungen über die Lande geht.

Und nicht nur Goethes Geist. Darf die Weimarer Sammlung doch seit 1889 den stolzen Namen „Goethe- und Schiller-Archiv" führen, nachdem Schillers Enkel und Urenkel, die Freiherren von Gleichen-Rußwurm, noch bei Lebzeiten dem Beispiel der Goethischen Schenkung gefolgt waren. Auch blieb Schiller durchaus nicht unberücksichtigt von der neueren philologisch-historischen Wissenschaft. So wenig er eigentlich im Vordergrunde der Forschung und der wissenschaftlichen Bewegung steht, in so vollem Maße wird ihm zuteil, was Goethe als Schuld an des Freundes Andenken bezeichnete:

„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Was für die umfassendere, wunderbar verschlungene Thätigkeit Goethes nur durch Zusammenwirken einer ganzen Forschergeneration möglich erscheint, spinnt sich für Schiller durch hingebungsvolle Arbeit einzelner ohne vieles Aufheben an und ab: eine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke, die 1867 unter Karl Goedekes Leitung begann, liegt seit 1876 vollendet vor; und was für Goethe erst auf Grund einer ähnlichen kritischen Gesamtausgabe nach Abschluß der jetzt von Weimar ausgehenden Sammlung möglich sein wird, eine dem neueren Stande der Wissenschaft entsprechende Biographie, ist für Schiller seit einigen Jahren von drei Gelehrten gleichzeitig unternommen, von denen auf Grund der vorliegenden Anfänge jeder in seiner Art für die herrliche Aufgabe gerüstet erscheint: Richard Weltrichs Werk verspricht am meisten vom Wehen des Schillerischen Geistes, Otto Brahms Buch die gewandteste Darstellung, Jakob Minors Schiller-Biographie die umfassendsten Einzelstudien. Und schon seit den fünfziger Jahren ist Kuno Fischer glücklich bestrebt, uns einzelne Seiten des Schillerischen Wesens kongenial zu vermitteln.

Wenn ich schließlich der liebevollen Pflege gedenke, welche namentlich das Goethe-Studium auch außerhalb der litterar-

historischen Fachkreise fortgesetzt gefunden hat, so führe ich Sie schon halb aus der Wissenschaft ins Leben, aus dem Verhältnis der Forscher zu dem des Publikums. Ich meine, es bekundet ein Weiterwirken des Goethischen Geistes, wenn Kreise, welche der litterarischen Betrachtung eines Dichters berufsmäßig fernerstehen, sich von ihm zu einer solchen eingeladen fühlen. Hier wäre vor dem Überschreiten der Grenze an die Schätzung zu erinnern, welche Goethe in naturwissenschaftlichen und philosophischen Kreisen gefunden hat; hier wäre der wissenschaftlich wertvollen Bemühungen zu gedenken, welche der Kunsthistoriker Hermann Grimm und der Geh. Oberregierungsrat Gustav von Loeper diesem Genius zuwandten. Und doch stehen wir mit Nennung eines Namens wie Hermann Grimm bereits mitten in der Bewegung, welche sich als „Kampf um unsere Klassiker" charakterisieren läßt. Die eigentlichen Philologen zeigten sich grundsätzlichen Auseinandersetzungen meist abgeneigt. Hermann Grimm nimmt 1874 in seinen geistreichen Goethe-Vorlesungen den alten Kampf auf, vielleicht unbewußt, jedenfalls ohne Absicht zu verletzen. Mochten schon Auslassungen über Goethe, wie: „Er gehört zu den vornehmsten Gründern der deutschen Freiheit" herausfordernd klingen, so mußten Auffassungen wie die, als sei mit Goethes späteren Äußerungen über Schiller dessen „Rhetorik abgethan", notgedrungen im anderen Lager verstimmen. Lange verhaltener Groll hat sich denn dieses Jahr in leidenschaftlichem Ungestüm gegen das vermeintliche Geschwisterpaar „Goethekult und Goethephilologie" Luft verschafft. Ein schwäbischer Landsmann Schillers erhitzt sich hier — ebenfalls bei bester Absicht, beiden Dichtern gerecht zu werden — bis zu einer unerhörten Schmähung Goethes: „Was wäre, fragen wir, aus Deutschland geworden, wenn die Liebesdichtung Goethes die einzige Nahrung des deutschen Volkes gebildet hätte, wenn die Gretchen, Clärchen 2c., seine mark- und rückgratlosen Männer seine einzigen Vorbilder, seine einzigen Ideale gewesen wären? Heute noch wäre Deutschland der Vasallenstaat Frankreichs, der Hohn und Spott der Nationen." Erkennen Sie schon an diesen beiden Stimmen, wie die unbedingte Verehrung für einen unserer Dioskuren gerade auch heute noch oft mit hyperkritischer Schärfe gegen den andern

sich gattet, so wird die verblüffende Selbstblosstellung, mit welcher Otto Brahm das Geleitwort seiner Schillerbiographie anhebt: „Als Student war ich ein Schillerhasser", Ihnen noch klarer zu Bewußtsein bringen, daß sich in Bezeigung unbedingter oder doch wachsender Verehrung das Verhältnis unserer Zeit zu den Klassikern keineswegs zum Ausdruck bringt. Aber sowohl Otto Brahm wie vor ihm Kuno Fischer und nach ihm der preisgekrönte Beantworter der Frage: „Ist Schiller noch lebendig?", Franz Guntram Schultheiß, geben übereinstimmend einen Schlüssel für das Verhalten der verschiedenen Lebensalter zu Schiller: auf die unbedingte Verehrung folgt im allgemeinen eine Periode, welche den idealen Schwung als Rhetorik verwirft, weil sie dahinter blutvolle Charakteristik vermißt, bis man mit weiser Reife zu Schiller zurückkehrt, „nicht mehr als dem einzigen Dichter, wohl aber als demjenigen, der uns eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat". Begann in der Abkehr von Schiller das lebhaftere Interesse für Goethe, so weiß der zu Schiller Zurückgekehrte oft sehr wohl die Begeisterung für beide gemeinsam zu nähren.

Und doch ist dieser Verlauf unserer Beziehungen zu den Klassikern nicht allgemein giltig. Wir hörten ja eben, wie einzelne selbst wissenschaftlich umfassend durchgebildete Männer den verschiedenen Grad ihrer Wertschätzung beider nicht bergen können. Und es hieße auch meiner Aufgabe als objektiver Berichterstatter untreu werden, wenn ich stark zu betonen unterließe, daß in der That ein sehr beträchtlicher Teil hervorragendster Männer der Gegenwart, bei Bewahrung eifriger Pietät für Schiller, doch in Goethe lebt und lehrt, daß die Überzeugung in weiten Kreisen zum Durchbruch gelangt: Goethes Stunde, nein, Jahrhundert sei nun gekommen. Klingen nicht aus seinem Grabe wie eine heilige Mahnung gerade an unser Geschlecht die Verse, welche der Altmeister an die Spitze seiner „Zahmen Xenien" stellt?

„Warum willst du dich von uns allen
Und unserer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!“
Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollst auch DU und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen:
Was ich dem Enkel zu Liebe thu,
Thu ich euch allen.

So hebt ihn denn Adolf Schöll aus allen heraus: „Wie dem Griechen Homer das positive Fundament und Instrument seiner Kulturentwickelung, ist es Goethes Poesie der Kultur unseres Jahrhunderts geworden.“ So feiert ihn Michael Bernays: „Wir lieben in Goethe den Dichter, wir erkennen bewundernd den Forscher an; aber noch teurer ist uns der Mann, welcher, fessellos strebend, in seinem Dasein die wahre Freiheit des Menschengeistes verkündete und bethätigte; der Mann, welcher der Menschheit das Beispiel gab, wie man in unablässigem Thun seine Kräfte vermannigfaltigen und doch eine erhabene Einheit unter ihnen herstellen kann.“ Wie machtvoll er auch auf seine Zeit gewirkt, so möchte man doch fast glauben, „erst jetzt trete sein Geist die Weltherrschaft an, und die Prophezeiung Carlyles, der in ihm den Herrscher der Zukunft begrüßte, müsse sich nun erfüllen“. Um die Wertschätzung des Menschen Goethe, gerade der geschlossenen einheitlichen Persönlichkeit, hat sich denn auch die Goethe-Wissenschaft unläugbare Verdienste erworben, indem sie aus den Schachten gewissenhafter Einzelforschung die weit über alle philisterhafte Mäkelei hinausgewachsene ethische Größe Goethes in seinem Dichten und Leben zu Tage förderte. Epochemachend in der Geschichte des Goethischen Geistes zu unserer Zeit muß ich hier Victor Hehns kongeniale „Gedanken über Goethe“ anreihen: wie er in den Dichtungen seines Helden die Naturformen des Menschenlebens und die Naturphantasie aufweist, wie er scharf und rücksichtslos, oft selbst zu bitter, den Gegensatz zwischen Goethes Geist und dem Zeitgeist zeichnet, soll diesem Originalschriftsteller übers Grab hin unvergessen sein.

Selbst die Theologie ist in der Gegenwart bestrebt, ihren Frieden mit Schiller und Goethe zu schließen. Zwar ultramontane

Schmähungen dauern gegen beide fort. Aber wir müssen es dem Geiste der neueren Theologie wirklich hoch anrechnen, wenn sich Paul Kleinert (schon 1867) über „Schillers religiöse Bedeutung" dahin ausspricht: die Kirche hätte das Andenken der deutschen Klassiker auch dann im Segen zu halten, wenn sie Heiden wären; der Glaube sei im Verdorren, der sich vor allem auf den ersten Anblick Fremden scheu verschließt. Im übrigen wird es ihm natürlich leicht, Schillers übersinnliche Poesie als eine „Erziehung zur Religion" nachzuweisen. Schwereren Stand hatten schon die theologischen Verteidiger Goethes, der in den sechziger Jahren von der Hengstenbergischen Richtung noch radikal befehdet wird. Gewiß konnte ja auf die im Grunde christliche Idee der „Iphigenie", auf religiöse Momente im „Faust" u. dergl. verwiesen werden; gewiß läßt sich die höhere Einheit einer so eminenten ethischen Größe wie Goethe mit den sittlichen Lehren Christi feststellen, — aber ob eine solche Abfindung nicht einseitig bleibt, ob sie nicht die wissenschaftliche und lebendige Charakteristik durch Schematismus verwischt, wenn man der Friedensakte die Form eines Bundesschlusses giebt, sie wie den selbstverständlichen Ausdruck bestehender Wesensgleichheit hinstellt? War und bleibt doch das Reich Goethischer Dichtung immer von dieser Welt, war und bleibt er doch immer der „große Heide", stellt er doch immer das Wirken im thätigen Leben als „der Weisheit letzten Schluß" hin: mit einem Worte, Gegensätze lassen sich nicht leugnen, und die protestantische Theologie kann nur ewigen Frieden mit Goethe schließen, wenn sie anerkennt, daß seine Thatlehre und Weltfreude eine heilsame Ergänzung der wesentlich auf den Glauben und das Jenseits gestellten Lehre Luthers beibringt. In dieser Richtung hat Christian Semler „die Weltanschauung Luthers und Goethes" 1890 wirksam gegenübergestellt.

Inzwischen dringen unsere beiden Dichter immer tiefer in den Schulunterricht ein, und hier steht Schiller unbestritten voran; seine Romanzen, Lieder und Dramen wirken durch ihren Ideengehalt von klein auf unmittelbar erziehlich. Goethe fordert größere Reife zum Verständnis; aber mindestens „Iphigenie", „Tasso" und die Balladen haben sich einen festen Platz im höheren Unterricht

errungen. Seit 1887 ist die Kenntnis der deutschen Klassiker sogar in das allgemeine Bildungsexamen für alle preußischen Kandidaten des höheren Schulamtes aufgenommen. Vielfach scheint Schiller fast bis zur Übersättigung auf Schulen traktiert zu werden: das ist für ein späteres lebendiges Verhältnis zu ihm nicht heilsam.

In anderer Weise begreiflich wird es, wenn Schiller in Oesterreich heute mit ganz besonderem Nachdruck lebendig wirkt. Dort muß er zur Erhaltung des Deutschtums noch Dienste thun, ähnlich wie er sie uns vor 1870 geleistet. Und er dient redlich.

Aber auch für Goethe ist das Interesse innerhalb wie außerhalb des deutschen Reiches in weitere Schichten getragen: an die um Weimar konzentrierten, wissenschaftlichen Kreise hat sich eine Goethe-Gesellschaft geschlossen, ganz wie es Bernays 1871 und wiederholt 1877 gefordert; ihr dient ein schon seit 1880 von Ludwig Geiger herausgegebenes „Goethe-Jahrbuch" als Organ; England hat seine besondere Society und auch New-York einen Goethe-Klub zur Verbreitung des Verständnisses für seine Werke. In Denkmälern beider Dichter wetteifern die großen Städte.

Und weiter: sie leben beide täglich in unserer Mitte fort durch eine Fülle weiser Sentenzen und anmutiger Wendungen. Daß trotz allen redlichen und gerechten Eifers der Gegenwart für tieferes Erfassen des Goethischen Geistes dennoch Schiller der populärere geblieben, zeigt auch die Verteilung dieser „geflügelten Worte". Büchmann nennt 248 von Schiller gegen 185 von Goethe, wovon freilich 110 auf den „Faust" und zwar 98 allein auf den ersten Teil fallen. Von unseren großen politisch-militärischen Führern zitierte Moltke bekanntlich mit größter Vorliebe. Unter den Büchern, die er besonders gern wiederlese, nennt er der Reihe nach: Schiller, Goethe, Shakespeare, W. Scott und drei Historiker. Unter denen aber, die den höchsten Einfluß auf ihn gehabt, zählt er außer wissenschaftlichen Schriften nur die Bibel und Homers Iliade auf. Bismarck zitiert die deutschen Klassiker nicht so oft, am ehesten aber noch Goethe; doch stehen in seinen Reden lateinische Denksprüche und technische Wendungen aus dem Englischen im Vordergrund.

Noch ein Feld bot sich, auf dem sich die Begeisterung für unsere klassischen Dichtungen immer neu entzünden kann: das

Theater. Auch hier naturgemäß Schiller als der größere und umfassendere Theatraliker voranstehend: seine sämtlichen Dramen bilden feste Bestandteile des Repertoires. Von Goethe nur „Götz", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und der erste Teil des „Faust". Doch war man bemüht, ihr Gebiet zu erweitern Schillers „Demetrius" hat sich mit der Laubischen Fortsetzung auf einzelnen Bühnen lange gehalten und kehrt noch wieder, Bulthaupts „Malteser"-Fortsetzung durfte sich wenigstens ehrenvoll erproben. Den zahlreichen Versuchen um Goethe gelang zunächst die Eroberung des „Clavigo" und der „Geschwister"; doch wurden Goethe-Zyklen und Festvorstellungen Mode, die auch das übrige dramatische Inventar zeigten. Das wichtigste klassische Bühnenereignis der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aber bleibt die Inszenierung des zweiten Teiles von „Faust". Das Hamburger Stadttheater eröffnete 1854 hiermit den Reigen, die theatergerechte Zustutzung rührte von Wollheim her, dessen vielfache Gewaltthätigkeiten später Marcks für die Dresdener Hofbühne geschickt ausglich. Schon 1858 war Roderich Benedix am hiesigen Stadttheater dem Hamburger Beispiel in allen Stücken gefolgt. Bei der Wiederaufnahme des grandiosen Werkes 1882 legte Claar eine eigene Bearbeitung der Aufführung zu Grunde. Seit 1876 in Weimar, ferner in Leipzig, vorübergehend auch in Berlin und Breslau gab man das Stück als Mysterium in zwei Tagewerken nach der Einrichtung von Otto Devrient. Jetzt werden in der Reichshauptstadt nur kleine Teile des Dramas zerrissen vorgeführt:

„Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!"

Die bei alledem und trotz Otto Ludwigs radikaler Kritik (in den Shakespeare-Studien) dauernde Vorherrschaft Schillers auf der Bühne bekundet sich auch in der unausgesetzten Schulung der historischen Tragödie an seinem Stil. Von Halm, Mosentahl und Gottschall bis zu Heyse, Lindner, Wilbrandt und Wildenbruch tönt der Schillerische Vers wieder mit edlem Schwung, vielen lyrischen und selbst epischen Schönheiten im einzelnen sowie effektvollen Situationen, aber mit fast ständiger Abhängigkeit vom Meister, oft mit direkten Anklängen und ohne Fleisch und Blut, daher denn ohne Lebenskraft. Hebbel, der, obgleich in mancher

Hinsicht heterogen, gesteht, daß Schiller in der Jugend auf ihn gewirkt hat wie kein anderer, findet das rechte Wort, wenn ihn Schillers dramatische Schule aus sehr natürlichem Grunde nicht haltbar dünkt: „eben weil seine ungeheure Subjektivität, die eine ganze Welt von philosophischen Ideen in sich aufgenommen hatte, erforderlich war, um seine Gedichte vortrefflich zu machen."

Indessen scheint sich auch auf diesem Gebiete gerade in jüngster Zeit ein Umschwung vorzubereiten. Zwar spreche ich nicht davon, daß auch auf der zeitgenössischen Bühne die unsterbliche Gemeinschaft Iffland und Kotzebue zweiten Aufgusses naturgemäß — wie immer die Alltagskost — äußerlich den breitesten Raum einnimmt. Was sich aber in den Tiefen der Litteraturströmungen vorbereitet, tritt Ihnen anschaulich entgegen, wenn Sie sich die Wendung Wildenbruchs von der historischen Jambentragödie zu den sozial-naturalistischen Versuchen der „Haubenlerche" vergegenwärtigen, wenn Sie an Sudermanns und Hauptmanns stellenweise ungewöhnliche Bühnenerfolge denken.

Ob die soziale Tragödie alsbald zu den Jugendwegen Goethes und Schillers fortschreitend zurückkehrt? ob ihr vielmehr Ibsen oder Zola Muster und Meister werden? — das sind Fragen, die über meine Feststellung des augenblicklichen Thatbestandes hinausgreifen. So viel wage ich zu behaupten: die Zukunfts-Blüte einer national-deutschen Dichtung wird nicht im Ausland, wird zunächst auch nicht auf den Wegen von Weimar, — wird vielmehr auf dem geistigen Boden von Frankfurt und Stuttgart heranreifen, gewiß nicht im Stillstand, aber im Fortschritt von hier aus. Wir wollen kein Stück der Entwickelung unserer Klassiker preisgeben; aber die einmal vielleicht notwendige Abschwenkung gilt nicht als Marschroute für alle Zukunft. Erst Verjüngung, dann Reife! erst Frankfurt-Stuttgart, dann auf geradem Wege zu einem neuen, organisch-deutschen Weimar!

Es stimmt hoffnungsvoll, und doch auch bedenklich, daß sich die jüngstdeutsche Gruppe mit Vorliebe auf Goethes Jugendgenossen Lenz beruft. Jedenfalls suchen diese neuen Stürmer nur zum jungen Goethe und Schiller ein Verhältnis; später seien die Klassiker durch den „Kultus der Form abgeirrt". Bekämpft wird

namentlich ihre Neigung für die Antike: des Dramatikers Gerhart Hauptmann kritischer Entdecker Otto Brahm spricht in seiner Biographie Schillers sogar von dessen „zum Aberglauben gesteigerter Pietät für die Antike". Aber selbst ein so besonnener Forscher wie Karl Goedeke — damit übrigens in wissenschaftlichen Kreisen nicht alleinstehend — sieht in der litterarischen Entwickelung den Beweis, daß Goethes und Schillers spätere Richtung „weder nach ihrem Ausgangspunkt, dem klassischen Altertum, noch nach ihren Zielpunkten, der klassischen Idealisierung, die Richtung war, in welcher die Gesamtheit des Volkes ihre volle Befriedigung finden konnte".

In schroffem Gegensatz dazu, trotz geringer Neigung zum Antikisieren, knüpft die bedeutendste Bühnenerscheinung unserer Zeit, Richard Wagner, nebst seiner Schule gerade an die künstlerisch-stilvolle Periode der vereinten Klassiker, speziell Schillers an. Wie Schiller will er ästhetisch erziehen und auch direkt ethisch genommen sein, wie Schiller durch anspannende und schmelzende Schönheit wirken, wie Schiller baut er seine Theorie auf Grund seiner eigenen künstlerischen Begabung aus, — und schließlich ist in manchen späteren Ansätzen Schillers, namentlich in der „Braut von Messina", die Verwandtschaft mit Wagners Kunstideal unverkennbar.

Blicken wir weiterhin auf die bei aller vorherrschenden Seichtheit ins Unermeßliche anschwellende Flut unserer Romandichtung, so läßt sich doch zwischen all dem Wust zu höchstem Genuß noch eine Goethesche Ader verfolgen. Spielhagen spricht sicher vielen seiner engeren Zunftgenossen aus dem Herzen, wenn er sich durch Goethes Dramen und Romane als Erzähler beeinflußt bekennt. Und Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, die beiden Züricher Romankünstler, alsdann in seiner nordischen Weise Theodor Storm, sind sie nicht vollgiltige Zeugen für Fortwirken Goethischer Künstlerschaft im Stil der Prosaerzählung? Gern erkennt man solche Spuren neuerdings vereinzelt bis in Sudermanns „Frau Sorge".

Das modische Versepos freilich hat sich von Goethe abgewandt; doch noch lebt uns als Fortpflanzer des Goethischen Idyllenstils der Dichter des „Heisterkrog" und der „Hanne ut

Frankrik", mit einem Wort, der Dichter des köstlichen „Quickborn": Klaus Groth.

In der Lyrik sind ebenbürtige Genossen der frühen Goetheschule neuerdings nicht hervorgetreten. Doch wären vom alten Geschlecht auch hier Keller und Storm zu nennen, und von den Jüngsten hätte mancher vielleicht das Zeug dazu, wenn er sich zur Klärung durcharbeiten wollte. Geibel, Lingg u. A. werden wir der Schillerischen Linie zurücken. In Bodenstedt und Graf Schack ist, wie einst in Rückert, die Saat Goethischer Spruchweisheit und des „Westöstlichen Divan" aufgegangen; Schack schult sich schließlich auch an Goethes satirischen Lustspielen und namentlich an dessen Idee eines geistigen Völkerverkehrs in der Weltlitteratur. —

Meine Umschau ist beendet, und ich brauche ihr allgemeines Ergebnis kaum herauszuheben. Schiller und Goethe sind beide noch lebendig, und jeder wirkt in seiner Weise mannigfaltig fort. Aber in dem Auf- und Abfluten ihres Einflusses ist offenbar eine Zeit gekommen, die neben dem festen, unverlierbaren Besitz an Schillerischem Geiste die Domäne Goethes zu erweitern strebt. Höchst heilbringend! Keine Menschenkraft kann den in Leben umgesetzten Schillerischen Geist aus der Welt votieren, kein Edler wird es wünschen! Doch wie die Besonnenen nicht eine Alleinherrschaft Goethes werden begründen wollen, so ist vom deutschen Volke zu verlangen, daß es sich nicht einseitig an Schiller auf Kosten Goethes emporrankt, daß es das ihm verheißene Erbe der Enkel im anderen Sinne aufnimmt, als im Epigonensinne. Das Stöhnen ohnmächtiger Resignation:

„Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

werde abgelöst durch die frohe Botschaft:

„Ich muß nun an die Enkel denken".

Ist Schillers Geist heute ohne Rest Gemeingut der deutschen Nation, so muß es Goethes Geist in gleichem Maße werden. Wird die Jugend immer an Schiller zu Begeisterung und Mut erflammen, so möge doch auch das tröstliche, erhebende Bewußtsein in alle Schichten der Nation dringen, daß Goethes Geist für uns noch ungehobene Schätze birgt. Wie er, über seine Zeit hinauswachsend, besonders am Schluß des zweiten „Faust" und der

„Wanderjahre“, die Zukunft unseres Volkes in Abwendung vom beschaulichen, im thätigen Leben sah; wie er die politische und soziale Energie der deutschen Nation ahnt und weckt, so steigt sein Bild vor unserm Auge zur Prophetengröße auf; aber der Herzenskündiger, der Naturgeist wird uns fort und fort veredeln, und wenn das deutsche Volk einst beginnen wird, mit Goethes Künstlerseele, seiner Naturseele, seiner Griechenseele, seiner Menschenseele unser Leben zu durchtränken, dann erst wird der Umkreis seines Wirkens der Vollendung nahen.

Auf dem Kriegs- und Siegeszug zu diesem hehren Ziele scheinen mir Goethes Landsleute, Goethes fränkische Blutsgenossen in die vorderste Reihe gestellt: aus diesem Boden ist er entsprossen, — sollte diese Atmosphäre nicht die Keime bergen zu einer Verjüngung Deutschlands in seinem Geiste?

Schiller aber halten wir fest im Herzen auch in dieser kommenden Goethe-Zeit. Wir wollen uns nicht selbst berauben, wir wollen unser innerstes Wesen nicht verleugnen, wir wollen „das stolze Wort“ Goethes zu Schillers Andenken nachsprechen und erweitern: „Denn er war unser!“ und er ist unser! er wird immerdar unser bleiben!



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier;

" Dr. med. W. Hanauer, prakt. Arzt, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. W. Jordan, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn und als Schriftführer Herrn Dr. E. Böcker.

In der Sitzung vom 9. November wurde ein von Herrn Dr. Wasserzieher, Flensburg, eingesendeter Vortrag „Ein nordfriesischer Kalender" verlesen.

Am 7. Dezember sprach Herr Dr. Sulzbach über „Louvier: Goethe als Kabbalist".

Am 21. Dezember sprach Herr Prof. Dr. V. Valentin über 1. „Herr Professor Minor und die Goethe- und Schillerlitteratur in den Hochstiftsberichten; 2. Die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte; 3. Die Widmung „Zum 8. Oktober 1892".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Herr Professor Minor und die Goethe-Schillerlitteraturberichte des Freien Deutschen Hochstiftes. Von Herrn Professor Valentin.

In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, (Heft 10, S. 902—903) zeigt Professor J. Minor in Wien die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes“ an. Nachdem wir seiner Schilderung der Einrichtungen des Hochstiftes ergänzend hinzugefügt haben, daß jede Fachabteilung jährlich einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden wählt, und daß die aus diesen Vorsitzenden der Fachabteilungen gebildete Vereinigung den „Akademischen Gesamtausschuß“ darstellt, dürfen wir zunächst der Genugthuung über die den Arbeiten des Hochstiftes gestellte Beurteilung Ausdruck geben. Im übrigen ist zu unterscheiden zwischen den bei größeren Anlässen, wie den regelmäßig satzungsgemäß gefeierten Geburtstagen Goethes und Schillers, gehaltenen Vorträgen in den Gesamtsitzungen und den im kleineren Kreise der Fachabteilung gemachten Mitteilungen oder da gehaltenen Vorträgen, die keineswegs alle in ausführlicher Form abgedruckt werden. So ist der Aufsatz über Schillers „Ideal und Leben“ ein Festvortrag, die Mitteilungen über Humboldts Einfluß auf Schiller sowie über die Loreleysage Fachabteilungsvorträge: der erste ist von Karl Rehorn, die beiden letzteren sind von Fritz Rehorn, nicht aber alle drei von demselben Verfasser.

Wir würden indessen alle diese Punkte hier nicht besonders berühren, wenn nicht der Schlußabsatz der Besprechung einen indirekten, aber darum nicht minder schwer wiegenden Angriff auf das Hochstift, bezw. auf den Akademischen Gesamtausschuß, der die „Berichte“ herausgiebt, enthielte. Professor Minor wendet sich gegen die von Professor Max Koch in Breslau im Auftrage des Akademischen Gesamtausschußes verfaßte Besprechung der neueren Schiller- und Goethelitteratur: „Sie ist mit viel Fleiß, aber auch mit sehr viel Absicht gemacht. Aufsätze aus seiner Zeitschrift zitiert der Rezensent auch wohl zweimal in einem Hefte, die Seuffertsche Vierteljahrsschrift ignoriert er grundsätzlich. Wer sich einer solchen Arbeit unterzieht, der muß sich selbst verleugnen können. Koch aber besitzt dazu weder das reife, ruhige Urteil, noch die nötige Sachlichkeit, ja auch nur die nötige Wahrheitsliebe. Er verteilt, mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch, blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der

anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat, in Lob und in Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und parteiisch befangen. Zum Rezensenten gehört in erster Linie eine feste Überzeugung, und in zweiter Linie eine sichere Hand: beides fehlt dem Berichterstatter des Freien Deutschen Hochstiftes." Wenn dies alles zutrifft, so hat sich das Hochstift in unbegreiflicher Verblendung von allen denkbaren Berichterstattern den möglichst ungeeigneten herausgesucht: nachdem es über seinen verblendeten Zustand von Professor Minor aufgeklärt worden ist, wird es sich natürlich beeilen die ehrenvolle und dornenvolle Aufgabe sofort einem anderen zu übertragen. Nun treffen aber die Vorhaltungen Minors nicht zu, und das Hochstift bedauert der in Minors Beschuldigungen notwendigerweise mitenthaltenen Folgerung nicht stattgeben zu können. Das Hochstift weist vielmehr derartige gegen seinen Beauftragten gerichtete und es selbst treffende, beweislos vorgebrachte Beschuldigungen mit aller Entschiedenheit als sachlich unwahr zurück. Das Hochstift verlangt von seinem „Rezensenten" gerade die Tugenden, die Minor bei Koch vermißt, ohne auch nur eine Spur von Beweis für seine harten Beschuldigungen zu geben. Aber es läßt auch seinem Berichterstatter freie Hand, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Es verlangt nicht, daß er diesen oder jenen Schriftsteller lobe, weil er einer bestimmten Richtung angehört, verwehrt es ihm aber auch nicht, Ausstellungen an diesem oder jenem Schriftsteller zu machen, obgleich er einer bestimmten Richtung angehört. Das Hochstift steht den verschiedenen Strömungen in der Litteraturwissenschaft durchaus unparteiisch und frei gegenüber und bindet sich nach keiner Seite. Es weiß dabei sehr wohl, daß jedes Urteil durch den besonderen Studiengang, durch bestimmte litterarische Beziehungen, durch die persönliche wissenschaftliche Entwickelung des einzelnen Schriftstellers beeinflußt ist: es identifiziert sich daher durchaus nicht mit dem Urteile seines Berichterstatters, sei es wer es wolle; wohl aber verlangt es für seinen Berichterstatter die Freiheit des Urteils, ohne die die wissenschaftliche Freiheit überhaupt nicht bestehen kann; es verlangt aber ganz besonders, daß das litterarische Urteil nicht mit dem moralischen zusammengeworfen werde. So, wie es den Bericht des Bericht-

erstatters zurückweisen würde, wenn er, durch sein Urteil über den moralischen Charakter seines Objektes verleitet, den litterarischen Charakter seines Urteiles beeinflussen ließe, ebenso bestimmt muß es Anschuldigungen zurückweisen, die statt die litterarische Thätigkeit zu treffen, den Schein sittlicher Entrüstung zu erringen suchen, indem sie ihr Urteil d. h. hier ihre Anklagen auf die moralische Seite hinüberspielen. Besitzt Koch „weder das reife, ruhige Urteil noch die nötige Sachlichkeit", so beweise Minor seine Behauptungen: dadurch, daß er sie drucken läßt, sind sie noch nicht wahr und können solchen, die die Thatsachen reden zu lassen gewöhnt sind, durchaus nicht imponieren. Wenn Koch „mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat", verteilt, so ist, bis zum Beweise, daß er „in Lob und Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und befangen" verfährt, das Gutes und Verfehltes ruhig gegeneinander abwägende Verfahren ein Kennzeichen echt wissenschaftlicher Kritik: nur der Fanatiker verurteilt und lobt ohne weiteres; der echte Kritiker, der das Wahre der Sache zu ergründen sucht, wird das Gute eben so gerne anerkennen, wie er bereit ist das Schlechte zu verwerfen — und was wäre so schlecht, daß es nicht auch gute Seiten, was so gut, daß es nicht auch Minderwertiges hätte? Und wenn der Kritiker, unbekümmert um Beifall oder Tadel, an demselben Objekte lobt und tadelt, wie es die Sache nach seiner Überzeugung verlangt, ist er deshalb ein Achselträger? Wenn Minor Schillers Werke beurteilt, macht er es etwa anders? Scheidet er nicht selbst vortrefflich, z. B. bei seiner Beurteilung der Räuber, zwischen dem was zu loben und dem was zu tadeln ist, und scheut er sich zu tadeln, weil er daneben lobt, oder scheut er sich zu loben, weil er daneben auch tadelt? Wenn nun Koch die Vorzüge der Schillerbiographie von Minor, die er aufs entschiedenste anerkennt, und die Vorzüge der Schillerbiographie von Weltrich, die er Minor zu liebe abzuleugnen gar kein Recht hätte, vorsichtig und maßvoll gegeneinander abwägt, jeder ihre Vorzüge zuerkennt und bei keiner der beiden seine Aussetzungen verschweigt, und wenn das Ergebnis den Zorn Minors erweckt, folgt dann

daraus, daß dieses Ergebnis auf geistiger Impotenz oder gar moralischer Verderbtheit beruhe? Hat der Berichterstatter Falsches gesagt, so möge der Betroffene es richtig stellen — der Raum soll ihm zu sachlichen Berichtigungen nicht fehlen. Aber gegen die Methode solche in ganz allgemeinen Sätzen gehaltene Anklagen, die in keiner Weise bewiesen werden, mit dem Tone der unfehlbarsten Sicherheit auszusprechen, muß in entschiedenster Weise Einsprache erhoben werden: ein solches Verfahren schädigt nicht nur den Einzelnen, gegen den sie erhoben werden, nicht nur die Anstalt, die sie angeblich geschehen läßt oder veranlaßt, es schädigt den guten, vornehmen Ton, der einer wissenschaftlichen Kritik von Seiten derjenigen zukommt, die in der Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnehmen und daher die geborenen Wächter des guten litterarischen Tones sein sollten, es schädigt die Freiheit der Untersuchung und des Urteils, weil es den Charakter angreift statt bei der Sache zu bleiben, weil es die Person verunglimpft, um ihr Urteil aufzuheben.

Aber Minor begnügt sich nicht damit: er erhebt nicht nur allgemeine Klagen, sondern eine ganz bestimmte. Koch besitzt nach ihm nicht „die nötige Wahrheitsliebe". Zur Bekräftigung eines so schweren Vorwurfs ist er gerecht genug den Beweis der Wahrheit anzutreten, d. h. er macht wenigstens den Versuch dazu. Daß dieser kläglich ausfällt, ist für Minor bedauerlich, bleibt aber darum nicht weniger Thatsache. Koch hat des Schillerbiographen Minor Polemik gegen den Schillerbiographen Weltrich nicht „für taktvoll" erklärt und behauptet, Minor habe Weltrichs Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen „durch maßlos übertreibenden Tadel" herabzusetzen gesucht (Berichte Bd. 6, S. 547 und 554). Demgegenüber erklärt nun Minor, er habe „Weltrichs Buch nur im „Anzeiger für deutsches Altertum" XII, S. 274 ff. besprochen und dort als „die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, welche wir besitzen" bezeichnet". So hätte Koch also wirklich nicht wahrheitsgemäß berichtet und besäße demnach, wie Minor hier wieder verallgemeinert, nicht die „nötige Wahrheitsliebe"? Nun steht aber Minors Rezension jedermann zur Verfügung, und jeder kann sich somit von den Thatsachen überzeugen. Koch, dem hier

zunächst das Wort gebührt, schreibt selbst über diese Angelegenheit folgende Erwiderung, die in ungefähr gleichem Wortlaut auch in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ erscheinen wird.[1])

Entgegnung.

Herr Professor Dr. Jakob Minor in Wien hat in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ manches Lobende von den Berichten des Hochstiftes gesagt, damit sich von dem hellen Hintergrunde mein dunkles Bild um so abscheuerregender abhebe. Hätte der Akademische Gesamtausschuß nicht einem Menschen, wie Herr Minor mich zu schildern für gut findet, seit 1889 den Bericht über die neuere Goethe-Schillerlitteratur anvertraut, die Leitung des Hochstiftes würde dann auch für die übrigen besseren Beiträge nur eingeschränktes Lob verdienen. Daß meine, zwar von dem Verbrechen zweimaligen Zitierens in meiner eigenen Zeitschrift erschienener Aufsätze von O. Francke und M. Landau befleckten Berichte, gerade weil sie von jeder Parteistellung und Kameraderie sich gewissenhaft freihalten, den nur nach Parteirücksichten Urteilenden zum schweren Ärgernis gereichen, will ich Herrn Minor gerne glauben. Seine dreiste Anmaßung, über meine Befähigung den Richter spielen zu wollen, brauche ich bei unbefangenen Lesern der „Berichte“ nicht erst zurückzuweisen. Was ich geschrieben habe, möge selbst für oder gegen mich zeugen. Ich habe von den verschiedensten Seiten und berufenen Beurteilern wiederholt so freundliche Beistimmung gefunden, daß ich auf Herrn Minors oberherrliche Billigung ohne Herzweh verzichten kann. Herr Minor hat persönliches Schimpfen und Drohen beliebt und sich dadurch einer sachlichen Besprechung für entbunden erachtet. In einem aber, und dies möge sein ganzes Verfahren kennzeichnen, muß ich mich doch auf eine Erwiderung einlassen. Sein überaus zartes Ehrgefühl hat über zwei Jahre gebraucht, um sich über meine Bemerkung (Berichte VI, S. 547), er habe den überlegenen Mitwettbewerber Weltrich in wenig taktvoller Weise angegriffen, sittlich zu entrüsten. Hat er doch im „Anzeiger für deutsches Altertum“ XII, S. 289 Weltrichs Buch die beste wissenschaftliche

[1]) Diese Entgegnung ist inzwischen in dem Bande 1893 S. 94 f. erschienen.

Schillerbiographie, die wir besitzen, genannt. Allein diesem Urteile, das Herr Minor gegen mich anführt, gehen in derselben Rezension ganz andere, von denen ich nur einige herausgreife, voran.

„Auf diese Weise macht Ws. Buch weit mehr den Eindruck eines Kompendiums der Schillerlitteratur als den einer nach wissenschaftlichen und künstlerischen Grundsätzen gearbeiteten Monographie“ (S. 278). Was muß das aber für ein Kompendium sein, von dem es S. 288 heißt: „Über Ws. Art, die wissenschaftliche Litteratur zu zitieren, bin ich nicht im klaren. Man weiß nicht, welche Auswahl er in seinen Zitaten trifft.“ — „Auch in den erzählenden Teilen macht sich indessen eine auffallende Ungeschicklichkeit in der Kunst des Disponierens geltend und Weltrich hätte in dieser Hinsicht gegen Hepp bescheidener auftreten dürfen“ (S. 278). Weltrich mußte bei seiner Herrn Minor wohl bekannten Stellung zu Hepp dies als die bitterste, höchst taktlose Kränkung empfinden. „Ws. Grundsatz kann leicht zu dem kunstlosen Chronikstil verleiten . . . noch störender ist die Anordnung in den folgenden Kapiteln . . . . der Hauptfehler einer solchen Darstellung ist natürlich der, daß der Leser von der Entwickelung Schillers als Schüler und als Dichter kein bestimmtes Bild erhält. Hätte W. den inneren Zusammenhang über dem äußeren nicht vernachlässigt, ... Ich kann aber nicht sagen, daß er seine Vorgänger hierin [im Nachweis der psychischen Entwickelung] weit hinter sich zurückgelassen hätte“ (S. 279). „Leider läßt uns W. in Bezug auf die Grundlage der philosophischen Bildung Schillers ganz im Stich. Zufällige Bemerkungen . . . sind alles, was er zu bieten hat“ (S. 283). „Ich habe behauptet, daß W. die Erkenntnis der dichterischen Entwickelung Schillers nicht weit über das bekannte hinaus gefördert habe; und dieser Vorwurf führt mich auf einen allgemeineren Fehler, welcher das ganze Buch von W. durchzieht. Wir finden nämlich S. 163—167 einen langen, fast hätte ich geschrieben langweiligen Excurs“ (S. 284). „Und so wie W. hier die Zeugnisse nicht zum Reden zu bringen versteht . . . so fehlt auch sonst zwischen dem allgemeinen und individuellen Teil der Zusammenhang.“ „Hier ist ein richtiges Prinzip durch ungeschickte

Anwendung förmlich parodiert" (S. 285). „Trotz der übermäßig langen Verbreitung über einen ganzen Bogen doch nicht den rechten Grund, wie er auch . . . [Schillers] Ergüsse . . . ohne den allgemeinen Ausblick auf die Sturm- und Drangperiode nicht gehörig zu beurteilen weiß" (S. 286). „Die zwei Stadien [der Räuber] hätten ausführlicher erörtert und besser begründet zu werden verdient. . . Auch hätte ihre Entstehungsgeschichte nicht so arg zersplittert werden sollen. . . . Nicht genug verwertet . . . finde ich das Erlebte" (S. 287). „Einen gebildeten, das Geschmacklose allezeit abwehrenden und überall maßhaltenden Stil besitzt er nicht. Er ist überall weit mehr Agitator, Rufer in dem Streit, den er nicht ungern sucht, auch wohl Redner, als ein gelehrter Schriftsteller, welcher zugleich volkstümlich schreibt" (S. 289).

Und wenn man solchen Tadel gegen seinen Mitbewerber in der Schillerbiographie wenig taktvoll nennt, hat Herr Minor die Stirne, von „Verdächtigung" zu sprechen, weil das von ihm allein angeführte Schlußurteil in höchst überraschendem Gegensatze steht zu der vorausgehenden Verurteilung Weltrichs nach Inhalt und Form! Nein, Herrn Minors Kunst „mit der einen Hand zurückzunehmen, was man mit der anderen gegeben hat", verstehe ich nicht zu würdigen, denke sie auch so wenig von ihm zu lernen wie die Klugheit, mich von seinen oder seiner Freunde Drohungen einschüchtern und vom geraden Wege abbringen zu lassen.

Breslau, 17. November 1892. Max Koch.

Wie maßvoll Koch geurteilt hatte, beweist die Thatsache, daß er für das wenig taktvolle Auftreten Minors gegen Weltrich Minors Verteidigung des Verfahrens Hepps und die dabei gegen Weltrich gerichteten Vorwürfe nicht erwähnte. Minor kommt in seinem Urteil über Weltrichs Auftreten gegen Hepp zu dem Ergebnis: „Um die deutsche Schriftstellerwelt unter die Waffen zu rufen, erscheint dieser Diebstahl wahrlich nicht groß genug" (S. 278): in der Litteratur also ist der Diebstahl nur dann öffentlichen Tadels wert, wenn er groß ist, und man henkt hier nur die großen Diebe, die kleinen läßt man laufen! Man sollte doch meinen, daß der Vertrauensbruch als solcher zu tadeln und zu

unterdrücken wäre, daß aber die Frage nach groß und klein hierbei ganz außer dem Spiele bliebe. Aber Weltrich muß noch einen besonderen Zweck gehabt haben, wenn er auf eine solche Kleinigkeit, wie sie es nach Minor ist, Wert legt. „Man kann bei der Lektüre des Weltrichischen Protestes das Gefühl schwer überwinden, daß hier Aufsehen gemacht werden sollte, noch ehe das Buch in den Händen der Leser war und diese selbst urteilen konnten" (S. 278). Also wenn ein Schriftsteller merkt, daß ihm sein geistiges Eigentum, obendrein durch Vertrauensbruch, entwendet ist und erhebt Klage vor dem hier allein in letzter Instanz entscheidenden Richter, dem Publikum, so findet dies Auftreten seine Deutung dahin, daß er diesen Weg nur beschreitet um Reklame für sein Buch zu machen! Ich glaube, Minor hätte sehr gut daran gethan den milden Vorhalt des wenig taktvollen Auftretens ruhig hinzunehmen, statt die Erinnerung an Aussprüche wachzurufen, die besser in die Nacht der Vergessenheit gesunken wären.

Das ist aber sicherlich nicht seine Meinung. Er fühlt sich so sehr im Rechte, daß er seinen Angriff auf Koch mit den Worten schließt: „Sollte Herr Koch auf diese Erklärung hin seine Verdächtigung wiederholen, so wird er wissen, was er von einem zu befahren hat, der einem ehrenrührigen Vorwurf zu begegnen weiß". Eine solche Drohung ist nicht mehr ganz neu. Sie geht auch das Hochstift direkt nichts an, für das es in erster Linie wichtig ist hervorzuheben, daß die gegen seinen Berichterstatter erhobenen Vorwürfe, die es mittreffen würden, wenn sie wahr wären, thatsächlich nicht der Wahrheit entsprechen. Dennoch gehört dieser Ausspruch hierher: er zeigt, wie notwendig es ist, zu betonen, daß in litterarischen Dingen es sich um die Klärung von wissenschaftlichen Wahrheiten handelt, und das Verlangen auszusprechen, daß Neigung und Abneigung gegen Personen aus dem Spiele bleiben müssen, daß in der Art Kritik zu üben und Kritik zu ertragen ein Ton der Vornehmheit wieder Platz greifen muß, der in der Hitze des Gefechtes vielfach verloren gegangen ist. Wenn ein Streiter bei dem Gegner die unbedingte Redlichkeit der Absicht, die Ehrlichkeit in der Handhabung der Waffen, die Ritterlichkeit in der Führung des Kampfes nicht mehr voraussetzt, dann freilich

ist es Zeit die Feder mit dem Revolver zu vertauschen: dann wäre es aber auch Zeit, daß die Wissenschaft ihr Haupt verhüllte und schwiege. Je weniger aber ein solches Verfahren als ein allgemeines oder auch nur als ein allgemeine Billigung findendes vorausgesetzt werden darf, um so entschiedener muß es da, wo es auftritt, in seine Schranken zurückgewiesen werden, zumal wenn es in seinem blinden Ungestüm nicht einmal merkt, daß, indem es vermeint eine bestimmte einzelne Persönlichkeit zu treffen, das Verfahren eines Institutes trifft, das allen Parteibestrebungen ferne steht und nicht auf Förderung von Persönlichkeiten, sondern auf Förderung der Sache der wissenschaftlichen Erkenntnis ausgeht.

Nachschrift. Professor Minor nimmt in einer „Erwiderung", die sich in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (vgl. oben S. 64 Anm.) an die dort von Professor Koch gegebene Entgegnung anschließt, wenigstens indirekt seine gegen Koch gerichteten Vorwürfe zurück, indem er von allen seinen Kritiker verdächtigenden Behauptungen nur eine einzige zu begründen sucht. Die Gerechtigkeit erfordert es daher ihm auch hier das Wort zu geben.

Erwiderung.

Die „beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien" ist darum noch kein fehlerfreies Werk. Ihre unbestreitbaren Mängel aufzuzeigen, war die Pflicht des Rezensenten und sein Recht. Herr Koch hat meine Einwendungen zusammengestellt und man wird finden, daß sie durchaus sachlich sind, zu einem Teile gar keinen Tadel enthalten und zum andern Teile sich gar nicht auf die Schillerbiographie Weltrichs, sondern auf einen Zwist mit Hepp beziehen. Über das Werk als Ganzes habe ich in dem Schlußurteile: „die beste unter den Schillerbiographien" unzweifelhaft eine Empfehlung und ein Lob ausgesprochen, an dem sich nicht deuteln läßt. Wer ein solches Urteil als „maßlos übertreibenden Tadel" bezeichnet und dem Beurteiler die Absicht unterschiebt, sich „eines überlegenen und unbequemen Mitbewerbers zu entledigen", der spricht damit leichtsinnig eine Beschuldigung aus, die er nicht verantworten kann.

Die „Gewissenhaftigkeit" der Kochischen Berichte will ich an einem weiteren Beispiele kenntlich machen. Er erzählt seinen Lesern, daß ich Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura ausgegeben hätte. In meinem Buche steht davon das Gegenteil.

Wien. J. Minor.

Nach der oben angegebenen Darlegung kann jeder leicht urteilen, inwieweit Kochs Vorhaltung in der That ein leichtsinniges Aussprechen einer Beschuldigung ist, die er nicht verantworten kann. Merkwürdig ist bei diesem Urteil nur, daß Minor sich auf den Standpunkt stellt, ein relatives Schlußurteil, das er selbst durch Einschaltung des Wortes „damals" („die beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien") als relatives kennzeichnet, solle als absolutes Urteil gelten und hebe die vorher gemachten Einwendungen auf, so daß der von seinem Kritiker erhobene Tadel sich gegen das Schlußurteil als das Alleingiltige, nicht aber gegen die vorher erhobenen Einwendungen sowie den Ton, in dem sie gemacht worden sind, wendete. Wäre nun aber der Standpunkt richtig, daß ein Schlußurteil die früher gemachten Einwendungen aufhebt, so muß dieser Standpunkt nicht nur für Minor, sondern auch für Koch gelten. Neben seinen Einwendungen im einzelnen erkennt Koch Minors Arbeit in hohem Grade an: „Die durchgehende Selbständigkeit von Minors Forschung braucht man nicht eigens zu erwähnen; seine Forschung ist nicht nur selbständig, sie bringt auch manche erwünschte Ergänzung, neue Gesichtspunkte" (V, 551). „Doch diese Bedenken gegen einzelne Urteile sollen keineswegs an der ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Arbeit Minors rütteln" (V, 553). Nun ist der Standpunkt, das Schlußurteil hebe die tadelnde Kraft der Einwendungen gegen Einzelnes auf, entweder richtig: dann kommt er für Koch ebenso inbetracht wie für Minor, und dieser hat bei so entschiedener Anerkennung des Kochischen Schlußurteils sich über einzelne Ausstellungen nicht zu beklagen, womit sein Vorwurf leichtsinnig ausgesprochener Beschuldigung hinfällig wird; oder aber der Standpunkt ist nicht richtig und die gegen Einzelnes erhobenen Einwendungen sowie der gegen den Ton, in dem sie vorgebracht sind, erhobene Tadel behält seine Giltigkeit:

dann fällt Minors Behauptung, Koch habe durch Nichtbeachtung des Schlußurteils ihn leichtsinnig beschuldigt, erst recht dahin. Hiermit scheint uns die Angelegenheit als eine aus überreizter Empfindlichkeit entsprungene Übereilung Minors erledigt und die der Berichterstattung des Hochstiftes und indirekt diesem selbst gemachten Vorwürfe als unerwiesen dargelegt zu sein. Demgegenüber können Hinweisungen auf einzelne Irrtümer nicht inbetracht kommen, und Minor hätte recht weise gehandelt, wenn er sich den kleinen Triumph seinem Kritiker einen Irrtum nachzuweisen gespart hätte, da er den Punkt nicht zur Richtigstellung der Sache, sondern zur Herabsetzung des vermeintlichen Gegners hervorhebt, den kleinen Triumph, der sich so leicht wettmachen läßt. Wie thöricht — und zwar mit vollstem Rechte — würde es Minor erscheinen, wenn ich ihn für einen minder tüchtigen oder gar für einen nicht gewissenhaften Forscher und Kritiker halten wollte, weil er sich über die beiden Brüder Rehorn und das jedem einzelnen Zukommende geirrt hat! Unfehlbar ist niemand: schlimm aber ist es, den einzelnen Fall zu einer Charaktereigentümlichkeit zu erweitern und den ganzen Menschen zu verdächtigen, wo es sich um eine Einzelheit handelt. Eine solche kann richtig gestellt werden und wird gerne von jedem zugegeben, der sich nicht für unfehlbar hält: wer dies thut, scheidet damit aus der Reihe der wissenschaftlichen Forscher. Nur muß man beim Vorhalten solcher Dinge nicht thun, als ob der Steinwerfer nicht gelegentlich selbst im Glashause säße. Über den ihm vorgeworfenen einzelnen Irrtum schreibt uns Professor Koch:

„In seiner Erwiderung auf meine Entgegnung belegt Herr Minor meine Gewissenlosigkeit durch das Beispiel, ich hätte behauptet, er habe Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura angegeben, während er an Frau Fischer festgehalten. Bei Besprechung von Minors Buch VI, 553 schrieb ich zustimmend: „Minor will neben Frau Vischer auch noch die Jungfer Andreä in Schillers Frauengalerie einführen." Minor hatte I, 384 die für Schillers Beziehungen zu Wilhelmine Andreä sprechenden Zeugnisse zusammengestellt, um S. 385 zu schließen: „dann werden wir dieser Übereinstimmung der Zeugnisse mit den Dichtungen wohl einen Zug für Schillers Jugend entnehmen dürfen". Bei der Er-

wähnung von Kuno Fischers Polemik gegen die Einführung Wilhelmine Andreäs in die Schillerische Frauengalerie habe ich aber ein Jahr nach der Besprechung von Minors Buch wirklich Minors Verteidigung der Jungfer Andreä als Schillers Jugendgeliebten neben Frau Vischer, geborenen Andreä, soweit verwechselt, daß ich irrtümlich schrieb, Minor sei geneigt, Wilhelmine Andreä als das Urbild der Laura anzunehmen VII, 415. Ob Herr Minor durch diesen litterarischen Irrtum das Recht zu einer moralischen Verdächtigung gewinnt, überlasse ich der moralischen Kritik aller derer, die niemals einen ähnlichen Irrtum begangen. Zu diesen gehört Herr Minor freilich nicht. Oder nennt es Herr Minor auch „Gewissenhaftigkeit“, wenn er, der Splitterrichter selbst, z. B. in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ XXI, 214 Eichendorff in dem Fragment „Emma und Eginhard“ stofflich mit Fouqué zusammentreffen läßt, obwohl Fouqué von Karls des Großen Tochter und Geheimschreiber, Eichendorff von Kaiser Ottos Tochter und König Eginhard von Böhmen, dem bekannten Volksbuche, gedichtet hat? Irrtümer uns einander vorzuwerfen haben wir alle das Recht, meine „Gewissenhaftigkeit“ zu verdächtigen hat niemand, am wenigsten Herr Minor nach seinem gewissenlosen ersten Angriffe, ein Recht.

Breslau, 13. Februar 1893. Max Koch.

2. Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendorffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erster Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1892. Von Herrn Professor Valentin.

Da für alle, die sich mit der deutschen Litteratur beschäftigen, sei es schaffend, sei es forschend, sei es lernend oder genießend,

nicht leicht ein anderes neueres Werk von gleicher Bedeutung sein möchte als das hier in seinem ersten Bande vorliegende, so ist es billig die Anlage und den Plan dieses Werkes etwas genauer darzulegen und in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Die Absicht der Herausgeber wird in der Vorrede dahin ausgesprochen, es solle „durch die „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" in übersichtlich angeordneten und innerlich zusammenhängenden Abschnitten festgestellt werden, welche Leistungen nicht nur in Büchern, sondern auch in Aufsätzen, Artikeln und Kritiken hervorgetreten sind, und was sie enthalten an Neuem und Wertvollem". Damit wird ein so umfassendes Leistungsgebiet in übersichtliche Zusammenfügung gebracht, daß die Hoffnung der Herausgeber wohl als berechtigt betrachtet werden dürfte, wenn sie darauf zählen, daß die Jahresberichte „nicht nur dem strengen Spezialisten ein Hand- und Hilfsbuch, ein Quellenwerk für jetzt und immer bilden werden, sondern daß sie auch dem Schulmann, dem populären Schriftsteller und dem Studenten als ein unentbehrlicher Leitfaden gelten und besonders dem gebildeten Publikum Anregung und Genuß gewähren können. Ihnen wird alljährlich ein aus der Einzelforschung zusammengesetztes, lebenerfülltes Mosaikbild der deutschen Litteraturgeschichte geboten". Diesem Bestreben dem Fachmann und dem Freunde der Wissenschaft genug zu thun sucht die formale Anlage der Berichte gerecht zu werden: es wird auf eine strenge Scheidung des zusammenhängenden Textes und der unter den Text gestellten Schrifttitel gehalten. Demgemäß kann der Text ohne Störung gelesen werden, andererseits erscheinen die litterarischen Angaben, zu denen die praktische Angabe des Preises ergänzend hinzutritt, in Übersichtlichkeit nebeneinander, da in den Anmerkungen außer diesem Materiale nichts Sonstiges Aufnahme findet.

Das zu behandelnde Gebiet der Litteraturgeschichte wird durch ihre Bezeichnung als der „neueren" abgegrenzt: es handelt sich um die Zeit von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bevor jedoch der engere Stoff zur Behandlung kommt, muß erst ein Überblick über die „Teil- und Grenzwissenschaften" gegeben werden, die für das Studium der Litteraturgeschichte

unumgänglich notwendig sind, wenn sie sich über die an ihrem Platze wohlberechtigte Kleinforschung zu dem großen und weiten Gesichtspunkte einer keine Seite des geistigen und seelischen Lebens unberücksichtigt lassenden Forschung erheben will, die sich bewußt ist, daß die Litteratur ihre Wurzeln im ganzen Umfang des Einzel- und des Gesamtlebens eines Volkes hat. So tritt neben die Darstellung der methodischen Behandlung der Litteraturgeschichte in Theorie und Praxis die Behandlung der Kulturgeschichte und der Poetik, welche letztere sich schon im ersten Bande sehr richtig zu einer Ästhetik, soweit sie irgend mit der Litteratur in Beziehung steht, ausgestaltet hat und eben darum ihre Aufgabe von weitem Gesichtspunkt aus und zwar trefflich gelöst hat, und als besonderes ergänzendes Kapitel der Poetik die Geschichte der Metrik. Die sprachliche Seite findet ihre Behandlung in der Geschichte der deutschen Philologie und in der Darstellung des Schrift- und Buchwesens sowie der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, während die litterarische Bildung ihre Darstellung in der Geschichte des Unterrichtswesens findet, an die sich das Kapitel über die Litteratur in der Schule schließt.

Auf diesen vorbereitenden Abschnitt baut sich der Hauptteil des Buches auf, der sich zunächst zeitlich in drei große Epochen gliedert: von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, dann bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und endlich bis zur Gegenwart. Innerhalb jeder dieser Epochen werden die einzelnen Werke mit den Arbeiten, zu denen sie Anregung gegeben haben, in Gruppen zusammengefaßt, deren Charakter aus Inhalt und Form der bearbeiteten Werke gewonnen wird. So wiederholen sich gleichmäßig, nachdem jedesmal an die Spitze der Behandlung eine Rubrik „Allgemeines" getreten ist, Lyrik, Epos, Drama und Didaktik. Wo hervorragendere Persönlichkeiten in Frage kommen, finden sie Einzel- oder Gruppenbehandlung. So erscheint in der ersten Epoche Luther besonders, während die Reformationslitteratur und die Humanisten und Neulateiner in je einer Gruppe zusammengefaßt werden; die zweite Epoche bietet hierzu keine Veranlassung, umsomehr die dritte, in der Klopstock, Wieland, Lessing, Herder einzeln hervortreten, während Goethe

wiederum, gleichsam eine Epoche für sich, die Unterabteilungen einer solchen zeigt: Allgemeines, Lyrik, Epos, Drama, Didaktik: hier tritt bei dem Dichter, bei dem im höchsten Grade Leben Dichten und Dichten Leben ist, noch der besondere Abschnitt: Leben hinzu. Neben Schiller, der wieder allein auftritt, stellen sich dann die beiden Gruppen Romantik und das junge Deutschland.

Einen besonderen Wert haben die Herausgeber auf das Register gelegt und mit Recht: gerade ein solches Buch kann nur dann zu allseitigem Gebrauche gelangen, wenn alles leicht und sicher zu finden ist. Das Register teilt sich in zwei Teile: Autorenregister und Sachregister, in welch letzterem auch Stichwörter allgemeineren Charakters aufgenommen worden sind, so daß man sich auch über die Frage, ob über eine bestimmte Materie Arbeiten vorliegen, leicht unterrichten kann. Als Ergänzung kommen noch ein Verlegerregister, sowie ein Siglenregister hinzu, und endlich noch „Bemerkungen über den Gebrauch", die freilich zuerst zu lesen gut sein wird.

Die „Jahresberichte" sind darauf berechnet in je einem Bande die Litteratur je eines Jahres zu umfassen: wenn es gelingt, so wird in diesem Umstande eine Erleichterung des Gebrauches liegen. In diesem Bande war es für einige Abschnitte nicht möglich diesen Grundsatz einzuhalten, und es wäre zu verwundern, wenn sich das nicht wiederholen sollte: dazu sind die Verfasser der einzelnen Abschnitte zu sehr allem Menschlichen unterworfen. Einen wesentlichen Schaden kann man darin auch nicht sehen, zumal wenn erst einige Bände vorliegen und dadurch ein Ausgleich des in dem einen Bande Fehlenden durch den anderen Band eintritt. Viel wichtiger ist, daß die Hoffnung sich verwirklicht, die die Herausgeber selbst aussprechen, „daß fernerhin, nachdem Mitarbeiter, Redaktion und Druckerei sich dem eigenartigen Betriebe angepaßt haben, der zeitliche Abstand zwischen Erscheinungsjahr und Bericht sich mehr und mehr verringern wird".

Der Berichterstatter, der zwar nicht an diesem Bande, wohl aber weiterhin als Mitarbeiter beteiligt sein wird, enthält sich naturgemäß einer Kritik der Kritik, mit der auch, da sie doch nur einzelne Punkte treffen könnte, nicht viel gethan wäre, und begnügt sich damit hervorzuheben, daß der Charakter der Berichterstattung

der einer sachlichen ist, und daß die Kritik durchweg in dem vornehmen Tone gehalten ist, der die naturgemäße Folge einer sachlichen Betrachtung ist. Gerade nach dieser Richtung können die „Jahresberichte" eine läuternde Wirkung ausüben, die, wenn sie zu wirken anfängt, nicht zu den geringsten Vorteilen gehören wird, die man sich von dem großgedachten Unternehmen versprechen darf.

3. Zum 8. Oktober 1892. Von Herrn Professor Valentin.

Am 8. Oktober 1892 feierten Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog Carl Alexander und die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen zu Weimar das schöne Fest der goldenen Hochzeit. Unter den Vielen, die ihre Huldigungen darbrachten, wollten auch die Redaktoren und der Verleger der „Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen" nicht fehlen. So widmeten sie dem hohen Paare eine besondere Schrift, die nicht im Buchhandel erschienen ist: das in hundert Exemplaren gedruckte Werk steht allein dem Großherzog und der Frau Großherzogin zur Verfügung: infolge gnädiger Anordnung hat das Freie Deutsche Hochstift ein Exemplar dieses Werkes für seine Goethebibliothek erhalten. Das Werk setzt sich aus fünf Abhandlungen zusammen, die von den Redaktoren der Goetheausgabe herrühren und zwar sind es: Leonore von Este von Hermann Grimm, Tannhäuser in Sage und Dichtung von Erich Schmidt, Wielands höfische Dichtungen von Bernhard Seuffert, Ilmenau von Bernhard Suphan, der Löwenstuhl von Carl Redlich. Indem der Berichterstatter das vortrefflich ausgestattete Buch vorlegte, verfehlte er nicht auch hier dem Dank Ausdruck zu geben, mit dem das Freie Deutsche Hochstift diese schöne Gabe erhalten hat und den es den erhabenen Spendern dauernd bewahrt.

4. „Ein nordfriesischer Kalender" von Herrn Dr. Wasserzieher (Flensburg).

Unter dem Titel „Ferreng an ömreng Allemnack för't Jnar 1893" haben die Herren Dr. Bremer und Jürgens einen Kalender in friesischer Sprache herausgegeben (Halle, Max Niemeyer), der gar kein Schriftdeutsch enthält, sondern nur Friesisch

und zwar, wie der Titel besagt, in Föhringer (ferreng) und Amrumer (ömreng) Mundart. Ein solches Unternehmen ist mit Freuden zu begrüßen: dient es doch nicht nur zur Stärkung des schwachen Dialektes — er wird nur von etwa 30000 Menschen gesprochen —, sondern es arbeitet auch dem künftigen Sprachforscher und Liebhaber vor. Der „Allemnack" enthält zunächst einen Kalender, der mit fortlaufenden Wochensprüchen versehen ist, die Jürgens zum Verfasser haben. Ich teile den ersten nebst Übersetzung mit: Un Janniwori fu wi arken Sönnendai so'n allerdönners milj Wedder, dat'r nämen at Becken me tu Bad ha thär, wann 'r uck allianeng släpt: Im Januar bekommen wir jeden Sonntag so äußerst mildes Wetter, daß niemand die Wärmflasche mit zu Bett zu nehmen braucht, wenn er auch allein schläft. Es folgen eine Anzahl Erzählungen aus der friesischen Geschichte, teils von Bremer, teils von Jürgens u. a. verfaßt; in einer Abhandlung: Hü skell wi üssens Spriak skriw? legt Bremer Grundsätze für eine vernünftige Orthographie des Friesischen dar; den Beschluß des ganzen, 86 Seiten fassenden Büchleins bilden zwölf Rätsel.

Von den beiden Herausgebern ist Nickel Jürgens (Neggel Jirrins) Friese von Geburt: er lebt jetzt als Beamter in Kiel und wirkt schon längere Zeit in Wort und Schrift für Erhaltung seiner Muttersprache; Bremer, ein geborener Pommer, Privatdozent in Halle, hat sich so in die friesischen Mundarten eingelebt, daß er sogar die einzelnen Unterdialekte beherrscht und von den Eingeborenen als Landsmann angesehen wird. Es sei gestattet, eine der friesischen Geschichten, von Jürgens bearbeitet, in der Übersetzung hier mitzuteilen.

„Ein Otterbaanki" [1]) (Volkssage, bisher unveröffentlicht).

Einige Eltern drohen ihren Kindern mit dem Bolliman, [2]) andere mit Munbelken, [3]) noch andere mit Otterbaankin. Welches

---

[1]) Dürfte ungefähr dem deutschen Heinzelmännchen entsprechen.

[2]) Ein alter Mann mit verhülltem Gesicht, welcher in dunkeln Zimmern und Winkeln sein Wesen treibt und unartige Kinder mitnimmt.

[3]) Kleine gespenstische Wesen, die namentlich in mondhellen Nächten daherziehen.

von diesen drei Mitteln das beste ist, läßt sich nicht gut sagen. Daß aber die Otterbaankin, jene kleinen Männchen mit roten, spitzen Hüten, mitunter ganz absonderliche Teufeleien im Kopfe hatten und anderen Leuten oft einen Schabernack spielten, davon wissen die Alten ja manches zu erzählen.

Es scheint fast, als seien die Otterbaankin jetzt ausgestorben, wenigstens habe ich nie solche gesehen. Aber vor so und so viel Jahren, als sie noch am Leben waren und allüberall ihre Schlupfwinkel hatten, da wurde von ihnen u. a. einer Frau ein Streich gespielt, und das trug sich so zu:

Die Frau, von der ich erzählen will, Matje war ihr Name, hatte ein kleines Kind in der Wiege. Ihr Mann machte Reisen nach der Davisstreet. Nun war es gerade zur Zeit der Heuernte. Alle rüstigen Männer waren fort, um auf See Geld zu verdienen. Fremde[4]) zum Besorgen der Außenarbeit gab es derzeit noch nicht im Lande; auch hatte man damals noch nicht so viel Geld wie jetzt. Jedermann hatte während dieser Tage so viel zu thun, um sein Heu in Diemen zu setzen oder es nach Hause zu schaffen, daß der eine Nachbar dem andern nicht helfen konnte. Matje hatte einen Streifen Ackerlandes eben oberhalb des Dorfes und mußte, weil sie keine Swelsters[5]) hatte bekommen können, ihr Heu allein in Diemen setzen. Weil es ein so recht schöner warmer Tag war, nahm sie ihr Kind mit und legte es vorne am Acker hin. Nachdem sie einen oder zwei Diemen gemacht hatte, wollte sie auch einmal wieder nach ihrem Kindlein sehen. Aber wie erschrak sie, als sie an das Ende des Ackers kam! Es flimmerte ihr vor den Augen. Ihr Kind war ihr freilich nicht abhanden gekommen, es war auch nicht tot oder krank. Nein, es lag da allerliebst und blickte sie fröhlich an. Aber neben ihm lag ein ebensolches Kind und sah sie gerade so freundlich an, war auch ganz genau so gekleidet wie das andere. Eins von den beiden mußte ein Otterbaanki sein, das wußte Matje wohl, aber welches war's? Sie vermochte eins vom andern nicht zu unterscheiden.

[4]) Heutzutage werden die Erntearbeiten durchweg von Nordschleswigern, Jüten und Pelwormern besorgt.

[5]) Frauen, welche das Zusammensetzen des Heus besorgten.

Welch ein Geschick! Nun mußte sie mit zwei Kleinen nach dem Dorfe hin, und was würden die Leute doch wohl dazu sagen! Doch war das noch nicht das Schlimmste. Nun sollte sie in Zukunft das Otterbaanki ebenso pflegen, wie ihr eigenes Kind, weil sie sich eben sagen mußte, daß vielleicht gerade ihr eigenes Töchterchen darunter leiden möchte, wenn sie das eine oder andere weniger pflegte. Wie sollte sie es doch machen!

Im Dorfe wohnte auch eine alte Krassen. Diese war bereits gegen hundert Jahr alt, hatte in ihrem langen Leben viele Erfahrungen gesammelt und wurde deswegen von anderen auch des öfteren um Rat gefragt. Zu ihr ging Matje mit den beiden Säuglingen, erzählte ihr alles und fragte dann: „Können Sie mir jetzt nicht sagen, welches von beiden das Otterbaanki ist?" Das konnte die alte Krassen zwar nicht; aber sie zischelte Matje doch einen Rat ins Ohr, ein sonderbarer war's, würde aber wohl helfen, meinte Krassen: denn der Großmutter ihrer Mutter war auch schon einmal Ähnliches zugestoßen, und ihr war auf diese Weise geholfen worden. Matje sollte, wenn sie nach Hause gekommen sei und die beiden Kleinen in die Wiege gelegt habe, alsbald sich daran machen, ihre Stube auszukehren, nicht jedoch, wie man stets zu thun pflegt, sondern den Besen umkehren und mit dem Stiel fegen; dann würde das Otterbaanki wohl, weil es ja schon den vollen Verstand und sich nur ein kindermäßiges Aussehen gegeben hatte, anfangen zu sprechen. Ja, wie war Krassen doch eine überaus weise Person!

Matje that, zu Hause angekommen, die Kinder schnell in die Wiege und begann mit dem Besenstiel zu fegen. So hatte sie erst einigemale über den Fußboden gestrichen, als das eine Kind in der Wiege rief: „Ich bin so alt, wie die weite Welt, habe aber niemanden derartig fegen sehen." Matje schleuderte den Besen fort, riß das Otterbaanki (jetzt wußte sie, welches von beiden es war) aus der Wiege und setzte es zur Straßenthür hinaus.

So bekam sie ihr eigenes Kind wieder.

5) Über F. A. Louviers „Goethe als Kabbalist" von Herrn Oberlehrer Dr. A. Sulzbach.

„Im Auslegen seid ihr frisch und munter,
Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter.“

Auf keinen ist dieses Wort wohl mit mehr Recht anzuwenden, als auf den Mann, der sich rühmt, den wahren Weg in der Goetheforschung gefunden und alle übrigen Erklärer siegreich überwunden zu haben, auf F. A. Louvier, den Verfasser der „Sphinx locuta est“ (Berlin 1887) und des neuesten „Goethe als Kabbalist“ (Berlin 1892). Es ist erstaunlich, was der Verfasser alles in den Faust hineingelegt und dann herausgelesen hat, und wie er es versteht, dem Leser die Anerkennung seiner Findigkeit abzuzwingen, — aber weiter auch nichts. Wenn die Prämissen nicht so durchlöchert wären, dann könnten die Resultate sich behaupten, aber dort fehlt es; abgesehen von der grundlegenden und obersten Voraussetzung, eine wahre Dichtung entströme so ganz und voll dem Dichtergemüte, quelle aus dem innersten Herzen heraus, wisse nichts von Finessen, die mit wohlüberlegter Wortvertauschung anderes sagen, als was sie sagen will, eine Voraussetzung, die hier vollkommen verneint wird: enthält das Werk solche Ungeheuerlichkeiten, die nur genannt zu werden brauchen, um als solche erkannt zu werden.

Das Faustwerk hat nach der Ansicht Louviers eine vierfache Bedeutung: eine poetische, eine philosophische, eine kulturhistorische und eine kabbalistische. Alle diese vier Bedeutungen kommen zu gleicher Zeit zur Geltung, die Erklärung muß daher auch eine vierfache, und notwendiger Weise muß daher auch die Dichtung mit Rücksicht auf diese vierfache Bedeutung entworfen sein. In seinem ersten Werk „Sphinx locuta est“ war der Verfasser bis zur kabbalistischen Deutung noch nicht vorgedrungen; diese hat er erst nach schwerem Bemühen in dem vorliegenden niedergelegt. Wie ist nun seine Forschung, was sind seine Resultate?

Der Faust, so erläutert der Verfasser, ist außer einem Rätselbuch, wie es ja sein erstes Werk bewiesen habe, ein Geheimbuch; Goethe hat sich kabbalistischer Griffe bedient, um ein solches Buch zu schaffen: ein Geheimbuch ist aber, so äußert sich der Verfasser, „nicht ganz ohne Hinterlist, und seine Waffe ist ein klein wenig — Sophisterei, denn es verleitet fortwährend zu Trugschlüssen. Das Rätselbuch sagt uns offen, was es ist, und dient großen Kindern

zum geistigen Spiel; sein schlimmes Gegenstück, das Geheimbuch, ist nicht so offen: „es könnte selbst den klügsten Mann bethören“..... „Das Geheimbuch gleicht dem Wegelagerer, der sich hinter einer Statue oder einem anderen Bilde, verbirgt; es läßt den ahnungslosen Wanderer an sich vorübergehen, und niemand ahnt sein Dasein; stürzt es (?) aber einmal hervor, so fällt es (?) mit seiner Sophistik selbst den Denker an und stürzt ihn zu Boden, sodaß das arme Opfer, halb zur Besinnung gelangt, vermuten muß, entweder auf den Kopf gefallen zu sein oder geschlafen zu haben.“ Da nun Goethe ein solches Geheimbuch geschaffen, so hat er, mit anderen Worten, die Welt genasführt; ja er hat es dadurch noch ärger getrieben, daß er den Schlüssel für diese Geheimnisse mit in das Buch niedergelegt hat, nach dem man sich nur zu bücken braucht, um ihn aufzuheben: der Verfasser hat sich richtig gebückt und ihn aufgehoben und schließt nun ein geheimes Schubfach nach dem anderen auf. Wie muß sich der alte Schalk oben im Paradiese oder auf dem Sirius vor Lachen geschüttelt haben, wenn er sah, wie sich bisher die Menschenkinder von ihm haben düpieren lassen; ich fürchte, der Herr Louvier hat mit seinen Entdeckungen und Schlüsseln dem alten Herrn die Freude verdorben.

Schon in der „Sphinx locuta est“ wird der Grundsatz aufgestellt, daß Goethe für seinen „Faust“ sich eine eigene Sprache geschaffen habe. Gewöhnliche Menschen glauben, daß ein Dichterwerk nur dann einer besonderen Erklärung bedarf, wenn der Dichter sich dunkel ausdrückt, wenn der Zusammenhang unklar ist u. dgl. Die Goetheerklärung hat nun auch da eingesetzt, wo diese Schwierigkeiten sich zeigen: da aber eine Erklärung zu versuchen, wo der Dichter einfach und schlicht erzählt, das ist noch niemanden eingefallen. Wenn man z. B. vom Osterspaziergang liest, so wird man doch sicherlich nicht bei der Stadt und der fröhlichen Menge, die sich aus den Mauern ins Freie hinausdrängt, auf eine besondere Erklärung warten, was denn wohl das alles bedeuten solle. Nicht so Louvier, er will die einfache Bedeutung nicht hinwegleugnen, aber noch ein tieferer Sinn soll in den Worten liegen. Denn die Worte bedeuten nicht das, wofür sie im gewöhnlichen Leben gelten, alles ist Symbol, Allegorie, oder nenne man es, wie man wolle.

Die Stadt ist der Kopf, die Mauer die Hirnschale, die Menschen die Gedanken u. s. w. Das ist eben die Goethesprache; so geht es durch das ganze Buch hindurch, wahrlich eine schwierige Arbeit das zu stande zu bringen, aber noch eine schwierigere, das in sich aufzunehmen und ohne bedenkliche Störungen zu verdauen. Manche scharfsinnige und geistvolle Lösung wirklicher dunkeler Stellen und Rätsel heben nicht über das Unbehagen hinweg, das die Lektüre des Buches im ganzen und großen bereitet. Wenn Ludwig Geiger dieses Buch in einer Besprechung eine „Blasphemie" nennt, so ist er, falls er damit sagen wollte, der Dichter sei durch dieses Werk verhöhnt worden, zu weit gegangen: eine Blasphemie ist es nicht; es ist eine Verirrung, die nicht für Goethe, aber für den Verfasser bedauerlich ist.

Wie der Verfasser nun in seinem ersten Werke eine Goethesprache konstruiert, so hier im vorliegenden eine kabbalistische Sprache, deren sich Goethe bedient habe, und auf welcher die ganze Darstellung und Erklärungsweise des vorliegenden Buches beruhe. So ist Goethe nicht ein Kabbalist in dem Sinne, daß er geheime Wissenschaft getrieben und mit dieser geheimen Wissenschaft allerhand Furchtbares angestellt hätte: er habe vielmehr die kabbalistische Erklärungsweise für seinen „Faust" dahin angewendet, daß er durch Wortverdrehung die Menschen genarrt und auf den Forscher gewartet habe, der den Schlüssel zu seiner kabbalistischen Geheimschrift entdecke.

Wie ist nun das kabbalistische Wissen des Verfassers beschaffen? Es ist doch zu erwarten, daß er es in dieser Geheimlehre zu etwas gebracht, da er sich auf sie beruft und ihre Erklärungsweisen und Deutungen auf den „Faust" anwendet. Nun hat der Verfasser allerdings einen Artikel in Hamburgers „Real-Encyklopädie des Talmud" nachgelesen, aber leider sehr wenig davon verstanden und das Meiste mißverstanden. Vor allen Dingen verwechselt er Kabbala mit Exegese; jede logische Schlußfolgerung wird unter seinen Händen zur Kabbala, zu einer „rostigen Waffe"; von der Anwendung dieser Regeln hat er eine merkwürdige Vorstellung, wie ich weiterhin zeigen werde. Wie unwissenschaftlich der Verfasser verfährt, zeigt sich gleich bei Wiedergabe der in der Ham-

burgerischen Encyklopädie aufgestellten Regeln. Hamburger schreibt: „Die Normen der Exegeten sind folgende;" hierzu macht der Verfasser die Bemerkung: „Weil der Ausdruck „Norm" für diese kabbalistischen Regeln sich findet, erklärt sich II, Vers 3712: „Du regest dich nach ew'gen Normen"; d. h. die Faustforschung, Homunkulus, bewegt sich entsprechend diesen alten rabbinischen Regeln oder Normen." Also weil Hamburger im Jahre 1866, denn da erschien die erste Auflage seiner Encyklopädie, sich des Wortes Norm bei Aufzählung der Regeln der Exegese bedient, und nicht „Regel" oder besser noch „Grundsatz" schreibt, darum hat Goethe im Jahre 1810 oder 12, oder vielleicht noch früher, auch „Norm" geschrieben; es ist klar, Goethe war ein vorahnender Prophet. Einen schlagenderen Beweis für das geringe Verständnis, oder besser für das Unverständnis des Verfassers von dieser sogenannten Kabbalistik als das eben Gesagte giebt es nicht. Das Wort „Norm" geradezu als notwendiges Requisit für die ursprünglich hebräisch geschriebenen exegetischen Regeln anzusehen, sagt mehr als man zu beweisen nötig hätte.

Das ganze Buch ist nun auf dem System der Rückübersetzung aufgebaut; dem Verfasser ist dies die kabbalistische Sprache. Hierzu nun einige Beispiele: „Zelt", griech. Skene, Rückübersetzung: Auftritt, Szene; wo also Goethe „Zelt" schreibt, kann auch „Szene" verstanden werden. — Hier, griech. Hieros, Rückübersetzung: Heil; „hier" bedeutet also „Heil". — Mütter, hebr. Immoth, Rückübersetzung: Anfangsbuchstaben. — Ars, Kunst, das erstere Wort mit stärkerem Zischlaut gesprochen, ergiebt Hinterteil, also „Hinterteil" = „Kunst". — Gott, Deus, Goethe. — Herr Hans = Don Juan, = Oper von Mozart. — Theophrast = Theos Phraster, Goethe-Zeiger. -- Narr, griech. Moros, der Kabbalist Morus. Daß in diesem Schema auch Zar als hebr. neu erwähnt wird, entzieht sich meinem Verständnis, da ein solches hebräisches Wort nicht existiert; wie aber Faust und Nous eins und dasselbe ist, das hat der Verfasser durch einen Gedankensprung fertig gebracht, der dem größten Seilkünstler zur Ehre gereichen würde.

Das alles soll auf kabbalistischer Erklärungsweise beruhen, solches will der Verfasser in Hamburgers Encyklopädie gelesen haben. Es ist traurig, daß er seine einzige deutsch geschriebene Quelle für die jüdische Exegese nicht verstanden hat.

Nach alter Weise der Worterklärung, wie wir sie bei Griechen und Römern späterer Zeit, im Mittelalter bei den Grammatikern und Scholastikern, später noch bei Bibelforschern, wie z. B. bei Carpzovius, finden, die zwei gleichklingende Wörter in zwei verschiedenen Sprachen für verwandt ansah und eines durch das andere zu deuten versuchte, wird auch bisweilen in den talmudischen Schriften ein hebräisches Wort durch ein griechisches erklärt, wie z. B. das hebräische hen, „siehe“, durch das griechische ἕνα, „eins“. Oder es wird ein in den Volksgebrauch oder in die Rechtssprache übergegangenes lateinisches, bezw. griechisches Wort durch hebräische ähnlich klingende Wörter aufgelöst, ganz nach der Weise alter etymologischer Deutung. Letzteres sollte namentlich dazu dienen dem Volke das Fremdwort verständlich zu machen. So wird z. B. das Epikomon, Nachtisch, durch die Wörter der aramäischen Umgangssprache „Aphiku monaichu“ „Entfernt das Tischgeschirr“, das Wort Hypotheke durch: Apo tehe kai „es stehe für dieses“ erklärt. Ferner wird die Bedeutung eines dunkeln Wortes durch Vergleich in einer fremdsprachlichen Übersetzung gefunden. A ist ein unbekanntes, B ein bekanntes Wort: nun findet sich, daß die chaldäische Bibelübersetzung beide Wörter durch dieselbe Übersetzung wiedergiebt, folglich müssen A und B Synonyme sein. Daraus macht nun der Verfasser seine famose Rückübersetzung, die kabbalistische Sprache Goethes, und wie er so alles aus allem macht, werden wir bald sehen.

Um die Verirrungen des Verfassers nachzuweisen, sollen nur einige Proben seiner Deutungsweise, seiner Art und Weise der Anwendung der sogenannten kabbalistischen Deutungsregel hervorgehoben werden; alle Fehler aufzudecken, dazu müßte man ein ebenso dickes Buch wie das des Verfassers schreiben.

Es steht bei ihm fest, daß Goethe eine Menge von Zauberwörtern oder Schlüsseln durch den Faust hin verstreut hat, mit deren Anwendung die richtige Lösung dunkler Stellen gefunden

werden kann. Eines dieser Zauberwörter ist das Wort Nu, welches im „Faust" II, Vers 6009 ff. niedergelegt sein soll:

Mich däucht, er will ein Zeichen haben u. s. w (S. 24)

Es soll dies ein Rätsel darstellen, dessen Auflösung das „Wörterbuch von Adelung und Campe" sein soll. Adelung ist der Adler, Campe der Greif. Der Greif kann sich nicht mit dem Adler messen, Campe habe nämlich ein Plagiat an Adelung begangen, indem er in seinem Wörterbuch den Artikel „Nu" aus jenem abschrieb, allerdings nicht wörtlich, aber in Reihenfolge, Inhalt und an Beispielen. Jeder Kenner von Wörterbüchern weiß, was das besagen will. Louvier will auf diese Lösung durch das wiederholte: „Gieb acht" gekommen sein; „gieb acht" bedeutet nämlich: „nun bemerke" und dieses heißt „Bemerke Nun". Der Verfasser substituiert sich also das Wort „nun", denn in diesem „gieb acht" steht nichts von „nun", um daran seine Entdeckung zu hängen. Ferner heißt es in diesen Versen: „im gleichen Nu"; wollte man dieses „Nu" als „Nun" oder Zeitpunkt auffassen, so wäre das undeutsch und unlogisch, denn alle Punkte (Zeitpunkte oder Ortspunkte) sind ohne Ausdehnung und daher einander „gleich"; es müßte in diesem Falle „in demselben Nu" heißen; folglich kann im gleichen „Nu" nur den gleichen Artikel „Nu" im Wörterbuche bedeuten.

Herr Louvier scheint bei diesen Expektorationen nicht mehr daran gedacht zu haben, daß die wortwörtliche Auffassung des Textes neben den anderen Deutungen auch aufrecht gehalten werden solle, daß seine Absicht garnicht dahingehe, diese zu leugnen; soll dies aber gelten, so hätte Goethe mit dem „gleichen Nu" sich undeutsch und unlogisch ausgedrückt, wenn es überhaupt undeutsch und unlogisch wäre. Will denn aber auch weiter der Verfasser alle diejenigen einer unlogischen Schreibweise zeihen, welche von gleicher Zeit und gleicher Stunde sprechen, obwohl doch Zeit immer gleich Zeit, und Stunde immer gleich Stunde ist? Ich gehe auf die weiteren Deuteleien dieses sogenannten Rätsels nicht ein, sie sind für mich irrelevant, ich will nur den „Nu"-Unfug, der sich noch weiter breit macht, verfolgen. Der Verfasser legt sich dann selbst die Frage vor, was denn Goethe mit diesem Rätsel

eigentlich gewollt? Er wollte durch sein Greifrätsel auf das oft vorkommende Zauberwort „Nu“ aufmerksam machen.

Dieses Wort hat nämlich eine wahre Proteusgestalt: es erscheint im Faust in der französischen Bedeutung nous, „wir“, in der griechischen νοῦς, „Verstand“, und nebenbei auch als deutsches Wort. Man muß nur zu lesen verstehen. Aus diesen Voraussetzungen soll nun auf kabbalistischem Wege bewiesen werden, was bereits der Verfasser durch die Faustsprache in seiner „Sphinx“ bewiesen hat, daß Faust den Verstand im Menschen bedeute.

Faust II, Vers 1951: Weh uns, wehe! Nu im Nu!
„ 1952: Da habt ihr's nun, mit Narren sich beladen
„ 1955: Hier lieg', Unseliger, verführt
Zu schwergelöstem Liebesbande;
Wen Helena paralysiert,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

Diese Schlußverse aus dem 1. und Anfangsverse aus dem 2. Akt werden nun folgendermaßen durch das „Zauberwort“ Nun gelöst.

Dieses Zauberwort erscheine zwei Mal im Text als Nun und Nu; das Wort Nu in Vers 1961 sei geradezu im Deutschen ganz unkorrekt, außer wenn Goethe plattdeutsch reden wollte, ([!!] der Verfasser setzt zu dieser geistreichen, von Sprachverständnis zeugenden Äußerung, die nichts davon weiß, daß Goethe nicht selten Worte süddeutscher Mundart und besonders Frankfurter in seinen Werken angewendet hat, zwei Ausrufungszeichen; ich setze noch zwei dazu für den Herrn Verfasser): so nehme er, der Verfasser, es für irgend ein Fremdwort, entweder für das französische nous oder das griechische νοῦς. Zunächst französisch, wegen der gleichklingenden Aussprache. Nous heißt aber „wir“, zu einem „wir“ gehören aber mindestens zwei, oder ein Paar, also ein Liebesband, folglich: „Nun lieg' Unseliger verführt (d. h. übersetzt) zu schwerem Liebesbande (= nous, wir); diese an Faust gerichteten Worte sagen nun ganz deutlich „er selbst ist übersetzt (verführt) in ein Liebesband, nämlich in das Wort nous“. Nous ist aber griechisch νοῦς, der Verstand, also Faust ist der Verstand; q. e. d.!

Der Verfasser begnügt sich jedoch nicht mit dem Gefundenen: er will auch beweisen, und mit kühnem Sprung schwingt er sich von Vers 1955 bis zum Vers 5626, um sich eine Unterstützung für seinen „Faustverstand“ zu holen. Es sind die Verse, in welchen Mephisto dem Faust den Rat giebt, den Krieg als Gelegenheit zu benutzen, dem Kaiser sich nützlich zu erweisen, um über seine Ländereien die Lehensherrschaft zu erlangen:

„Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu;
Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu.“

Faust versteht Mephisto im ersten Augenblick nicht, weiß nicht, worauf er zielt und ruft ärgerlich aus:

„Mit solchem Rätselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre dich!“

Und Mephisto erklärt sich ganz ausführlich, setzt seine Meinung so deutlich auseinander, daß jede Spur rätselhafter Andeutung geschwunden ist. Es dürfte wohl keine zweite Stelle im „Faust“ geben, die so wenig dunkel ist, wie diese, d. h. für gewöhnliche Menschenkinder, die gewohnt sind, das einfach zu nehmen, was einfach lautet, und die nicht hinter jedem Wort, das Goethe geschrieben, den Schalksnarren suchen. So hat bisher niemand in dem Worte „Fauste“ etwas anderes als den Vokativ von „Faustus“ erkannt, doch wie haben wir uns jammervoll geirrt! Fauste ist nichts anderes als der Imperativ eines neugebildeten Verbums „fausten“, heißt soviel, wie „packe“; das wäre nun allerdings viel weniger deutsch als das vom Verfasser beanstandete „nu“; ferner dürfte der große Anfangsbuchstabe Bedenken erregen — aber da haben wir ja gerade den echten Teufelskerl, den Goethe, wie er die armen Menschen am Narrenseil herumführt, und es darf noch als ein Glück für die Menschheit gepriesen werden, daß an der Neige des Jahrhunderts ein Denker auftritt, der seinen eigenen Weg geht und sich nicht in das Narrenseil, an dem die übrige Menschheit bisher gegängelt worden, einspannen läßt, und die Welt aus dem Banne, in dem sie bis jetzt gelegen, befreit. Also: Packe Nun, d. h. packe du Verstand, so spricht Mephisto kabbalistisch zu Faust, dieser antwortet aber ebenso kabbalistisch: „Mit solchem Rätselkram verschone mich“, d. h. löse nicht mich

auf solche Weise kabbalistisch mit Hilfe des Nu, sondern statt meiner: Erkläre **dich**! dich, Mephisto, selber erkläre also!" Nun wissen wirs, auch die Schauspieler werden es wissen und auf dem Theater nicht mehr: „**Erkläre** dich!", sondern: „Erkläre **dich**!" sprechen.

Ein anderes Zauberwort ist „**hier**", das, was als sehr beweiskräftig für diese Annahme gelten soll, über 200 Mal im Faust vorkommt. Es ist ein kleines Wort. „Ich darf mein Wort nicht brechen" (II 1575); es ist so klein, daß es der Setzer nicht brechen, nicht teilen kann. Allerdings heißt es „ich darf", doch **darf** ist nach der kabbalistischen Norm: „Lies nicht so wie geschrieben steht" soviel wie **kann**. Nun, leider versteht Louvier diese sogenannte kabbalistische Form nicht, die nur eine einfach exegetische ist. Da die alten Kodices ohne Vokalzeichen oder diakritische Punkte geschrieben sind, so kann durch Vokalwechsel, der ja in diesem Falle bei der Lesung möglich ist oder durch Versetzung des diakritischen Punktes über dem S-Laut, der alsdann in Sch verwandelt wird, noch bessere Erklärung des Wortes leicht möglich sein. Daß ein anderes Wort für ein gegebenes substituiert werde, geschieht nur auf Grund einer vorhandenen Variante oder zu dem Zweck, einen anstößigen Ausdruck bei der öffentlichen Vorlesung zu mildern. Wenn nun Mephistopheles erwidert: „Unsinnig war's, leichtsinnig zu versprechen", so ist hier wieder von dem kleinen Zauberwort die Rede, das so klein ist, daß man leicht darüber **hinwegsprechen** könne.

„Hier" ist nun auch der Schlüssel, vermittelst dessen Faust zu den Müttern gelangen soll, da Mephistopheles sagt: „**Hier** ist der Schlüssel" (II, 1647), d. h. der Schlüssel ist das „Hier"; diese Deutung soll sich auf die eben gehörte kabbalistische Regel stützen, die sogar auch auf die Betonung Einfluß üben soll. Was Louvier davon versteht, haben wir eben gehört. Es kommt aber noch besser: Faust spricht:

> „Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
> Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?" (II 1653.)

Jeder hat bisher unschwer diesen Satz dahin verstanden, daß Faust vor dem Wort „Mütter" schaudert, und nun fragend ausruft: „**Was ist** das Wort u. s. w.", d. h. was bedeutet das Wort

wohl, daß es ihm Schauder erregt, eine Frage, die natürlich keine Antwort erwartet. Nach Louvier muß man aber lesen: Was ist u. s. w., es ist demnach eine Frage, auf welche Faust Antwort erwartet, die er aber nicht erhält; doch sie kommt, wenn auch sehr spät, im Verse 6620, volle fünftausend Verse weiterhin, in einer Szene, die mit der obigen gar nichts zu thun hat. Wer hat bis jetzt das „Von hier aus" des Mephistopheles und die einfallende Rede Fausts: „Das verfluchte hier! Das eben leidig lastet mir" nicht leicht verstanden? Wer hat darin nicht den Schmerz des Faust erkannt, von hier, von dem Platze aus, auf dem er steht, in seinem Besitze im Ausblick gestört zu sein? Doch Louvier giebt sich mit solchen Kleinigkeiten nicht zufrieden; das hier ist die 5000 Verse nachhinkende Antwort auf die Frage des Faust, was das für ein Wort sei, das ihn schaudern mache, „das verfluchte Hier!" Liegt darin noch Verstand? Gewiß nicht, aber die kabbalistische Regel: „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora" begründet diese Erklärung. Louvier beruft sich auf sie, hat aber wieder einmal einen glänzenden Unbefähigungsnachweis geführt. „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora" heißt: die Erzählungen im Pentateuch sind nicht überall chronologisch geordnet, das Vorher und Nachher ist kein Beweis, daß die Thatsachen auch in solcher Reihenfolge sich ereignet haben müssen. Wie z. B. von der Ankunft Jethros im Lager in der Wüste schon vor der Gesetzgebung erzählt wird, obwohl diese erst, wie manche annehmen, nach der Gesetzgebung stattfand. Daß zwischen Frage und Antwort hundert Seiten liegen, oder der Zusammenhang einer Begebenheit so zerrissen sein könnte, solches Unding wird nirgends behauptet.

Die Papiergeldszene ist gewiß leicht verständlich: sehen wir was Louvier mit Hilfe des Schlüssels „Hier" daraus gemacht hat.

Unter dem Kaiser sei der Leipziger Verlagsbuchhändler Philipp Erasmus Reich verstanden. Der Kaiser erklärt seinen eigenen Namen für gefälscht, denn er sagt Vers 1452: „Wer fälschte „Hier" des Kaisers Namenszug?" Hier ist aber nichts anderes als die Umkehrung des Namens Reich (h und ch werden gleich gerechnet), also ist der Namenszug gefälscht; wiederum aber ein Merk für den Schauspieler, den Ton auf das Wort „hier" zu

legen. In der langen Rede des Schatzmeisters kommt nun das Wort hier in folgenden Bedeutungen vor: in der deutschen, in der französischen als hier, gestern; in der griechischen als ἱερός, heilig; in der lateinischen als Sanctus, dann als das deutsche Heil und Wohl. Mehr kann man nicht verlangen.

Vers 1455: „Hast selbst es unterschrieben, erst heute Nacht": „Heute Nacht" = gestern = hier (französisch).

„ 1457: „Gewähre dir das hohe Festvergnügen, des Volkes Heil mit wenig Federzügen"; hohes Fest = Kirchfest; Festvergnügen = Kirchenmusik = Sanctus = ἱερος. — Volk = Griechen, diese aber brauchen für Hier nur drei Buchstaben, also „wenig Federzüge".

Darum hat der Schatzmeister recht, wenn er sagt „in dieser Nacht" (= gestern = hier) wird es „durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht"; denn in dem Französischen kommt im h eine Art Spiritus hinzu, im Griechischen vertausendfacht aber ein Spiritus den Zahlenwert des Buchstabens. Doch es sei genug mit dem Zauberwort „Hier"; mit Beweisen widerlegen kann man den geistreichen Unsinn nicht.

Diese Belege geben hinlänglich Zeugnis für die Art und Weise der kabbalistischen Erklärung, mit welcher Louvier den Goethischen Faust erklären will; wir brauchen auf die weiteren Fälle nicht einzugehen. Nur kurz sei einiges angedeutet: „In diesem Wust von Raserei" (I, 1986: Hexenküche) steckt ein Kabbalist, nämlich der berühmte jüdische Exeget Raschi (Raser), der nebenbei bemerkt nichtsweniger als Kabbalist war; dieser Raschi steckt nun auch in dem „raschen Fleiß (II 6893) und in dem raschen Wirken" (II 3712). Das nicht schwer verständliche: „Vor solchen (Sphinxen) hat einst Oedipus gestanden, vor solchen (Sirenen) krümmte sich Ulyß in hänfenen Banden" (II 2573) muß natürlich umgedeutet werden: Oedipus ist Burnouf, (?)[1] der die

---

[1]) Hier ein sehr großes Fragezeichen, da sich Louvier's Gelehrsamkeit hier glänzend beweist. Burnouf, den Goethe gemeint haben könnte, war ein Forscher in den klassischen Sprachen; die zwei Burnouf jedoch, die sich in den orientalischen Sprachen hervorthaten, können nicht gemeint sein, denn der eine trat mit seiner ersten Schrift erst 1826 hervor, der andere wurde erst 1821 geboren; beide jedoch haben mit den Keilschriften nichts zu thun, der eine war Pali-, der andere Sanskritforscher.

Keilschrift enträtselte, „diese alt-persische Sphinx" (giebt es keine, so macht man eine), Ulyß ist Seume, der „vielgewanderte", „der in seinen Poesien mit den Reimen, also den Vokalen, nicht recht fertig werden konnte". Die Sirenen bedeuten nämlich Vokale.

Auch Jean Paul erscheint im zweiten Teile des Faust, denn Vers 214 heißt es: „Er lügt sich ein, so lang es geht": nun hat aber Jean Paul seine ersten Werke nicht unter seinem Familiennamen, Richter, geschrieben, hat sich also eingelogen; das „schafft er uns zu Hof willkommene Gaben" bezieht sich zweifellos auf Richters Wohnort, Hof in Bayern.

„Man spricht, wie man mir Nachricht gab, von keinem Graben, doch vom „Grab"" (II 6945): das bezieht sich auf Chr. Dietr. Grabbe.

Paris und Helena bedeuten Empire und Republik; aus diesem Vergleich aber nur eins: „Ein kühner Heldenmann, umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann. Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor. Entführt er sie wohl gar?" (II 1926.) Der kühne Heldenmann ist Napoleon, der die Helena, Republik, hoch erhebt, indem er sie zur Monarchie macht; das konnte er aber nur durch Unterstützung des Mitgliedes des Direktoriums, der Napoleon zum General gemacht hatte, durch Barras, denn bras ist Arm, barras der verstärkte oder gestärkte Arm.

Es ließe sich noch vieles ebenso Drolliges anführen, doch ich will, um zum Schluß zu kommen, nur noch die Stelle hervorheben, in welcher Louvier die Weisung für den Weg gefunden hat, den die wahren Erklärer Goethes einzuschlagen haben.

Der Bibelvers, den Mephisto dem Schüler ins Stammbuch schreibt, giebt die Weisung: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum"; Goethe schreibt absichtlich nicht „Dii" nach der Vulgata, denn sicherlich hat der Dichter, um genau zu zitieren, vor dem Niederschreiben dieses Satzes die Bibel nachgeschlagen, sondern Deus; deus heißt aber in der Goethesprache „Goethe", niemals dii, und so heißt denn dieser Satz: „Ihr Fausterklärer werdet erst klug werden, wie Goethe selber, wenn ihr erkennt, was im Faustwerk „positiv" und was „negativ" ist, nämlich Dr. Faust positiv und Mephisto negativ." Louvier aber hat dies erkannt, folglich

ist er klug und zwar so klug wie Goethe, und vielleicht noch klüger als Goethe, denn gewiß hat er sehr viel im Faust erkannt, was Goethe selbst nicht erkannt hat, und mit dieser Anerkennung Louviers will ich meine Betrachtung über diese große Kalauerei schließen, ohne auf dessen Selbstironie, die in Vischers drittem Teile des Faust als „Steinzwänger" ehrend erwähnt zu sein glaubt näher einzugehen.

Nur noch eine allgemeine Bemerkung. Louvier erhebt einmal gegen seine Kritiker die Bemerkung, daß man seine Erklärungen nicht durch Beweise widerlegt habe; ich glaube nun bewiesen zu haben, daß seine ganze sogenannte kabbalistische Erklärungsweise auf falscher Grundlage beruht, da er von der wirklichen Erklärungsart der Kabbala auch nicht die leiseste Ahnung hat. Übrigens giebt es Dinge, die durch Beweise nicht widerlegt werden können: wenn man mit Hilfe von Sprachverrenkung und Sprachverdrehung zu Werke geht, dann hört jeder Gegenbeweis auf; wenn mir jemand sagt: „Tisch, ist nicht Tisch, sondern ein Waschbecken", dann kann ich nicht weiter mit ihm streiten; jeder Beweis würde an dem Umstande zu schanden werden, daß wir uns nicht mehr verstehen, daß jener eine ganz andere Sprache redet, als ich und meine Sprachgenossen. Sollte man aber glauben, jedem Denkenden müßten doch die Ungeheuerlichkeiten Louviers als das erscheinen, was sie sind, und es bedürfte gar nicht der Mühe, ihnen überhaupt entgegenzutreten: so irrt man sich sehr, auch er hat seine andächtige und gläubige, wenn auch nur kleine, Gemeinde; aber wer bürgt dafür, daß in unserer Zeit exzentrischer Gefühls- und Denkungsart, an der Neige unseres Jahrhunderts, die so reich an pathologischen Erscheinungen ist, sich diese Gemeinde nicht vergrößere und eine Gefahr für unsere Litteratur in Erkenntnis und Hervorbringung werde, daß das ungesunde Verständnis nicht auch ungesundes Schrifttum erzeuge? Denn mit der von Louvier angebahnten Wortverrenkung und Wortvertauschung kann das Geistvollste erniedrigt und das Gemeinste verklärt werden, und darum ist es, da ja ohnehin die Fausterklärung schon sehr bedenkliche Blüten gezeitigt hat, wie Professor Kochs Umschau in der Goethelitteratur (Berichte des Freien Deutschen

Hochstiftes 1892, Heft 3—4) nachweist, Pflicht, derartigen Auswüchsen, wie sie das Louviersche Werk an den Markt bringt, mit Ernst entgegenzutreten.

---

2. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Baier, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

In dieser Sektion sprachen am

30. November: Herr Oberlehrer Hauschild über „Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen im Lateinischen und Griechischen“.

14. Dezember: Herr Dr. Ziehen über „Cicero im Bürgerkriege“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Cicero im Bürgerkriege von Herrn Dr. J. Ziehen.

Unsere Kenntnis des römischen Bürgerkrieges vom Jahre 49/48 ist sehr ungleichmäßig; während sie inbezug auf die äußeren militärischen Vorgänge durch die Untersuchungen v. Gölers, Stoffels, Heuzeys, Tissots, Schneiders u. a. so weit gefördert ist, daß viel neue Resultate kaum noch zu erwarten sind, so ist es mit unserer Kenntnis der inneren politischen Vorgänge jener Jahre noch sehr schlecht bestellt, wie ein Blick z. B. auf ihre neueste eingehendere Darstellung — ich meine die Ihnes im 7. Band seiner Römischen Geschichte — jedem Unbefangenen zeigen wird. Erklärlich freilich ist dieses Mißverhältnis: für die militärischen Vorgänge besitzen wir an Cäsars Memoiren eine trotz gelegentlicher tendenziöser Entstellung doch in ihrer Klarheit einzigartige Quelle; für

die innere Geschichte jener Zeit sind wir auf Ciceros Briefe angewiesen, Aktenstücke allerdings von mindestens gleichem Quellenwert wie Cäsars genannte Schrift ihn hat, aber eine Quelle, deren Benutzung durch zahlreiche Umstände in ganz besonderer Weise erschwert ist.

Die Wichtigkeit einer Korrespondenz ist ja naturgemäß in erster Linie durch die Bedeutung der Persönlichkeit bestimmt, um die sie sich gruppiert; daß Cicero im Jahre 49 die wichtige Rolle eines Vermittlers zwischen Cäsar und Pompeius gespielt hat, bedarf nach Nissens maßgebenden, neuerdings von O. E. Schmidt wieder aufgenommenen Darlegungen nicht mehr des Beweises.[1]) In wie unbilliger Weise man z. T. diesen Vermittlungsversuchen des Cicero den Charakter der Lächerlichkeit zu geben bestrebt war, lehrt namentlich die Art, wie Mommsen die drei Stellen der Korrespondenz mit Attikus verwertet, an denen Cicero erst um Zusendung der Schrift des Demetrios Magnes περὶ ὁμονοίας bittet, dann ihre Rücksendung anzeigt: „Selbst M. Cicero überzeugte sich endlich, daß er seiner Bürgerpflicht nicht ausreichend damit genüge, wenn er eine Abhandlung über die Eintracht schreibe" (M. III[7] 408)! Läßt sich aus den Äußerungen Ciceros wirklich nichts Anderes entnehmen? Ist es wirklich begründet, wenn auf Grund dieser Stellen Cicero einem anderen modernen Historiker das Musterbild verbissener abstruser Studierstubenpolitik geworden ist? Ich denke, man thut nicht gut, jene auf die Schrift des Demetrios bezüglichen Stellen ohne weiteres mit den Äußerungen Ciceros in seiner Korrespondenz zusammenzuwerfen, in denen er das Bedürfnis verrät, in Notlagen seines Lebens Trost bei seinen Büchern zu suchen (z. B. ad XII 14, 3; 18, 1; cf. auch X 14, 2). Die Schrift des Demetrios will er offenbar zu einem durchaus praktischen

[1]) Nur inbezug auf die Stelle ad fam. VIII 17, 1 und ihre Verwertung darf ich mir vielleicht erlauben, eine etwas abweichende Ansicht hier vorzutragen; ich glaube, daß das Part. Praes. proficiscens uns zwingt, die Lesart Ariminum, die neben Arimino und Arimini wie es scheint auch überliefert ist, zu bevorzugen. Wir würden dann den Besuch des Caelius bei Cicero in die Nacht nach dem 7. Januar zu setzen haben (vgl. Nissen, Hist. Zeitschrift X, S. 90).

Zwecke haben; er will offenbar zwar keine „Abhandlung", wohl aber eine Flugschrift schreiben, wie wir ihnen in jener Zeit in großer Zahl begegnen; daß aus Schriften, wie die des Demetrios περὶ ὁμονοίας eine gewesen ist, wohl mancher Wink auch für die politische Praxis zu gewinnen war, dafür mag an Ciceros Amnestievorschläge in der Zeit nach Caesars Ermordung erinnert werden: derartiges Material, durchaus nicht völlig unverwendbar im praktischen politischen Leben einer späteren Zeit, war in solchen Schriften gesammelt; dies Verfahren, im Drange der Gegenwart Rat bei solchen Handbüchern zu holen, mag uns befremdlich sein, lächerlich ist es nicht.

Ihne steht durchaus nicht auf dem Boden der Drumann'schen Auffassung von Ciceros Persönlichkeit, die ja zum Glück neuerdings nicht mehr so viele Anhänger hat; es war also zu erwarten, daß er gerade für den hier in Frage stehenden Zeitraum auf dessen Korrespondenz das nötige Gewicht legen und sie für die innere Geschichte der Zeit vom März 49 bis zum August 48 entsprechend verwerten würde. Leider hat Ihne das nicht gethan. Wir wissen aus Ciceros Briefen an Attikus, wie sehr Cäsar sich bemüht hat, den einflußreichen Redner auf seine Seite zu ziehen;[2]) bei seiner Rückreise von Brundisium nach Rom besuchte er den Cicero in Formiae, um ihn zur Teilnahme an den Senatssitzungen zu bewegen. Warum diese eifrige Bemühung um den einen Mann? Ihne hätte besser gethan, statt allgemeiner Sätze und statt eines an sich recht schönen Zitates aus Shakespeare den Kern der Sache scharf zu bezeichnen. Die Schwierigkeit von Cäsars damaliger Situation lag, wie das Cicero selbst z. B. ad Att. VII 13a, 1 sehr richtig bemerkt, darin, daß die rechtsmäßigen Organe des Staatslebens fast alle in den Händen der Senatspartei waren, daß Cäsar „ohne Senat, ohne Magistrate nicht einmal eine Scheinhand-

[2]) ad Att. IX 6, 6, — es ist eine der für Caesars Verhalten gegenüber Cicero bezeichnenden Stellen — wird wohl zu lesen sein: Furnius... nuntiat... illum maiores mihi gratias agere: quam vellem! Zum Komparativ maiores im Sinne eines verstärkten Positivs, vergl. magis ad Att. XVI 3, 1, das maiorem in modum zahlreicher Empfehlungsbriefe, auch Bildungen wie ϑεώτερος, ϑηλύτερος, ὀρέστερος.

lung in gesetzlicher Form vornehmen konnte“ (Cic. ad Att. a. a. O.). Nun die Pompejaner durch ihre Flucht nach Griechenland dem Gegner den Boden, den geheiligten Schauplatz des römischen Staatslebens überlassen hatten, mußte für Cäsar alles darauf ankommen, auf diesem glücklich eroberten Boden den in seiner Funktion unterbrochenen staatlichen Organismus wieder in Bewegung kommen zu lassen; vor allen Dingen mußte er einen Senat zu seiner Verfügung haben. Es ist interessant, aus Ciceros eigenem Berichte (ad Att. IX 18) zu erfahren, wie große Konzessionen Cäsar machte, um den einflußreichsten der damals noch in Italien weilenden römischen Staatsmänner zur Teilnahme an seinem Senate zu bewegen; erst als Cicero für den Fall seiner Teilnahme eine lange Apologie des Pompeius in Aussicht stellt, bricht Cäsar mit einem erregten „ego vero ista dici nolo“ die Unterhandlung ab; er hat ihm später (ad Att. X 8 B) Neutralität angeboten und nach Pharsalos ihm seinen Anschluß an Pompeius gewiß besonders deshalb so bereitwillig verziehen, weil der Anschluß eines Mannes wie Cicero dem von Cäsar ins Leben gerufenen Staatsorganismus eine Art von Legitimität gab; „satis esse dixit si togatus urbana officia sibi praestitissem“: entsprechend diesem Ausspruch, den Balbus (ad Att. IX 7 B, 2) von Cäsar hörte, hat Cäsar stets seine Gegner in den Dienst seiner Sache zu ziehen gesucht. Im April des Jahres 49 ist es Cäsar noch nicht in erwünschter Weise gelungen, die römische Staatsmaschine funktionieren zu lassen; zürnend und mißmutig verließ er die Stadt, und für die Niedergeschlagenheit, die unter seinen Anhängern herrschte, gibt Cic. ad Att. X 4 einen Beleg; erst im November 49, namentlich durch die Wahl der Konsuln, erreichte er sein Ziel, die Pompejaner gelten nunmehr als ausgeschieden aus dem römischen Staatsorganismus, die legalen Beamten waren in Rom gewählt worden. Daß im April die Senatssitzung nicht nach Cäsars Wunsch verlief, dazu wird Ciceros ablehnende Haltung sehr wesentlich mitgewirkt haben; Eindruck machte diese Haltung sicherlich. Am 16. April schrieb Cäsar von seiner Reise aus „permotus hominum fama“ einen neuen Brief an Cicero, in dem er ihn nunmehr wenigstens um Neutralität bittet; dabei ließ er den gefährlichen Mann streng überwachen,

und namentlich Antonius erregte durch seine wenig rücksichtsvolle Ausführung dieser Befehle Cäsars des Redners höchsten Zorn.[3])

Für Cicero folgte nach Cäsars Entfernung jene traurige Zeit des Schwankens, aus der, sehr zum Glück für unsere Kenntnis der Geschichte jener Tage, aber ihm selbst lange Zeit zum Schaden in den Augen der Nachwelt so zahlreiche intime Herzensergüsse von ihm enthalten sind; es sind ja namentlich die Briefe dieser Zeit, bei deren Verwertung für Ciceros Charakterbild man gut thut, des Mannes eigene Worte zu beherzigen (ad Att. VIII 14, 2): ego tecum tamquam mecum loquor: quis autem est, tanta quidem de re, quin varie secum ipse disputet. Man darf diese Briefe nicht dazu benutzen, im Drumannschen Stile aus ihrem Schreiber ein Zerrbild jämmerlichen Wankelmutes und vollendeter Charakterlosigkeit zu machen. Man soll freilich nun auch im Gegensatze zu dieser Drumannischen Methode nicht dazu kommen, mit Aly Leben Ciceros S. 186 zu behaupten: daß „Privatbriefe, die durch einen Zufall der Nachwelt erhalten werden, nun und nimmer als geschichtliche Dokumente angesehen werden können“. Warum nicht als geschichtliche Dokumente? im Gegenteil, als sehr wertvolle sogar; man muß sie nur verständig benutzen und vor allem darin unterscheiden, was in ihnen abstrakter Herzenserguß, was daneben konkretes Material für die Geschichte ihrer Zeit ist. Und gerade die Briefe der hier in Frage stehenden Monate bieten sehr konkretes historisches Material, mehr noch vielleicht als die in einer überraschend ähnlichen Situation geschriebenen und darum vielfache Analogien bietenden Briefe aus der Zeit nach Cäsars Ermordung. Warum Ihne es für völlig überflüssig gehalten hat, die zahlreichen Andeutungen, die wir über die damaligen Vorgänge in Italien aus Ciceros Briefen erhalten, für seine Geschichtserzählung zu ver-

[3]) Namentlich der zweite Brief, der uns von Antonius aus dieser Zeit erhalten ist, versetzte durch seinen kurzen und barschen Ton den Redner in die höchste Aufregung; er teilt ihn seinem Atticus mit: habes σκυτάλην Λακωνικήν. omnino excipiam hominem? (— so mit? statt des Punktes wird an der Stelle, ad Att. X 10, 3, gewiß zu lesen sein; vergl. ad Att. X 8, 5: omnino potui? wo nicht mit Esenberg statt dessen ein non einzuschieben ist, und XIII 42, 3 ad templum effandum eatur?

werten, ist mir unverständlich. Freilich weiß ich für die fünf eigentümlichen Stellen in Ciceros Korrespondenz, an denen er seine Überlegungen und Pläne in Anspielung auf eine nicht erhaltene briefliche Äußerung des Attikus mit dem Namen eines Caelius in Verbindung bringt, auch heute keine anderen Erklärungen vorzubringen, als die in den Ephemerides Tullianae (S. 24 ff.) vorgetragenen. Doch ist soviel sicher, daß Cicero gerade in der Zeit, wo unglückliche Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatze einliefen, wo auch in Italien selbst, zum Teil sogar in dem Heere, eine für Cäsar ungünstige Stimmung herrschte, ernstlich den Gedanken erwog, eine Schilderhebung gegen den abwesenden Feind zu veranstalten, und, etwa ähnlich wie Domitius es faktisch gethan hat, den Pompejanern Streitkräfte aus Italien zuzuführen. Am 12. Mai begab er sich, „um jedem Verdacht wegen seiner Abreise oder seines anderweitigen Planes vorzubeugen", auf das zurückgezogenere (vergl. dazu ad Att. XV 13, 6) Pompeianum; als dort nur drei Kohorten sich ihm zur Verfügung stellten, so bewirkte dies zusammen mit ungünstigen Nachrichten, die gerade damals z. B. von Cato eingetroffen waren, daß Cicero seine kriegerischen Pläne aufgab, nur noch an eine Abreise von Italien als Einzelner dachte. Es ist kein Wunder, daß wir für alle diese Pläne Ciceros und für alle diese Vorgänge nur auf wenige Anspielungen in seiner Korrespondenz angewiesen sind; die strenge Überwachung des Verkehrs in Italien nötigte zur Vorsicht und die sonderbare Geheimsprache, die mit dem Namen des Caelius ins Werk gesetzt ist, war eben mit veranlaßt durch die Furcht vor Entdeckung. Immerhin bleibt, was wir da aus Ciceros Korrespondenz entnehmen können, ein nicht unwichtiges Stück der inneren Geschichte jener Zeit, wesentlich auch für das Verständnis des Cäliusaufstandes und der Unruhen unter Dolabella, und keinenfalls durfte Ihne (vergl. s. Darstell. S. 121) über all dies mit Stillschweigen hinweggehen.

Von Ciceros Leben nach seiner Abfahrt von Italien bis zur Schlacht bei Pharsalos ist uns wenig bekannt. Plutarch (c. 38) giebt einige Bonmots des Redners aus dieser Zeit und hebt hervor, daß Pompeius ihn bei seinen Unternehmungen wenig heranzog. Daß Cicero in der That im Lager der Pompejaner sich wenig

wohl fühlte, geht aus mehreren Stellen späterer Briefe von ihm mit Sicherheit hervor. Doch sollte man die Wichtigkeit auch seiner damaligen Stellung nicht unterschätzen: nicht nur, daß man ihm nach der Schlacht bei Pharsalos den Oberbefehl über das Heer anbot, beweist sein damaliges Ansehen; wichtiger noch ist in diesem Betracht ein Brief, den M. Caelius Rufus Ende Januar 48[4]) an Cicero ins pompejanische Lager richtete (ad fam. VIII 17): im leidenschaftlichsten Tone geschrieben, enthält er die Mitteilung der Umtriebe, die der frühere Anhänger Cäsars damals im Interesse der pompejanischen Partei in Italien gemacht hatte, enthält Vorwürfe über das unthätige Verhalten der Pompejaner in Griechenland, sowie in unverkennbaren Anspielungen die Aufforderung, die eben geschilderte Lage in Italien, doch wohl zu einer militärischen Diversion dorthin, zu benutzen. Daß ein Brief, der derartiges enthält, nicht ein rhetorischer Übungsversuch des leidenschaftlichen jungen Mannes ist, sondern sehr praktische Zwecke verfolgt, bedarf nicht ausdrücklicher Hervorhebung; wenn dem aber so ist, so gewinnt nicht nur der Aufstand des Caelius, den Ihne S. 28 f. mit wenigen Worten beiläufig erledigt, eine ganz andere größere Bedeutung, sondern daneben ist beachtenswert, daß es auch hier wieder Cicero ist, dem Caelius seine bei der militärischen Sachlage zu Anfang des Jahres 48 durchaus nicht so ganz abenteuerlichen Pläne vorträgt.

[4]) Zur Zeitbestimmung vergl. Ephem. Tullianae, Budapest 1887, S. 42 ff. Die in der genannten Schrift von mir versuchte chronologische Bestimmung der Ereignisse des Jahres 48 bis zur Schlacht bei Pharsalos ist neuerdings von G. Unger in Fleckeisens Jahrbüchern 1890, S. 491 ff. angefochten worden. Die Bezeichnung der jahreszeitlichen Verhältnisse ist nirgends in der Überlieferung so klar, daß sie sich meines Erachtens mit Erfolg für die Chronologie verwerten läßt: wenn ich sie aus diesem Grunde unverwertet ließ, so ist damit doch, wie mir scheint, keine Verwechselung julianischer und vorjulianischer Monate begangen. Die Schwierigkeit, die meinen chronologischen Ansätzen im Wege stand, Cäsars Ausdruck multi menses für einen Zeitraum von gegen zwei Monaten, verlor an Bedeutung, wenn wir erwogen, daß Cäsar hier, wie öfters sonst, die chronologischen Verhältnisse aufs raffinierteste zu vertuschen sucht; freilich darf man demgegenüber nicht mit Sätzen aus der Anthropologie der Naturvölker operieren, wie Herr Unger, dem multi aus dem Grunde mindestens fünf bedeuten muß, weil „die geringste von der Natur gegebene Vielheit in der Zahl der Finger enthalten ist".

2. Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen desselben Stammes von Herrn Oberlehrer Hauschild.

Bei Gelegenheit der Sammlung von Beispielen für die Verwendung des Reimes in Bibelsprachen [1]) hatte der Vortragende beobachtet, daß im hebräischen Original eine syntaktische Struktur in vielen Fällen ungesucht den Reim ergab. Diese Struktur ist die durch nichts getrennte Verbindung des Infinitivus absolutus mit einer finiten Form desselben Verbs beziehungsweise desselben Verbalstammes. Wo bei ihr die finite Verbalform endungslos auftritt, da liegt meist voller Verbindungsreim vor; so beim starken Verbum in Verbindungen wie malok timlok; sällem jəsällem; häqreb täqreb (juss.); himmaleт 'himmaleт. Beim sogenannten schwachen Verbum ist diese reimende Zusammenstellung noch häufiger möglich; man vergleiche bôs jebôs, (bîn jabîn); näces jənäces, gares jəgares; hägged tägged (juss.), haper japer; himmôl jimmôl, he'haßep je'haßep ꝛc.[2])

Wenn nun aber diese Verbindung schon im Hebräischen nur mit endungslosen Verbalformen einen Reim ergab, so mußte sie im Griechischen und Lateinischen wegen der hier durchgängig auftretenden Personalendungen reimlos werden, selbst wenn sie wörtlich hätte wiedergegeben werden können.

Letzteres aber scheint nicht der Fall gewesen zu sein; denn von den etwa 500 Fällen, welche A. Rieder in seiner Inaugural-Dissertation[3]) aus dem Hebräischen des Alten Testaments für diese Verbindung anführt, weist der Text der LXX[4]) nur ein Beispiel nach, wo auch im Griechischen der finiten Verbalform ihr Infinitiv vorausgeht; es steht Jos. 17, 13: vəhôres lō hôrîsû = ἐξολοθρεῦσαι δὲ αὐτοὺς οὐκ ἐξωλόθρευσαν. Kühners „ausführliche Grammatik der griechischen Sprache" läßt, wenn man aus ihrem

[1]) S. Jahrgang 1888, Heft 2 f.

[2]) Die Transskription ist die der 9. Auflage von Seffers hebräischer Grammatik mit Ausnahme der dagessierten Buchstaben und der Vokalunterschiede.

[3]) Die Verbindung des Infinitivus absolutus u. s. w. Leipzig 1872.

[4]) Von mir zitiert nach der Ausgabe Glichi. Venedig 1822.

Schweigen einen Schluß ziehen darf, den Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Verbindung überhaupt nicht zu.

Für das Lateinische giebt Perizonius in seiner Ausgabe der Minerva des Francisco Sanchez zu Exod. 3, 7 videre vidi als Übersetzung von ra'ho ra'hîtî. Ob das ein Zitat aus der vorhieronymianischen Bibel ist, war vorläufig nicht zu ermitteln, da der Vortragende für die sogenannte Itala nur Tertullian, Cyprian und die Übersetzungen zu Justin und Irenäus zur Hand hatte.[5]) Alle diese drücken unsere Verbindung in der erwähnten Stelle anders aus, ebenso die Vulgata. Doch ist es nicht unmöglich, daß sich diese Struktur in der Itala wörtlich so wiedergegeben findet, da sie in der lateinischen Volkssprache ebenso vorhanden gewesen zu sein scheint, wie in der deutschen;[6]) wenigstens lesen wir bei Plautus: domum properare properas — pergin vero pergere? — meminisse ut memineris.[7]) Liegt sie doch der Form nach selbst noch in Ciceros videre videor vor! (Lael. 12, 41 u. a.)

Wie hat sich nun die griechische und lateinische Übersetzung des Alten Testaments mit diesem Hebraismus abgefunden? Hat sie ihn wenigstens der Bedeutung nach auszudrücken vermocht oder versucht? Und wenn, in welcher Weise ist sie ihm in beiden Fällen gerecht geworden? — Das waren die Fragen, deren Beantwortung der Hauptteil des Vortrages gewidmet war.

Hierfür muß man sich folgendes[8]) über die Bedeutung und den Gebrauch des hebräischen inf. abs. vergegenwärtigen:

1) er dient „zur Hervorhebung des Verbalbegriffs in abstracto, d. h. er benennt eine Handlung (resp. einen Zustand) ohne

---

[5]) Die Sammelwerke von Sabatier und Bianchini sind in Frankfurt überhaupt nicht aufzutreiben.

[6]) Für das Deutsche führte Herr Professor Wolff — wie Rieder a. a. O. S. 27 — an: „gehen geht er."

[7]) Vergl. Kühners Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache unter „Pleonasmus 3".

[8]) Nach Gesenius-Kautzsch hebräischer Grammatik, 25. Auflage, S. 336 ff., vergl. auch S. 353 f.

Rücksicht auf ihren oder ihre Urheber, sowie auf die Tempus- und Modusverhältnisse, unter denen sie stattfindet“;

2) im Anschluß an irgend eine Form des Verbum finitum dient er „zur näheren Beschreibung des Modus oder der begleitenden (namentlich auch der zeitlichen und räumlichen) Umstände, unter denen eine Handlung oder ein Zustand stattgefunden hat, resp. stattfindet oder stattfinden wird“;

3) in unmittelbarer Verbindung mit dem Verbum finitum vom gleichen Stamme dient er „einer Näherbestimmung oder Verstärkung des Verbalbegriffs in mannigfaltigen Nüanzierungen“. Diese unmittelbar mit verb. fin. verbundenen inff. absoll. gehören nach Gesenius (a. a. O. S. 329 o.) „streng genommen in den Bereich des sogenannten schema etymologicum, d. h. sie sind Objekte des betreffenden Verbum finitum; nur daß der inf. abs. (als nomen abstractum) mehr die Thatsächlichkeit oder Energie der Handlung, das eigentliche Nomen dagegen das Produkt*) der Thätigkeit hervorhebt“.

Von besonderer Wichtigkeit für die Bedeutung ist hierbei die Stellung des inf. abs.; denn a) vor dem Verbum soll er mehr „die Gewißheit oder die Nachdrücklichkeit und Vollständigkeit eines Geschehens“, wohl auch einen Gegensatz hervorheben, b) nach dem Verbum soll er — namentlich in Verbindung mit Infinitiven und Partizipien — dies zwar auch thun, besonders aber „die längere Fortdauer der Handlung“ ausdrücken: letzteres namentlich dann, wenn ihm noch ein zweiter inf. abs. koordiniert ist, welcher „dann eine begleitende oder gegensätzliche Handlung oder auch das Ziel“ ausdrückt, bis zu dessen Erreichung die Haupthandlung fortgesetzt wird.

Ebenso wie für die Übersetzer diese verschiedene Stellung im großen und ganzen von keinem besonderen Belang gewesen zu sein scheint, so findet auch Gesenius-Kautzsch den durch sie ausgedrückten Bedeutungsunterschied nicht groß genug, um nicht beide Erscheinungsformen dem Bereiche der figura etymologica mit der oben (unter 3) angegebenen Beschränkung zuzuweisen.

---

*) Wir würden noch hinzusetzen: „oder den Inhalt“.

Dagegen schließt Rieder a. a. O. und in einer später erschienenen Miszelle zu demselben Gegenstande[10]) den vor das verb. fin. gestellten inf. abs. nicht mit Unrecht von dem Bereiche der figura etymologica überhaupt aus, wenn anders Lobeck[11]) und Kühner[12]) Recht haben mit der Behauptung, daß „die Verbindung eines Verbs mit einem stammverwandten Nomen nicht eine Verstärkung, sondern eine Verengerung des Verbalbegriffs" hervorbringe, resp. daß „der sinnverwandte Kasus dem allgemeinen Begriffe des Verbs eine bestimmte Sphäre" zuweise. Mit Recht bezeichnet er bei dieser Verbindung den inf. abs. als den „ursprünglichen Bestandteil, zu dem das verb. fin. eigentlich nur als Appendix hinzutritt", während die Rolle des Appendix der inf. abs. übernimmt, wenn er nach dem verb. fin., als dem dann ursprünglichen Bestandteile der Verbindung, steht. Denn hier „ordnet sich der inf. abs. dem verb. fin. gewissermaßen als Objekt unter und gewinnt dadurch den Wert eines Nomens, wie ja denn auch zuweilen statt des inf. abs. geradezu ein Substantivum gleichen Stammes mit dem verb. fin. verbunden und beinahe[13]) in demselben Sinne gebraucht erscheint, wie die Verbindung des verb. fin. mit dem inf. abs. Es fällt also diese Verbindung nahezu mit der zusammen, in welcher zu einem Verbum das Substantivum gleichen Etymons tritt, eine Verbindung, in welcher, wie Ewald (Grammatik ³ § 486) bemerkt, der Verbalbegriff aus sich selbst d. h. vermittelst eines Abstraktum sich beschränkt und erklärt".

I. Beschränken wir den Umfang der fig. etym., wie es doch eigentlich der damit in Verbindung gesetzte Begriff des inneren oder absoluten Objekts verlangt, auf die Verbindung eines Akkusativ mit einem gleichstämmigen Verb, so zeigt uns deren geringes Vorkommen in den Übersetzungen, daß unsere Struktur für die Übersetzer in der That wenig mit der fig. etym.

---

[10]) Quae ad syntaxin Hebraicam-afferantur. Gumbinnen, Programm des Gymnasiums. 1884.

[11]) Paralipomena II, S. 501 ff.

[12]) Griechische Grammatik ², II, § 410, 1 f.; lateinische Grammatik II, § 72, 1 f.

[13]) S. auch Gesenius-Kautzsch a. a. O. S. 331, Note 3.

in diesem Sinne zu thun gehabt hat. Denn sie begegnet uns nur in folgenden Stellen: Deut. 15, 8 = δάνειον δανειεῖς = fenus fenerabis (T.)[14]); ib. 14 ἐφόδιον ἐφοδιάσεις; Jer. 23, 32 ὠφέλειαν οὐκ ὠφελήσουσιν; Num. 27, 7 δόμα δώσεις und ἔδωκεν (2 Sam. 19, 43); Deut. 14, 22 δεκάτην ἀποδεκατώσεις und —σω (Gen. 28, 22); Sach. 7, 5 νηστείαν νενηστεύκατε = ieiunium ieiunastis (V.); Ex. 22, 25 ἐνεχύρασμα ἐνεχυράσῃς und ἐνεχυρασμόν οὐκ ἐνεχύρασε; Ex. 21, 22 ἐπιζήμιον ζημιωθήσεται; Jer. 50, 34 κρίσιν κρινεῖ und ἔκριναν κρίσιν = iudicium non indicaverunt (Jer. 5, 28) und κρίσιν κρίνειν (Gen. 19, 9: inf. nachgest.); Gen. 50, 15 ἀνταπόδομα ἀνταποδῷ; Jer. 31, 17 ἀκοὴν ἤκουσα (lat. s. u.); Job. 37, 2 (inf. nachg.) ἄκουε ἀκοήν = audite auditionem (V.); Dan. 10, 3 ἄλειμμα οὐκ ἠλειψάμην (lat. s. u.); Num. 23, 11 εὐλόγηκας εὐλογίαν (inf. nachg.); Ez. 25, 12 (do.) ἐκδικῆσαι ἐκδίκησιν und ἐξεδίκησαν δίκην; 2 Sam. 19, 43 ἄρσιν ἦρεν; Num. 11, 32 (inf. nachg.) ἔψυξαν ψυγμούς. Hierher gehört auch Dan. 11, 13 ἐπελεύσεται εἴσοδια und, obgleich das Substantiv mit einer Präposition verbunden ist, Lev. 7, 24 εἰς βρῶσιν οὐ βρωθήσεται. Als adjektivisches Nomen im Akkusativ tritt nur ἀθῷος auf in Jer. 46, 28 und Nah. 1, 3: ἀθῷον οὐκ ἀθωώσω (—σει) σε. Die Vulgata bietet als selbständige Übersetzung zu Jes. 6, 9 videte visionem (inf. nachg.); sie hat auch ein rapinam non rapuerit, wozu mir die Belegstelle entfallen ist. (Ez. 18, 16 steht auch im Hebräischen ein Substantiv).

II. Erweitert man den Begriff der fig. etym., wozu man ja in formaler Hinsicht ein Recht hat, auf die Verbindung eines anderen Kasus mit einem gleichstämmigen Verb, so nimmt die Zahl der Fälle, wo die Übersetzungen unsere Struktur durch die fig. etym. ausdrücken zu wollen scheinen, gleich ganz bedeutend zu. Dieser Kasus ist im Griechischen der Dativ,[15]) im Lateinischen der Ablativ.[16]) Wenn man aber bedenkt, 1) daß dann „eine

---

[14]) Ju. = Justinus (ed. Otto); Jr. = Irenaeus (ed. Stieren); T. = Tertullianus (ed. Öhler); C. = Cyprianus (ed. Hartel); V. = Vulgata (ed. Verdussen).

[15]) Kühner, Griech. Gramm.² II, § 410, Anm. 4.

[16]) Kühner, Lat. Gramm. I, § 72, Anm. 1.

durchaus verschiedene Anschauung stattfindet, indem der Dativ resp. Ablativ den Grund, das Mittel oder die Art und Weise angiebt"; 2) daß durch die auch hierbei gewöhnlich erfolgende Hinzusetzung einer attributiven Bestimmung „der Verbalbegriff nicht so vollendet, so abgeschlossen, so unzweideutig wird",[17]) wie es bei unserer Struktur im Hebräischen der Fall ist; 3) daß die Grammatik der besseren außerbiblischen Gräzität oder Latinität hierbei nur intransitive oder passive Verben durchgehen läßt: so werden wir die Übertragung unserer Struktur durch einen nominalen Dativ resp. Ablativ mit gleichstämmigem Verb gleichfalls nicht als eine Form dieser fig. etym. bezeichnen können. Denn sie läßt eben (ad 3) nicht bloß intransitive oder passive Verben zu; sie verbindet (ad 2) ihre Substantive nie mit einem Attribut und braucht (ad 1) nicht so aufgefaßt zu werden, als ob sie kausale, instrumentale oder modale Angaben mache. Doch soll nicht verkannt werden, daß diese Übertragung, wenn man von letzterer Auffassung aus an sie herantreten zu müssen meint, auch dann noch dem Sinne des hebräischen Originals weit näher kommt, als die mit dem Akkusativ. Denn wenn einer „mit Vernichtung vernichtet", so vernichtet er völlig; wenn einer „mit Gehör hört", so hört er aufmerksam; wenn einer „mit Wiedergabe wiedergiebt", so giebt er gewiß wieder; wenn einer „mit Verlust verliert", so verliert er stark u. s. w. So betrachtet, muß zunächst diese Übertragung als eine sinnentsprechende bezeichnet werden. Sie tritt in folgenden Verbindungen auf:

A. Das genau entsprechende verb. fin. steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Ind. Präs.: γνώσει γ. (Jer. 40, 14), πτώσει π. (Jud. 20, 39); b) im Fut. α) aktiver Form: ἐκβολῇ ἐ. (Ex. 11, 1), θανάτῳ θανατώσομεν (Jud. 15, 13), —σεις (Jer. 38, 15), ταφῇ θάψετε (Deut. 21, 23) = sepultura sepelietis (T.), καθαρισμῷ οὐ κ. (Ex. 34, 7), προσοχθίσματι π. (Deut. 7, 26), ἀναθέματι ἀ. (ib. 20, 17), ἀποστροφῇ ἀ. (ib. 22, 1. 31, 18: lat. s. u.), ἀποστολῇ ἀ. (ib. 22, 7), ἀποδόσει ἀ. (ib. 24, 13) = redditione reddes (T.), δεσμῷ δ. (Jud. 15, 13), μιάνσει μ. (Lev. 13, 44), ἐλεγμῷ ἐ. (ib. 19, 17) =

[17]) Rieder, Die Verbindung u. s. w. S. 25.

traductione traduces (T.), ἀφανισμῷ ἀ. (Deut. 7, 2), ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 12, 2) = perditione perdetis (T.), θελήσει θ. (Ez. 18, 23), φερνῇ φ. (Ex. 22, 15), ἀνομίᾳ ἀ. (Deut. 31, 29), ἐξουδενώσει ἐ. (Cant. 8, 7), πτέρνῃ π. (Jer. 9, 3 (4); lat. s. u.), ἀκοῇ ἀκούσετε (Jes. 6, 9: inf. nachg) = aure audietis (C.; V. s. u.), ἐξαρῶ ἐξάρσει καὶ ἀπωλείᾳ (Jer. 12, 17: inf. nachg.) = evellam evulsione et perditione (V.); β) medialer Form: ἀγαλλιάσει ἀγαλλιάσονται (Ps. 132, 16) = exsultatione exsultabunt (V.), ζωῇ ζήσεται (Ez. 18, 9 u. ö.) = vita vivet (V.), φυγῇ φεύξεται (Job. 27, 22; lat. s. u.), θανάτῳ ἀποθανεῖσθε (Gen. 3, 4 u. ö.) = morte moriemini (V.); c) im Ind. Aor.: κλαυθμῷ ἔ. (Jes. 30, 19; lat. s. u.), διαλύσει δ. (Neh. 1, 7), ταραχῇ ἐ. (Jud. 11, 35), ἐπιθυμίᾳ ἐ. (Gen. 31 30) cf. Tert. zu Luc. 22, 15 = concupiscentia concupivi, ταλαιπωρίᾳ ἐ. (Mich. 2, 4; lat. s. u.), ὅρκῳ ὤ. (Ex. 13, 19), εὐλογίαις εὐ. (Jos. 24, 10); d) im Conj. Aor.: θανάτῳ μὴ θανατώσητε (1 Reg. 3, 26), ἀκοῇ ἀ. (Ex. 19, 5 u. ö.), κακίᾳ κ. (Ex. 22, 22), φυγῇ φ. (2 Sam. 18, 3); e) im Imper. Aor.: ἐκλείψει ἐκλιπέτω (Zeph. 1, 2) = defectione deficiet (C.), κλαύσατε κλ. (Jer. 22, 10: inf. nachg.).

Das genau entsprechende Verb steht 2) im Medium bezw. ist Deponens, und zwar a) im Fut.: ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 4, 26 u. ö.), βδελύγματι βδελύξῃ (ib. 7, 26), ἐπισκοπῇ ἐ. (Gen. 50, 24 u. ö.), οἰωνισμῷ οἰωνίσεται und οἰωνεῖται (Gen. 44, 5. 15), μνείᾳ μνησθήσομαι (Jer. 31, 20 u. ö.), ἰάσεται ἰάσει (Jes. 19, 22: inf. nachg.); b) im Conj. Aor.: κατάραις καταράσῃ (Num. 23, 25), κοίτῃ κοιμηθῇ (Lev. 15, 24); c) im Perf.: ἐπισκοπῇ ἐπέσκεμμαι = visitatione visito (Ju. in Ex. 3, 16, V. s. u.).

Das genau entsprechende Verb steht 3) im Passivum und zwar a) im Imper. Präs.: θανάτῳ θανατούσθω (Num. 15, 35 u. ö.) = morte moriatur (V.); b) im Fut.: πράσει οὐ πραθήσεται (Deut. 21, 14: lat. s. u.), παραδόσει π. (Jer. 32, 4), συλλήψει σ. (Jer. 34, 3: lat. s. u.), ἐκτρίψει ἐκτριβ. (Num. 15, 31), λύτροις λ. (Num. 18, 15), φθορᾷ φθαρ. (Jes. 24, 3) = dissipatione dissipabitur (V.), ταραχῇ τ. (ib. 19) = confractione confringetur (V.), ἀπορίᾳ ἀπορηθήσεται (ib.) = commotione commovebitur (V.), ἐρημίᾳ ἐρημωθ. (Jes. 60, 12: lat. s. u.), εὐφροσύνῃ εὐφρανθ. (Jes. 61, 10: lat. s. u.); c) im Ind. Aor.: ἁλὶ ἁλίσθης (Ez. 16, 4) =

sale salita (V.), ἐν σπαργάνοις οὐκ ἐσπαργανώθης (ib.), ἀπαγγελίᾳ ἀπηγγέλη (Ruth 2, 11), κλοπῇ ἐ. (Gen. 40, 15); d) im Conj. Aor.: βρώσει βρωθῇ; e) im Perf.: λύτροις οὐ λ. (Lev. 19, 20: lat. s. u.)

B. Dasselbe Verbum, aber mit anderem Stamm in der finiten Form, steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut. α) aktiver Form: καθαιρέσει καθελεῖς (Ex. 23, 24); β) medialer Form: βρώσει φαγῇ (Gen. 2, 16); b) im Ind. Aor.: βρώσει ἐφάγομεν (2 Sam. 19, 43), καταβρώσει κατέφαγε (Gen. 31, 15), περιπτώματι περιέπεσον (2 Sam. 1, 6); c) im Conj. Aor.: ὑπερόψει ὑπερίδωσιν (Lev. 20, 4), vergl. hiermit (Num. 22, 30) ὑπεροράσει ὑπεριδοῦσα, wo unsere Struktur also sogar durch Substantiv und verb. infin. wiedergegeben ist; 2) im Medium und zwar im Conj. Aor.: διαχύσει διαχέηται; 3) im Passiv und zwar a) im Fut.: περιτομῇ περιτμηθήσεται (Gen. 17, 13), προνομῇ προνομευθήσεται (Jes. 24, 3: lat. s. u.); b) im Imp. Aor.: καθάρσει οὐ μὴ καθαρίσθητε (Jer. 25, 29).

C. Dasselbe Verbum, aber mit einer Präposition zusammengesetzt, steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut.: ἀλοιφῇ ἐξαλείψω (Ex. 17, 14) = deletione deleam (C.), ἀκοῇ εἰςακούσομαι (Ex. 22, 22 u. ö.); b) im Conj. Aor.: ἀκοῇ εἰςακούσητε (Deut. 11, 13 u. ö.); 2) im Medium, und zwar a) im Conj. Aor.: λήθῃ ἐπιλάθῃ (Deut. 8, 19); 3) im Passiv und zwar a) im Fut.: δίκῃ ἐκδικηθήσεται (Ex. 21, 20), φθορᾷ καταφθαρήσῃ (Ex. 18, 18).

D. Dasselbe Verbum, aber das Substantiv mit einer Präposition zusammengesetzt, steht in διαμαρτυρίᾳ μεμαρτύρηται (Gen. 43, 3).

E. Das Verbum ist weitergebildet oder überhaupt anderen Stammes, und steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Imper. Präs.: θανάτῳ τελευτάτω (Ex. 21, 17) = morte moriatur (V.), λίθοις λιθοβολείτω (Lev. 24, 16); b) im Fut.: λιθοβολήσουσιν ἐν λίθοις (Deut. 13, 10), θανάτῳ τελευτήσει (Ex. 19, 12 u. ö.) = morte morietur (V.), θ. ἀποκτενεῖτε (Ex. 22, 18) = morte moriatur (V.), πατάξει πληγῇ (Jes. 19, 22: inf. nachg.); c) im Conj. Aor.: ἐξόδῳ ἐξέλθῃ (Num. 35, 26), κακίᾳ κακοποιήσητε (1. Sam. 12, 25); d) im Imper. Aor.: ἀπόκτεινόν με ἀναιρέσει (Num. 11, 15: inf. nachg.); 2) im Passiv, und zwar a) im Fut.: λίθοις λιθοβοληθήσεται (Ex. 21, 28).

Rechnen wir zu den eben namentlich angeführten 95 Beispielen noch 28 hinzu, in welchen dieselbe Zusammenstellung sich wiederholt, so sehen wir, daß fast ein Viertel sämtlicher Stellen, in denen unsere Struktur sich findet (123:500), im Griechischen durch Dativ und Verb wiedergegeben ist. Es kann also — wenigstens für die biblische Gräzität — nicht aufrecht erhalten werden, was Kühner a. a. O. S. 265 hiervon sagt: „Jedoch ist diese Wortverbindung ungleich seltener." Wenn wir ferner die geringe Zahl der Stellen, in welchen Akkusativ und Verb verbunden sind, vergleichen mit der großen Zahl derer, welche Dativ und Verb aufweisen, so kann — wenigstens für die biblische Gräzität — auch das nicht richtig sein, was er a. a. O. S. 262 bemerkt: „Ob das Intransitiv mit dem Akkusative[18]) oder Dative verbunden wird, ist gleichviel." [19]) Soll aber die Richtigkeit dieser Behauptung unbestritten bleiben, dann kann diese Übertragung unserer Struktur auch deshalb nicht mit den von Kühner dort besprochenen Erscheinungen auf die gleiche Linie gestellt werden.

Nicht viel anders liegt die Sache für das Lateinische. Auch da erklärt es Kühner a. a. O. S. 208 zunächst für gleichgiltig, mit welchem Kasus das Intransitiv verbunden werde; dagegen sagt er a. a. O. S. 211: „In der Prosa ist es gewöhnlich", daß „statt des Akkusativs auch der Ablativ gebraucht" wird. Nun sind aber, ganz abgesehen davon, daß „zuweilen" und „gewöhnlich" sich ausschließen, von den hierfür beigebrachten 9 Beispielen 3 aus Plautus, 1 aus Katull, 1 aus Virgil, 1 aus Cicero, 3 aus Livius und 1 aus Seneka (Episteln)! Man wird hier also überhaupt wohl nicht von einer in der lateinischen Prosa „gewöhnlichen" Erscheinung reden können; auch passen Beispiele wie laetamur amicorum laetitia aeque ut nostra (Cic. Fin. 1. 20, 67) selbst nicht zu dem von Kühner dort behandelten Gegenstande. Wird man also sein „gewöhnlich" streichen müssen und nur „zuweilen" für zulässig erklären dürfen, so wird man es auch begreiflich finden,

[18]) So ist doch wohl anstatt „Genitive" zu lesen.

[19]) Das stimmt auch nicht recht zu dem folgenden Satze: „In keiner anderen Sprache hat sich der Gebrauch dieses Akkusativs so umfangreich und zugleich so ungemein sinnreich ausgebildet wie in der griechischen."

daß in der biblischen Latinität die Beispiele für Ablativ und Verb gleichfalls nicht allzu häufig sind: decken sich hier doch nur 16 verschiedene Fälle und 5 Wiederholungen mit den erwähnten 95 beziehungsweise 123 aus dem Griechischen! Ich suche den Grund hierfür einmal in der im Lateinischen vorliegenden Schwierigkeit, solche Verbindungen ohne Attribut gebrauchen zu können: auch keines der von Kühner angeführten Beispiele entbehrt ein solches! Sodann muß wohl auch der allmählich eingetretene Widerwille gegen die damit verbundene Alliteration als dieser Übertragung hinderlich angesehen werden: es ist jedenfalls auffällig, daß von den obenstehenden 16 Fällen sich 8 finden, die nur in der Bibel vor Hieronymus so wiedergegeben wurden, während sie bei Hieronymus selbst eine einfachere oder andere Übertragung erfahren haben. Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß sich 6 von diesen bei ihm ausgemerzten Verbindungen in dem Pentateuch finden, den Hieronymus hiernach mit besonderem humanistischem Interesse übersetzt, beziehungsweise mit besonderem puristischem Streben behandelt zu haben scheint. Denn aus dieser seiner Behandlungsweise der in Rede stehenden Verbindung geht klar hervor, daß sie der Klassizist nicht bloß als einen Gräzismus[20]) betrachtet, sondern auch als eine poetische Ausdrucksweise angesehen haben muß, die in lateinischen Prosawerken möglichst zu vermeiden war.

Um so mehr überrascht es uns zu sehen, daß sich Ablativ und Verb bei Hieronymus noch an einigen Stellen findet, wo die LXX unsere Struktur nicht durch Dativ und Verb ausgedrückt haben. Diese sind: A. mit genau entsprechendem Verb 1) im Aktiv: congregatione congregabo (Mich. 2, 12), anditu audieritis (Sach. 6, 15); hierher gehört auch memoria memor ero (Thr. 3, 20); 2) im Deponens: zelo zelatus sum (1. Reg. 19, 10), praevaricatione praevaricata est (Jer. 5, 11), oblivione obliviscar (Hos. 1, 6), fornicatione fornicati sunt (Hos. 4, 18); 3) im Passiv: aversione aversi fueritis (1. Reg. 9, 6), suffossione suffodietur (Jer. 51, 58), contritione conteretur (Jes. 24, 19), agitatione agitabitur (ib.),

[20]) S. Kühnast, Die Hauptpunkte der livianischen Syntax I, S. 141.

confusione non sunt confusi (Jer. 6, 15), unguento unctus sum (Dan. 10, 3; T.: oleo).

B. Mit verschiedenen Stämmen: 1) im Aktiv: separatione dividet (Jes. 56, 3), venatione ceperunt (Thr. 3, 52), lugeatis fletu (Jer. 22, 10) und lacrimis plorate (Mich. 1, 10), exultat gaudio (Prov. 23, 24); 2) im Passiv: ariditate siccabitur (Sach. 11, 17), depopulatione vastati sumus (Mich. 2, 4), adapertione pandentur (Nah. 3, 13), concisione lacerabuntur (Sach. 12, 3),[21]) vanitate seducti sumus (Neh. 1, 7), pavore solvetur (2. Sam. 17, 10).

Zeigen schon diese unabhängig vom Griechischen gebildeten Übertragungen, daß Hieronymus der Alliteration thunlichst aus dem Wege zu gehen bestrebt war, so ist das noch augenfälliger in den Übertragungen, wo Hieronymus Ablativ und Verb verschiedenen Stammes verbindet, während er sich hierzu doch eben so gut, wie die griechischen Übersetzer, gleichstämmiger Wörter hätte bedienen können. Auf diese Fälle wurde u. a. schon oben (S. 108) hingewiesen. Sie sind: (A, 3, b) vendere pecunia (Deut. 21, 14), prehensione capieris (Jer. 34, 3), solitudine vastabuntur (Jes. 60, 12); (A, 3, e) pretio redempta (Lev. 19, 20); (B, 3, a) direptione praedabitur (Jes. 24, 3); (E, 2, a) lapidibus obruetur, opprimetur (Ex. 21, 28; 19, 13) oder opprimet (Lev. 24, 16).[22])

III. Konnte schon die Wiedergabe unserer Struktur durch Dativ beziehungsweise Ablativ mit gleichstämmigem Verb als eine immerhin sinnentsprechende bezeichnet werden (s. o.), so verdient die folgende Übertragung diese Bezeichnung um so mehr, als sie sich auch in der Form dem hebräischen Originale nähert. Denn sie giebt die hebräische Nominalform des Verbs gleichfalls durch eine verbale Nominalform wieder. Diese kann aber, da nach dem oben (S. 99 f.) Gesagten vom Infinitiv nicht mehr die Rede sein kann, nur noch das Partizipium sein. Die griechischen Übersetzer würden damit nur einem Gebrauche gehuldigt haben, von

[21]) Man beachte, daß auch von diesen Beispielen keines dem Pentateuch angehört!

[22]) Tertullian und Cyprian drücken letztere Wendung z. B. durch lapidibus lapidabunt oder einfach durch lapidabunt aus.

dem *Kühner*[23]) sagt: „Ein eigentümlicher, aber echt griechischer Gebrauch der Partizipien besteht darin, daß neben dem Prädikate ein Partizip *desselben Stammes* und *gleicher Bedeutung* steht: ein Gebrauch, der ganz analog ist dem μάχην μάχεσθαι, φυγῇ φεύγειν u. s. f." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß letztere Bemerkung sich nur auf die *formale* Seite der Sache, die Verbindung gleichstämmiger Wörter zu mehr oder minder straffen Begriffseinheiten, beziehen soll, daß aber die behauptete vollständige Analogie nichts mit Sinn und Bedeutung solcher Verbindungen an sich zu thun haben kann. Sollte das dennoch angenommen werden, so würden wir aus den oben (S. 102 u. 104) angegebenen Gründen auch die nun zu besprechende Verbindung nicht als eine Form *dieser* fig. etym. bezeichnen können.

Auf jeden Fall kann auch im außerbiblischen Griechisch die Verbindung eines Partizips mit einer gleichstämmigen finiten Verbalform der Bedeutung nach nicht mit der eines *Akkusativs* und einer solchen Verbalform verglichen werden, wenigstens nicht, wenn es sich bei diesem Kasus nur um das Produkt der Thätigkeit, und nicht vielmehr um ihren *Inhalt* handeln soll. Eher kann mit dieser Verbindung schon die eines *Dativs* mit gleichstämmigem Verb der Bedeutung nach verglichen werden, weil auch das Partizip die *Umstandsbestimmungen* ausdrücken kann, welche durch diesen Kasus zu bezeichnen möglich ist (s. S. 104). Denn, wer „hörend hört", der hört *gespannt*, *aufmerksam*; wer „wiedergebend wiedergiebt", der giebt entweder *fürwahr*, *sicherlich* wieder oder er giebt *sogleich*, *sofort* wieder; wer „wissend weiß", der weiß *wahrhaftig*; wer „schwörend schwört", der schwört *feierlich*; wer „reinigend reinigt", der reinigt *gründlich* u. s. f. So sehen wir denn, um vorderhand nur *ein* Beispiel anzuführen, in der That neben das seltene ἀκοὴν ἀκούετε das häufige ἀκοῇ ἀκούετε, neben dieses aber das noch viel häufigere ἀκούοντες ἀκούετε treten: und letzteres mit Recht, denn weil es sich bei unserer hebräischen Struktur eben vielmehr um eine *intensive Verstärkung des Verbalbegriffs überhaupt* handelt,

[23]) Griech. Grammatik^{2}, II, § 490, 3.

als um adverbiale Bestimmungen der durch ihn ausgedrückten Zustände oder Thätigkeiten im besonderen, eben deshalb muß die unmittelbare Verbindung dieser nominalen Verbalform mit ihrem Verbum finitum als eine Übertragung bezeichnet werden, die dem Originale am nächsten kommt und seiner Bedeutung am meisten gerecht wird.

Um das zu erreichen, mußte aber das Partizip immer die erste Stelle in der Verbindung einnehmen, durfte es durch nichts von der Verbalform getrennt sein, selbst nichts sonst bestimmen und auch durch nichts sonst bestimmt sein, mußte es auf seine Bedeutung als besonderes Satzglied verzichten, d. h. den eigenen Einfluß aufgeben und fremden abwehren. Von allem, was es hatte, bleibt ihm nur noch die Motionsfähigkeit, insofern es sich in Genus und Numerus nach der Verbalperson richten muß; alles andere, Rektionsfähigkeit und Bestimmbarkeit, sind ihm bei dieser Verbindung in der Übertragung der LXX genommen: es ist wirklich, soweit das überhaupt möglich war, der starre Verbalbegriff, der Verbalbegriff in abstracto geworden.

Soweit ist es aber mit diesem Gebrauch des Partizips in der außerbiblischen Gräzität nicht gekommen, wenn man sich auf die von Kühner a. a. O. hierfür angeführten Beispiele verlassen darf: sie hat auch für diese Erscheinung mehr nur die Unterlage gebildet, den Ausgangspunkt angegeben. Denn dort 1) nimmt es nicht immer die erste Stelle ein, 2) erscheint es auch im Akkusativ (mit Infinitiv), 3) kann es rektionsfähig sein, 4) kann es Umstandsbestimmungen bei sich haben, 5) wird es vom Verb getrennt, 6) kann es stets als adverbiale Nebenbestimmung aufgefaßt und in einen Nebensatz aufgelöst werden, ohne daß Pleonasmus oder gar Tautologie vorläge, und endlich 7) schränkt das verb. fin. durch Zusammensetzung zuweilen auch den im Partizip liegenden Allgemeinbegriff des Verbums ein.

Die lateinische Bibelübersetzung hat auch diese griechische Übertragung unserer Struktur sich zu eigen gemacht, freilich ohne in der außerbiblischen Latinität auch nur die geringste Unterlage oder Handhabe hierfür zu besitzen. Hieraus erklärt sich auch die weiter unten zu besprechende Stellungnahme des Hieronymus zu

dieser befremdlichen Übertragung. Ehe ich auf diese eingehe, werde ich die griechischen Beispiele so vorführen, daß die temporale Zugehörigkeit der Partizipien den äußeren Einteilungsgrund abgiebt, die verba finita aber wie oben angeordnet werden. Der Kürze halber wird für Partizipien und Verbalformen der Infinitiv das Stichwort bilden.

I. Participium praesentis Activi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Imperfektum: ἐξαίρειν (Jud. 1, 28); b) im Futurum, α) aktiver Form: ἀνοίγειν (Deut. 15, 8 u. ö.) = aperiens aperies (T.), ἀνιστάναι (Deut. 22, 4), ἐξαποστέλλειν (1. R. 11, 22), ποιεῖν (Jer. 44, 17 u. ö.) = facientes faciemus (V. u. ö.), καλύπτειν (Ez. 44, 20; lat. s. u.), ἀγοράζειν (1. Chr. 21, 24), συντρίβειν (Ex. 23, 24), διδόναι (Deut. 15, 10), καθιστάναι (Deut. 17, 15), ἀνακάμπτειν (Jer. 3, 1), βλέπειν (Jes. 6, 9: inf. nachg.) = videntes videbitis (C.), βασιλεύειν (Gen. 37, 8 u. ö.), κυριεύειν (ib.), πληθύνειν (Gen. 3, 16) = multiplicans multiplicabo (C); so auch V. in Gen. 16, 10, διαῤῥήσσειν (1. Reg. 11, 11), ὀλοθρεύειν (Jos. 3, 10), εὐλογεῖν (Deut. 15, 4) = benedicens benedicat (T.), V. in Ps. 132, 15 = benedicens benedicam, παραδιδόναι (2. Sam. 5, 19; lat. s. u.), σώζειν (Jer. 39, 18; lat. s. u.), λαλεῖν (Ex. 4, 14), ἀπαγγέλλειν (1. Sam. 22, 22), ἀναγγέλλειν, παραβάλλειν, ἐλεεῖν (Jer. 31, 20; lat. s. u.), ἐκζητεῖν (Deut. 23, 22) = inquirens requiret (C.), ἐκπορνεύειν (Hos. 1, 2) = fornicans fornicabitur (V.), ἀθετεῖν (Jes. 48, 8) = praevaricans praevaricaberis (V.); β) medialer Form: φυλάσσειν (Deut. 6, 17), ἐμπαίζειν, καταλαμβάνειν (1. Sam. 30, 8), γιγνώσκειν (Gen. 15, 13; lat. s. u.); c) im Aor., 1) Aktiv, α) Indic.: ἀποδοκιμάζειν (Jer. 14, 19; lat. s. u.), πολεμεῖν (Jud. 11, 25), ἀπατᾶν, ἀθετεῖν, παροργίζειν (2. Sam. 12, 14), μισεῖν (Jud. 15, 2), ἁγιάζειν (Jud. 17, 3; lat. s. u.), ποιεῖν (Jer. 44, 25), ὑπομένειν (Ps. 40, 2) = exspectans exspectavi (V.), κακοποιεῖν (1. Chr. 21, 17), παιδεύειν (Ps. 118, 18) = castigans castigavit (V.), κλαίειν (Thren. 1, 2) = plorans ploravit (V.), θηρεύειν (Thr. 3, 52), συμβουλεύειν, συγκλείειν (Gen. 20, 18), ζητεῖν (Lev. 10, 16), ἐγείρειν (Jud. 7, 19), εὐλογεῖν (inf. vor- u. nachg.); β) Conjunct.: διορθοῦν (Jer. 7, 5), ποιεῖν (Jer. 22, 4 u. ö.) = facientes feceritis (V.), εὐλογεῖν (1. Chr. 4, 10 u. ö.) = bene-

dicens benedixeris (V.), εἰςακούειν (Jer. 17, 24), ἀνανεύειν (Ez. 22, 16), ἀλλάσσειν (Lev. 27, 10), διδόναι (Jud. 11, 30), ἀπαγγέλλειν (Jud. 14, 12 u. ö.), ἐπιβλέπειν (1. Sam. 1, 11; lat. s. u.), γιγνώσκειν (1. Sam. 20, 9), ἐπιστρέφειν (2. Sam. 15, 8 u. ö.), ἐκπηδᾶν (1. Reg. 20, 39); γ) Optat.: ἱστάναι (Job. 6, 2); δ) Imper.: βαστάζειν (Ruth 2, 16); 2) Passiv: παραπικραίνουσα παρεπικράνθην (Thren. 1, 20); d) im Perf.: ἀκούειν (1. Sam. 23, 10; lat. s. u.), ζηλοῦν (1. Reg. 19, 10; lat. s. u.).

B. Dasselbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Aktiv, a) im Fut., α) aktiver Form: ἀναιρεῖν (Deut. 13, 16; lat. s. u.), λέγειν (Ez. 28, 9); b) im Aor.: α) im Ind.: λέγειν (Jud. 15, 2 u. ö.); β) im Conj.: λέγειν (1. Sam. 20, 21) mit stets nachgestelltem Partizip.

C. Dasselbe Verbum mit einer Präposition zusammengesetzt: 1) im Act., a) im Fut.: ἐρωτῶντες ἐπερωτήσουσιν (2. Sam. 20, 18); b) im Aor.: α) im Ind.: ἐρωτῶν ἐπηρώτησεν (Gen. 43, 7), πορνεύοντες ἐξεπόρνευσαν (Hos. 4, 18), πτύων ἐνέπτυσεν (Num. 12, 14); β) im Conj.: σιωπῶν παρασ. (Num. 30, 15).

D. Mit weitergebildetem oder sinnverwandtem Verb: 1) im Act., a) im Fut.: ἐπαναστρέφων ἥξω (Gen. 18, 10) = revertens veniam (V.), ἀποτρέχοντες ἀπελεύσονται (Jer. 37, 9) = euntes abibunt (V.); b) im Aor.: α) im Ind.: τύπτων ἐπάταξας (2. Reg. 14, 10; lat. s. u.); β) im Conj.: ἀνθοῦσα ἐξανθήσῃ (Lev. 13, 12), δεσμεύοντες δήσωσι (Jud. 16, 11), γιγνώσκων οἶδεν (1. Sam. 20, 3); δ) im Imper.: διαβαίνων σπεῦσον (2. Sam. 17, 16).

II. Participium praesentis Medii oder Deponentis.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im gleichen Präs.: διαμαρτύρεσθαι (1. Sam. 8, 9); 2) im gleichen Fut.: κτᾶσθαι (2. Sam. 24, 24), ἀντιτάσσεσθαι (Hos. 1, 6), δύνασθαι (1. Sam. 26, 25) = potens poteris (V.),[24] ἐκδέχεσθαι, πορευομένη πορεύσεται (Jud. 4, 9), εἰςπορεύεσθαι (Jer. 36, 29; lat. s. u.); 3) im gleichen Imperf.: πορεύεσθαι (Ps. 126, 6) = ambulantes ambulabant (T.), euntes ibant (V.), δύνασθαι (2. Chr. 32, 13); 4) im gleichen Aor.: a) im Ind.: πορεύεσθαι (Jud. 9, 8), γεύεσθαι (1. Sam. 14, 43) = gustans gustavi (V.), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. s. u.),

[24]) Interessantes Beispiel dafür, daß es ein part. praes. zu posse gab.

καταισχύνεσθαι (Jer. 6, 15), γίγνεσθαι (lat. s. u.), ῥύεσθαι (2. Reg. 18, 33), μάχεσθαι (Jud. 11, 25), ἀπωθεῖσθαι (Thr. 5, 22) = proiciens reppulisti (V); b) im Conj.: ἀποκρίνεσθαι (Ez. 14, 3), λυτροῦσθαι (Lev. 27, 13), ἐπισκέπτεσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. s. u.); 5) im Perf.: αἰσχύνεσθαι (1. Sam. 27, 12; lat. s. u.).

B. Dasselbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Fut. Med.: ἐξαιρεῖσθαι (2. Reg. 18, 30 u. ö.; lat. s. u.), ἐλεύσεται ἐρχόμενος (Dan. 11, 10: inf. nachg.; lat. s. u.).

C. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Fut. Act.: ἐρχόμενοι ἥξουσιν (Ps. 126, 6) = venientes venient (T. und V.), ἐρχόμενος ἥξει (Hab. 2, 3) = veniens veniet (V.); 2) im Fut. Med.: παραγινόμενος παρέσται (1. Sam. 9, 6); 3) im Aor.: im Imper.: σαλευόμενοι μεταναστήτωσαν (Ps. 109, 10; lat. s. u.).

III. Participium praesentis Passivi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Fut. Pass.: παραδίδοσθαι (Jer. 38, 3; lat. s. u.), κατασκάπτεσθαι (Jer. 51, 58), ἀνοίγεσθαι (Nah. 3, 13), ξηραίνεσθαι (Sach. 11, 17), ἐκτυφλοῦσθαι (ib.; lat. s. u.), συνάγεσθαι (Mich. 2, 12 u. ö.), μιαίνεσθαι, τήκεσθαι (2. Sam. 17, 10), αἰχμαλωτεύεσθαι (Am. 5, 5; lat. s. u.); 2) im Aor. Pass.: a) im Conj.: ἀθωῶσθαι (Jer. 49, 12).

IV. Participium aoristi Activi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Ind.: ἀναιρεῖν (Jer. 26, 19), ὁρᾶν (Ex. 3, 7) = videns vidi (Jr.), ὁρκίζειν (1. Sam. 14, 28); β) Conj.: ἐσθίειν (Lev. 7, 18), περιαιρεῖν (Num. 30, 13), μανθάνειν (Jer. 12, 16; lat. s. u.), ἐξέρχεσθαι (Jer. 38, 17; lat. s. u.), καθίζειν (Jer. 42, 10; lat. s. u.); γ) Imper.: ἐμμένειν (Jer. 44, 25); b) Fut.: πίπτειν (Esth. 6, 13), πατάξας πατάξω (2. Reg. 6, 21); 2) im Med., a) im Fut.: γιγνώσκειν (Jer. 13, 12 u. ö.) = scientes scietis (V.), ἀναβαίνειν (Num. 13, 30), πίνειν (Jer. 25, 28) = bibentes bibetis (V.).

B. Mit stammverwandtem Verb im Fut. Med.: ἔρχεσθαι (Gen. 37, 10), ἐξέρχεσθαι (2. Sam. 18, 2), καθίζειν (1. Sam. 20, 5).

C. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Conj.: μεταβαλοῦσα μεταπέσῃ (Lev. 7, 18), κεκράξαντες καταβοήσωσι (Ex. 22, 22; lat. s. u.); b) Fut.: ἀποστρέψας ἀποδώσεις (Ex. 23, 4 u. ö.); c) Perf.: ἰδόντες ἑωράκαμεν (Gen. 26, 28).

V. Participium aoristi Medii.

A. Mit demselben Verb a) im gleichen Aor., α) Conj.: γίγνεσθαι (Num. 30, 7).

B. Mit sinnverwandtem Verb a) im Fut.: γενόμενος ἔσται (Jer. 42, 19); b) im Aor.: παραγενόμενος εἰσέλθῃ (Lev. 13, 7).

VI. Participium aoristi Passivi bezw. Depon.

A. Mit demselben Verb 1) im Passiv, a) Aor., α) Ind.: ἀποκαλύπτεσθαι (1. Sam. 2, 27); β) Conj.: ἀποστραφέντες ἀποστραφῆτε (1. Reg. 9, 6).

B. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) Aor., α) Conj.: ἀποκριθεὶς εἴπῃ (Ex. 21, 5); 2) im Passiv, a) Aor., α) Ind.: ὠσθεὶς ἀνετράπην (Ps. 118, 13).

Es mag auffällig erscheinen, daß das Lateinische, wenn es doch nun einmal diese Übertragung übernahm, sie nicht mehr verwendete, als es nach den im Vorausgehenden schon mit angegebenen Beispielen der Fall gewesen zu sein scheint. Der Gebrauch war in der That ein etwas ausgedehnterer. So giebt uns T. und C. in Deut. 13, 9 nach den LXX noch annuntians annuntiabis, wo im Hebräischen zwar die Konstruktion, aber nicht die Bedeutung stimmt; C. in Deut. 7, 13: veniens venit, in Jer. 10, 5: tollentes tollunt, in Dan. 7, 13: veniens venit ohne LXX. Über das Verhältnis des Hieronymus zur Itala sei hier gleich darauf aufmerksam gemacht, daß sich mit Ausnahme von multiplicans multiplicabo sonst keines der angeführten Beispiele im Pentateuch des Hieronymus befindet und die anderen auch hier alle der vorhieronymianischen Übersetzung zufallen. Daß Hieronymus der Verbindung, auch ohne hebräische oder griechische Vorlage, sonst nicht ausweicht, zeigt 2. Sam. 15, 8, wo sein vovens vovit = nedĕr nadăr = εὐχὴν εὔξατο, vergl. auch Hab. 3, 9.

Einige Beispiele aus Hieronymus für die Verbindung von Partizip mit gleichstämmigem Verb wurden oben deshalb nicht aufgeführt, weil sie an der betreffenden Stelle kein Analogon in der griechischen Übersetzung haben, sondern da durch Substantiv mit gleichstämmigem Verb ausgedrückt waren. Dies sind 1) (Akkusativ und Verb) Jer. 31, 17: audiens audivi, 2) (Dativ und Verb) Jer. 9, 3 (4): supplantans supplantavi, Job. 27, 22: fugiens

fugiet, Ex. 3, 16: visitans visitavi, Thren. 1, 2: plorans ploravit, Jes. 61, 10: gaudens gaudebo.

In anderen Beispielen haben die LXX entweder die einfache oder eine ganz andere Übersetzung; so 1. Sam. 2, 30: loquens locutus sum, Ez. 31, 11: faciens faciet, 1. Reg. 8, 13: aedificans aedificavi, Jes. 22, 18: coronans coronabit, Jer. 13, 17: plorans plorabit, Jes. 30, 19: miserans miserebitur, Jer. 8, 13 und Zeph. 1, 2: congregans congregabo, Jer. 11, 7: contestans contestatus sum, Jer. 49, 12: bibentes bibent, Jer. 25, 30: rugiens rugiet, Ez. 3, 21 (18, 9): vivens vivet, Ez. 44, 20: tondentes attondent, Am. 9, 8: contereus non conteram.

Wo das verb. fin. durch das Passiv auszudrücken war, verbot sich im Lateinischen diese Übertragung wegen Mangels eines part. praes. pass. von selbst; es mußte dafür das part. praes. zu einem anderen Verbum, und zwar im Aktivum, gesucht werden. So in Sach. 11, 17: tenebrescens obscurabitur, Ps. 109, 10: nutantes transferantur; statt des part. tritt wohl auch ein entsprechendes Adjektiv ein, wie in captiva ducetur (Am. 5, 5) vergl. mit festinus veniet in Jer. 36, 29 und captiva migrabit (Am. 7, 17). Nicht minder hinderlich war auch der Mangel eines part. praet. im Aktiv.

In den meisten Fällen ist es aber gewiß der Widerwille gegen die Assimilation, welche den Hieronymus die Verbindung von Partizip mit gleichstämmigem Verb vermeiden lehrt; so in dicens loqueris, respiciens videris (1. Sam. 1, 11), respiciens requisierit (1. Sam. 20, 6), tradens dabo (2. Sam. 5, 19), disrumpens scindam (1. Reg. 11, 11), percutiens invaluisti (2. Reg. 14, 19), eruens liberabo (2. Reg 18, 30 u. ö.), proiciens abiecisti (Jer. 14, 19), tollam portans (Jer. 23, 39; LXX dat.) und portata tollentur (Jer. 10, 5: s. o.), quiescentes manseritis (Jer. 42, 10), reddens retribuet (Jer. 51, 56; LXX dat.), peccavit delinquens (Ez. 25, 12: inf. nachg.), effloruerit discurrens (Lev. 13, 12), scito praenoscens (Gen. 15, 13), comedetis vescentes (Joel 2, 26), succensae comburentur (2. Sam. 23, 7), nudans spoliavit (Joel 1, 7); vergl. retractat cogitans (2. Sam: 14,14).

Aus der vorhieronymianischen Übersetzung gehören hierher: vociferantes exclamaverint (Ex. 22, 22 bei C.), delinquens peccet (1. Sam. 2, 25: ohne hebr. Vorlage).

In einigen Fällen ist hier wie dort die eigentliche Bedeutung der Struktur deshalb kaum noch zu erkennen; so in eruditi didicerint (Jer. 12, 16), mundans non faciet innocentem (Nah. 1, 3), adducam te revertentem (Gen. 46, 4), meditantes gememus (Jes. 59, 11), profectus exieris (Jer. 38, 17), impulsus eversus sum (Ps. 118, 13), quasi parturiens dolebit (Ez. 30, 16); requiescens accubuisti (Gen. 49, 9 V., obdormisti C.), vergl. mit recubans requievit (Num. 24, 17 bei C.: ohne hebr. Vorlage; ähnl. 24, 9 bei V.).

IV. Dafür hat das Lateinische eine Übertragung versucht, welche dem Griechen zu bilden unmöglich war. Es drückte nämlich den ersten Bestandteil unserer Struktur auch durch den Ablativ des Gerundiums desselben oder eines ähnlichen Verbs aus. Ging man hierbei von dem hebräischen Infinitiv aus, so mochte dem Lateiner das Gerundium als substantivisches Verbalnomen an sich schon einen besseren Ersatz für ihn zu bieten scheinen als das adjektivische Verbalnomen; ferner konnte durch das Gerundium wegen seiner Flexionsfähigkeit die (modale) Verstärkung des Verbalbegriffs einerseits deutlicher zum Ausdruck gelangen, als durch den flexionslosen Infinitiv (s. o.) oder durch das hier nur im Nominativ brauchbare Partizip; andererseits konnte hierdurch aber doch auch verhütet werden, die enge Verbindung des ersten Bestandteils mit dem zweiten unserer Struktur in dem Sinne als eine rein adverbiale Nebenbestimmung aufzufassen, wie es selbst bei einem mit dem Verb gleichstämmigen Substantiv nur allzu oft kaum zu vermeiden war (s. o.). Ging man aber von dem in der griechischen Übersetzung dafür angewendeten Partizip aus, so war dessen Wiedergabe durch das Gerundium insofern schon angebahnt, als „seit der Augusteischen Periode der Ablativ des Gerundiums oft statt des Participii praesentis gebraucht wird“:[25]) ein Gebrauch,

[25]) Kühner, Lat. Grammatik II, S. 564. Besonders belehrend ist hier Liv. 8. 17, 1 populando pervenerunt, vergl. mit 3. 26, 1 infesta populatione venit; auf S. 562 das ciceronianische incipiendo refugi (Att. 4. 6, 3) und die Verbindung von Abl. Ger. und Part. durch kopulative Partikeln, z. B.

der auch in den von Hieronymus ganz unberührt gelassenen Büchern der lateinischen Übersetzung des Alten Testaments überraschend und häufig genug auftritt.

So finden sie sich denn auch in den verglichenen vorhieronymianischen Übersetzungen (s. o.) mehrere Male: bei Cyprian in 1. Reg. 19, 10: aemulando aemulatus sum = zelo zelatus sum bei Hieronymus (s. o.); bei Cyprian in 1. Sam. 2, 25: delinquendo peccet, wo das hebräische Original nur jĕcĕṭā, die LXX aber ἁμαρτάνων ἁμαρτάνῃ hat — Hieronymus, aus dem Hebräischen direkt übersetzend, bietet nur peccaverit —; bei Justin in Deut. 31, 18: avertendo avertam = ἀποστροφῇ ἀποστρέψω, was Hieronymus durch abscondam et celabo wiedergegeben hat; bei Irenäus in Hos. 1, 2: fornicando fornicabitur, wo Hieronymus fornicans f. bietet. Hieronymus ist also in den von ihm aus dem Hebräischen übersetzten Büchern dieser Übertragung ausgewichen, wo er konnte, und hat, was für den Puristen und die Verständlichkeit der Übertragung zu seiner Zeit bezeichnend genug ist, das Partizip hierbei immerhin noch für besser gehalten als das Gerundium. Wenn er dieses trotzdem einmal auch bietet, so ist es ihm wohl nur mehr in Erinnerung an die frühere Übersetzungsweise entschlüpft; denn wollte man annehmen, daß er, vom Griechischen beeinflußt, dessen part. praes. pass. so am besten ausdrücken zu können meinte, so müßte man sich nur wundern, daß er dies in allen anderen Fällen, wo es sich um ein Passiv handelte, unterlassen hätte. Das eine Beispiel steht in Jer. 38, 3: tradendo tradetur = παραδιδομένη παραδοθήσεται. Will man als Grund für das sonst gänzliche Fehlen dieser Übertragung bei ihm nicht eine sprachliche Abneigung gegen sie überhaupt gelten lassen, so würde als nächster wieder der bezeichnet werden müssen, daß auch durch diesen substantivischen Ablativ die Einheit der Anschauung und die Geschlossenheit des Begriffs im Original gefährdet erschien.

V. Da es sich im hebräischen Original um die Zusammenstellung gleichstämmiger Formen handelt, so muß auch die Ver-

---

Tac. A. 15, 38: in edita assurgens et rursus inferiora populando, anteiit etc. — Vergl. auch Kühner, Griech. Gramm. [2] II, § 485, 2.

bindung eines gleichstämmigen Adjektivs oder Adverbs mit der finiten Verbalform als ein Versuch bezeichnet werden, der Bedeutung, welche unsere Struktur im Original besitzt, nach Kräften gerecht zu werden. Soweit es sich hierbei um gleichstämmige oder in der Bedeutung verwandte Adjektive handelt, sind die wenigen Fälle schon oben gestreift worden: Jer. 46, 28 ἀθῷον οὐκ ἀθωώσω σε; Nah. 1, 3 ἀ. οὐκ ἀθωώσει σε = mundans non faciet innocentem (V.), wo f. i. soviel ist wie mundabit; Jer. 36, 29 bô'h jabô'h = festinus veniet (s. o.); Am. 5, 5 galo jiglae = captiva ducetur (s. o.), hierzu tritt als neu nur noch Jes. 54, 15 gôr jagûr = προσήλυτοι προςελεύσονται und Num. 13, 30 jakol nûkäl = δυνατοὶ δυνησόμεθα.

Nicht zahlreicher sind die Beispiele für die Verbindung gleichstämmiger oder gleichbedeutender Adverbien mit ihren Verben; so Ex. 15, 1 u. 21: ga'ho ga'ha = ἐνδόξως δεδόξασται = gloriose magnificatus est; Num. 22, 17: kăbbed 'hakăbbaedəka = ἐντίμως τιμήσω σε = decreveram magnifice honorare te; Prov. 23, 1: bîn tabîn = νοητῶς νόει = diligenter attende; Prov. 27, 23: jadoă'h tedă'h = γνωστῶς ἐπιγνώσῃ = diligenter agnosce; 2. Reg. 5, 11: jeçē jaçō = πάντως ἐξελεύσεται.

VI. Mit dem vorgeführten Material sind, abgesehen von einer am Schluß noch besonders zu besprechenden Übertragung, die Fälle erschöpft, wo im Griechischen oder Lateinischen der hebräische inf. abs. und verb. fin. durch gleichstämmiges Nomen, Partizip oder Adverb und verb. fin. ausgedrückt ist. Sie verteilen sich in folgender Weise: von 451 Einzelfällen ist der Akkusativ im Griechischen 23 mal, im Lateinischen 6 mal, der Dativ im Gr. 123 mal, der Ablativ im Lat. 67 mal, das Partizip im Gr. 171 mal, im Lat. 89 mal, das Adjektiv im Gr. 3 mal, im Lat. 2 mal, das Adverb im Gr. 5 mal, im Lat. 4 mal mit seinem verb. fin. verbunden. Das Griechische hat also unsere Struktur 325 mal, das Lateinische nur 168 mal durch gleichstämmige oder gleichbedeutende Verbindung auszudrücken versucht.

Der griechische Akkusativ ist im Lateinischen 4 mal durch den Akkusativ, 1 mal (V.) durch den Ablativ, 5 mal (V.) durch das Partizip ausgedrückt; der griechische Dativ erscheint als Ablativ

10 mal in der sogenannten Itala, 38 mal in der Vulgata, als Partizip 1 mal in der J., 8 mal in der V., als Gerundium 1 mal in der J.; das griechische Partizip erscheint als Partizip 11 mal in der J., 42 mal in der V., als Akkusativ 2 mal in der V., als Ablativ 1 mal in der J., 12 mal in der V., als Gerundium 3 mal in der J., 1 mal in der V.; über Adjektiv und Adverb s. o. Unabhängig vom Griechischen hat das Lateinische den Ablativ in 5 Fällen (V.), das Partizip 1 mal in der J., 21 mal in der V.

In beiden Sprachen hat also das Partizip den Löwenanteil an der Übertragung bekommen. Das ist für das Lateinische um so wichtiger, als eine solche Verbindung in der außerbiblischen Sprache etwas ganz Unerhörtes war. Sie muß also doch auch dem Hieronymus, wenn wir bedenken, daß seinen 76 Beispielen hierfür nur 55 für den Ablativ gegenüberstehen, nicht nur als eine richtigere, sondern auch als eine bessere Übertragung erschienen sein als die letztere, für deren etwaige Bevorzugung er sich doch auf das Vorbild der klassischen Latinität hätte berufen können. Daß er aber auch die Übertragung mit dem Partizip nicht für gut lateinisch hielt, mag daraus hervorgehen, daß er sie im Pentateuch so gut wie gar nicht (s. o.) aufkommen ließ, obgleich auf diesen 178 von den 451 besprochenen Einzelfällen entfallen.[26]) Der Mangel von etwas Ähnlichem in den romanischen Sprachen zeigt, daß sie auch in der Volkssprache nicht heimisch gewesen sein kann.

Ziehen wir von den 126 Einzelfällen, die nach Obenstehendem in der LXX nicht durch gleichstämmige oder gleichbedeutende Verbindung ausgedrückt sind, 12 ab, wo die LXX eine Übertragung nicht einmal versucht, so würden wir nun fragen müssen: wie hat nun die griechische Übersetzung unsere Struktur in den übrigen 114 Fällen wiedergegeben? und wie die lateinische in den anderen 283 Fällen?

---

[26]) Man wird also, wenn Ähnliches sich bei Vergleichung der Übersetzung anderer Eigentümlichkeiten zeigen sollte, unterscheiden müssen Vu^1 = von H. unberührte, Vu^2 = von H. revidierte, Vu^3 = von H. mit Anlehnung an die LXX aus dem Hebräischen übersetzte, Vu^4 = von H. ohne solche, also aus dem Hebr. direkt übersetzte Bücher des A. T. — Ein vovens vovit (s. o.) weist also 2. Sam. der Vu^2 zu.

Aus Rücksicht auf den Raum sollen bei Beantwortung dieser Frage nur die allgemeinen Gesichtspunkte berücksichtigt und nicht alle Beispiele im einzelnen vorgeführt werden.

Das (Griechische und) Lateinische drückt die in unserer Struktur liegende Verstärkung des Verbalbegriffes aus: 1) durch Komposition wie in εἰσακούειν = oboedire (V.: Deut. 11, 13), exaudire (C.: Ex. 22, 22), ἀνταποθανεῖσθαι (Ex. 22, 2), pertransire (Ex. 23, 5), praevalere (2. Chr. 32, 13), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 28), ἀνταποδιδόναι (Jer. 51, 56), adiurare (Ex. 13, 19);[27]) 2) durch Adverbien und adverbielle Ausdrücke: σκληρῶς ἀποκριθῆναι (1. Sam. 20, 7). Diese Art ist namentlich im Lateinischen, und zwar in der Vulgata, angewendet worden: Hieronymus zeigt sich auch da wieder als feinen Übersetzer, dem es mehr darauf ankommt, daß seine Übersetzung sinngemäß, als daß sie wortgemäß sei. So sieht er in dieser Verbindung ausgedrückt die Begriffe: schnell (cito perire in Deut. 4, 26); sofort (statim reddere Deut. 24, 13; 13, 16; extemplo contradicere Num. 30, 13); unverzüglich (absque dilatione transgredi 2. Sam. 17, 16); sorglich (proicere de industria Ruth 2, 16; diligenter attendere Prov. 23, 1); offen (aperte revelari 1. Sam. 2, 27); gewiß, sicher (certe cognoscere 1. Sam. 20, 9; profecto venire 1. Reg. 13, 32; absque dubio comprehendere 1. Sam. 30, 8; sine ambiguitate venire 1. Sam. 9, 6; procul dubio annuntiare 1. Sam. 22, 22; certissime regnare 1. Sam. 24, 21; vere compleri Jer. 44, 29); unweigerlich (absque retractatione mori 1. Sam. 14, 39); heftig, dringend (instantius persequi Jud. 20, 39; rogare obnixe 1. Sam. 20, 28); völlig (omnia disperire[28]) Deut. 8, 19; percutere ad interitum Deut. 7, 2); öfter (rursum inquit 2. Sam. 20, 18); reichlich (largiter flens 1. Sam. 1, 10); 3) durch zwei

---

[27]) Die früheren Beispiele zeigen, daß diese und die folgende Art der Übertragung mit der gleichstämmigen verbunden sein kann. — Die Komposition kann auch durch asyndetische Doppelsetzung desselben Verbs vertreten sein, wie in Jer. 6, 9: καλαμᾶσθε, καλαμᾶσθε und in Job. 13, 17: ἀκούσατε, ἀκούσατε (vergl. unser „hört, hört!"); vergl. das Lat. in 2. Sam. 20, 18: qui interrogant, interrogent = interrogantes i.

[28]) S. Wölfflin, Archiv u. s. w. VIII, 2, S. 243.

verschiedene Verba, mit et verbunden: abscondam et celabo (V. in Deut. 31, 18), fugiam et salver (V. in 1. Sam. 27, 1), abbreviata et parvula est facta (V. in Jes. 50, 2), καταλειφθῇ καὶ εὑρεθῇ (V. in Ex. 22, 3), scitote et cognoscite (V. in Jer. 26, 15), consecravi et vovi (V. in Jud. 17, 3), jurgatus sit et pugnaverit (V. in Jud. 11, 25); das Lat. allein: 4) durch zwei Sätze: obsecro te ut dimittas me (V. in 1. Reg. 11, 22), obsecro ut interficias me (V. in Num. 11, 15), andite quaeso[29]) (V. in Job. 13, 17 und 21, 2);[30]) 5) durch modale Hilfsverben wie posse, debere, solere (dieses in 1. Sam. 20, 5 durch ex more verstärkt), pati, compellere (Ex. 11, 1); 6) durch sonstige Umschreibungen, wie V. in Deut. 7, 26: quasi spurcitiam detestaberis et velut inquinamentum ac sordes abominationi habebis; V. in 1. Sam. 12, 25: perseveraveritis in malitia; V. in Jud. 21, 5: grandi iuramento se obstrinxerant; V. in Gen. 43, 3: denuntiavit sub attestatione iurisiurandi; V. in Ex. 18, 18: stulto labore consumeris; V. in 1. Sam. 27, 12: multa mala operatus est; V. in Jer. 30, 11: non faciam in consummationem. Die meisten der hier von 1—3 ohne Beigabe des Griechischen vorgeführten Beispiele sind in der LXX mit Partizip, eine geringere Anzahl mit Dativ wiedergegeben und für das Griechische in beiden Fällen schon oben belegt worden.[31])

Als Resultat muß also bezeichnet werden, daß nur das Griechische sich bewußt war, so glücklich zu sein, in der Verbindung von Partizip und Verb eine der hebräischen adäquate Ausdrucksweise zu besitzen. Dagegen hat das Lateinische, indem es sich mit allen Kräften um eine solche abmühte, deren Eintönigkeit überwunden und durch den mit diesem Suchen zusammenhängenden Wechsel im Ausdruck die Darstellung in angenehmer Weise belebt:

[29]) quaeso ist also nicht schon mit Seneka abgestorben; s. ebenda I, 1, S. 47.

[30]) Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß die vorhieronymianische Übersetzung über die Bedeutung der Verbindung von part. und Verb sich nicht klar war, giebt Cyprian, welcher Jer. 15, 18: γινομένη ἐγενήθη wiedergiebt mit: dum fit, facta est.

[31]) Die wenigen noch übrig bleibenden Beispiele bieten das einfache Verbum dar oder beruhen auf anderen Lesarten im hebr. Urtext.

einem fortwährenden audiens audit gegenüber wirkt der Wechsel wahrhaft erfrischend, wie er vorliegt in auditionem, auditu, auditione, aure, audiens und audiendo audit, exaudit, oboedit, attente audit u. s. w.

VII. Von besonderem Interesse, auch für Neuphilologen, ist noch der nach dem verb. fin. gestellte inf. abs. in zusammengesetzter Verbindung (s. o.), namentlich wenn „der Begriff der längeren Fortdauer durch das Verbum haläk (πορεύεσθαι) mit seinem inf. abs. — oder auch durch den letzteren allein — ausgedrückt wird, und zwar nicht bloß da, wo die eigentliche Bedeutung (gehen, schreiten) angenommen werden kann, sondern auch in den Fällen, wo haläk in der Bedeutung fortgehen, fortdauern lediglich zur Umschreibung eines Adverbs dient. Die Handlung selbst wird in einem zweiten inf. absol., bisweilen auch in einem Partizip oder Adjektivum verbale beigefügt". (Gesenius-Kautzsch a. a. O. S. 330 f.)

In diesem Falle ist der letztere Infinitiv im Griechischen und Lateinischen fast stets[32] mit dem Partizip wiedergegeben: zweimal (Jer. 12, 17 und Jes. 19, 22) erscheint in beiden Sprachen dafür der Dativ beziehungsweise Ablativ (s. o.); öfter das verb. fin., und zwar im Griech. und Lat. in Joel 2, 26: φάγεσθε ἐσθίοντες καὶ ἐμπλησθήσεσθε = comedetis vescentes et saturabimini, 1. Reg. 20, 37: ἐπάταξεν πατάξας καὶ συνέτριψεν = percussit et vulneravit; im Griech. allein in Jos. 6, 13 (εἰςεπορεύοντο, ἐσάλπισαν ταῖς σάλπιγξι), 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), Jes. 31, 5 (ὑπερασπιεῖ καὶ ἐξελεῖται καὶ περιποιήσεται καὶ σώσει), Jer. 7, 13 (ἐλάλησα ὄρθρου καὶ ἐκάλεσα), Jer. 7, 25 (ἐξαπέστειλα ὄ. καὶ ἀπέστειλα), Jer. 26, 5 (ἀποστέλλω ὄ. κ. ἀ.), Jer. 35, 14 f. (ἐλ. ὄ. κ. ἀ.), Jer. 41, 6 (ἐπορεύοντο καὶ ἔκλαιον); im Lat. allein in Gen. 8, 7 (egrediebatur et non revertebatur = ἐξελθὼν οὐκ ἀνέστρεψεν). Wie in dieser Stelle, so haben auch in den vorhergehenden Lat. und Griech. ihre Rollen vertauscht. Denn V. hat in Jos. 6, 13 praecedebant-ambulantes et clangentes, 1. Sam. 6, 12 ibant-pergentes et mugientes, Jes. 31, 5

[32]) Z. B. 2. Sam. 3, 16. 5, 10. 15, 30. 16, 5. 13; 2. Chr. 36, 15; Jer. 25, 3 f.

proteget-protegens et liberans, transiens et salvans, Jer. 7, 13 u. 35, 14 locutus sum-mane consurgens et loquens, Jer. 7, 25 u. 35, 15 misi-consurgens diluculo et mittens, Jer. 26, 5 m. c. et dirigens, Jer. 41, 6 incedens et plorans ibat (s. u.).

In den gesperrt gedruckten Stellen hat Hieronymus genauer und richtiger übersetzt, als die LXX; denn er hat den dort nach văjjelĕk bezw. väjjelǝkû stehenden inf. abs. halôk auch hier durch das part. praes. eines Zeitworts der Bewegung ausgedrückt. Das thun die LXX sonst auch, und zwar so, daß sie diese zwei Verbalformen durch ἐπορεύετο πορευόμενος (Jud. 14, 9; 1. Sam. 14, 19; 2. Sam. 16, 13; 18, 25) bezw. διέπ. π. (2. Sam. 5, 10), ἐπορεύθη π. (2. Sam. 13, 19) und πορεύσονται βαδίζοντες (Jer. 50, 4) wiedergeben. Ihre Übertragung des zweiten Infinitivs ist in diesen Stellen wieder eine doppelte; sie erfolgt: a) durch das Partizip wie in Jud. 14, 9 (καὶ ἐσθίων), 2. Sam. 16, 13 (καὶ καταρώμενος καὶ λιθάζων ἐν λίθοις), ib. 18, 25 (καὶ ἐγγίζων), ib. 13, 19 (καὶ κράζουσα), ib. 5, 10 (καὶ μεγαλυνόμενος), καὶ κλαίοντες (Jer. 50, 4); b) durch das verb. fin., wie in 1. Sam. 14, 19 (καὶ ἐπλήθυνε). Aber ihre Stellung zu dieser Struktur war noch viel mannigfaltiger: c) sie unterdrücken den ersten inf. abs. (halôk), wie in 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), 2. Sam. 3, 16 (ἐπορεύετο κλαίων = sequebatur plorans); d) sie unterdrücken das davorstehende verb. fin. (văjjelĕk), wie in Gen. 26, 13 προβαίνων μείζων ἐγένετο); e) sie unterdrücken den zweiten Infinitiv, d. h. den mit dem verb. fin. gleichstämmigen, und ziehen ihn mit diesem zu einem Begriffe zusammen, wie in Gen. 12, 9 (πορευθεὶς ἐστρατοπέδευσεν) und wohl auch Gen. 8, 3 (ἐνεδίδου τὸ ὕδωρ πορευόμενον ἀπὸ τῆς γῆς); f) wo das Verbum halăk überhaupt nicht inbetracht kommt, werden gern beide Infinitive durch Partizip wiedergegeben, so noch[33]) in 2. Chr. 36, 15 (ἐξαπέστειλε ὀρθρίζων καὶ ἀποστέλλων = mittebat de nocte consurgens et commonens, vergl. Jer. 25, 4: ἀπέστελλεν ὄρθρου (NB.) ἀποστέλλων = misit cons. diluculo mittensque, ebenso die Vulgata selbständig in Jer. 29, 19), Jer. 25, 3 (ἐλάλησα ὀρθρίζων καὶ λέγων = locutus sum

[33]) Außer den bereits oben angeführten Stellen.

de nocte cons. et loquens), 2. Sam. 16, 5 (ἐξῆλθεν ἐκπορευόμενος καὶ καταρώμενος = procedebat egrediens et maledicebat (NB.), mit Verstärkung durch ähnliche Begriffe in 2. Sam. 15, 30 (ἀνέβαινεν ἐν τῇ ἀναβάσει ἀναβαίνων καὶ κλαίων = porro ascendebat scandens et flens).

Bei den mit halăk als verb. fin. (oder vorangestelltem Partizip) gebildeten Verbindungen weist auch die Vulgata verschiedene Arten der Übertragung auf: 1) Sie drückt beide Infinitive aus, und zwar a) beide durch Partizipien, so in Gen. 26, 13 (ibat proficiscens atque succrescens), Jos. 6, 13 (s. o.), 1. Sam. 6, 12 (s. o.), 2. Sam. 5, 10 (ingrediebatur proficiens atque succrescens), 2. Sam. 13, 19 (ibat ingrediens et clamans), Jer. 50, 4; b) sie drückt den ersten durch das Partizip, den zweiten durch ein verb. fin. aus, so in 2. Reg. 2, 11 (cumque pergerent et incedentes sermocinarentur), 1. Sam. 19, 23 (ambulabat ingrediens et prophetabat = ἐπορεύετο προφητεύων); c) sie drückt den ersten durch eine adverbiale Bestimmung, den zweiten durch Zusammenziehung mit dem Hauptverb aus, so in Jud. 14, 9 comedebat in via); 2) sie unterdrückt den ersten (= πορευόμενος), so in 2. Sam. 16, 13 (gradiebatur maledicens et mittens lapides), ib. 18, 25 (properante (mit Zusammenziehung) illo et accedente propius) vergl. auch 2. Sam. 3, 16; ferner 1. Sam. 14, 19 (crescebatque paulatim (mit adverbialer Bestimmung) et clarius resonabat.

Die mit anderen finiten Verben der Bewegung oder sonstiger Begriffe gebildeten Verbindungen dieser Art sind in der Vulgata fast nur so wiedergegeben, daß den Infinitiven fast ebensoviele Partizipien entsprechen. Zu den bereits vorgeführten Beispielen sind noch nachzutragen: Gen. 8, 3 (reversae sunt euntes et redeuntes), ib. 12, 9 (perrexit videns et progrediens), proficiebatque David vadens et crescens (1. Chr. 11, 9).

Wenn oben gesagt wurde, daß die Übertragung dieser letzteren Verbindung auch für Neuphilologen von Interesse sei, so denke ich an aller mit sogenanntem gerundivischen Partizip (Mätzner) oder gar Gerundium (Lücking), „wobei jenes Verb in allgemeiner Weise die werdende oder fortschreitende Thätigkeit bezeichnet, als deren nähere Bestimmung das Partizip zu fassen ist,

welches der Form nach nur eine damit gleichzeitige Thätigkeit bezeichnet".[34]) Man ist gewohnt, wegen der öfteren Verbindung durch en diese verbale Nominalform in der aus dem Obenstehenden ersichtlichen Weise zu bezeichnen; das kann aber, wenn überhaupt die lateinische Bibel- und Kirchensprache irgend welchen Einfluß auf die Entwickelung der romanischen Sprachen gehabt haben soll, nicht richtig sein. Vielmehr muß nach dem Vorausgehenden wenigstens die ohne en gebrauchte französische Nominalform des Verbs als participe présent bezeichnet werden. Wie en in diese Verbindung, in der es völlig bedeutungslos ist, gekommen ist, würde noch zu untersuchen sein. Ist die in Rede stehende Form Partizip, dann könnte en das in essentiae mit diesem sein.[35]) Soviel aber darf als sicher angenommen werden, daß die Verbindung von aller mit einer solchen verbalen Nominalform auf das Bibel- und Kirchenlatein zurückzuführen ist, da das außerbiblische Latein kein Analogon dafür bietet. Ob en für die Übertragung dieser Verbindung nötig war, darauf mag eine Vergleichung der in Rede stehenden Beispiele selbst die Antwort geben: 1) mit anderen Verben als aller a) ohne en: il sortit allant et revenant (Gen. 8, 7), il partit marchant et s'avançant (Gen. 12, 9); b) mit en: il continua son chemin en mangeant (Jud. 14, 9), tenant toujours le même chemin en marchant et mugissant (1. Sam. 6, 12), ils marchaient en parlant (2. Reg. 2, 11); 2) mit aller bezw. s'en aller, a) ohne en: elle s'en allait criant (2. Sam. 13, 19), il s'en alla pleurant continuellement (2. Sam. 3, 16), Samuel alla croissant (1. Sam. 2, 26); b) mit en: il allait toujours en augmentant (Gen. 26, 13), il allait toujours en avançant et en croissant (2. Sam. 5, 10). Ein Vergleich beider Beispiele mit croître, auch des berühmten le mal va(toujours) croissant zeigt die Bedeutungslosigkeit des en! Wenn übrigens Mätzner sagt: „Den Begriff einer Steigerung wie in aller croissant etc. gewährt vielmehr der Thätigkeitsbegriff des Partizips als die Verbindung desselben mit aller", so ist das ja in diesem Falle von der Bedeutung des Verbs aus richtig; aber wenn einer in dem

[34]) Mätzner, Französ. Grammatik § 154, 4.

[35]) Daß dieses auch der Vulgata nicht fremd war, dafür vergl. Ex. 6, 3.

durch dieses ausgedrückten Zustand immer weitergeht, fortschreitet, so muß diese Zuständlichkeit doch auch dadurch eine Steigerung erfahren.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Ziehen, Gymnasiallehrer, hier;

„ Dr. ph. O. Liermann, Gymnasiallehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer A. Caumont, als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner, als Schriftführer Herrn Oberlehrer Zander.

Am 26. Oktober sprach Herr Oberlehrer Dr. Banner über „Die Syntax des Französischen als ein Produkt seiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes."

In der Sitzung vom 30. November wurde ein Aufsatz des Herrn Dr. Wasserzieher „Über die Gründe der Sprachänderungen" verlesen.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Syntax des Französischen als ein Produkt seiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes von Herrn Dr. Banner.

Die Stellung der Satzglieder im Französischen zu einander betrachten heißt im Grunde genommen nichts wesentlich anderes, als die Stellung von Subjekt und Akkusativ-Objekt im Satze beleuchten. Unverrückbar als Angelpunkt des französischen Satzgefüges steht das Verbum da, die übrigen Glieder gruppieren sich hauptsächlich im Hinblick auf dieses, und insbesondere Subjekt und Akkusativ-Objekt haben ihren festen Platz links und rechts von ihm:

eine Stellung, an der im großen und ganzen nicht gerüttelt werden darf, da sonst beide Satzglieder nicht mehr von einander zu unterscheiden wären. Diese wie sonst manche syntaktische Eigentümlichkeit hier ebensosehr und mehr noch als in anderen Sprachen muß ja direkt als ein Produkt der Formenlehre betrachtet werden. Denn wie der Verlust der lateinischen Flexionsfähigkeit des Nomens im Neufranzösischen zur Einstellung von Partikeln im Genitiv, im Dativ und in anderen Fällen zwang, so im Nominativ und Akkusativ zu einer bestimmten unverrückbaren Stellung:

La mère a bien accueilli la voisine.
La voisine a bien accueilli la mère.

Wie wird es nun bei der Frage? Die Muttersprache des Französischen kennzeichnet diese durch Partikeln, das Deutsche, wenn nicht bloß durch eine besondere Betonung, die dem Franzosen, nach der bei ihm herrschenden eigentümlichen Akzentuierung, nicht in gleichem Maße genehm ist, überall durch die Umstellung von Subjekt und Verbum. Das Französische hat nun zwar die Tendenz, wie das Deutsche zu verfahren; aber welche Schwierigkeiten stellen sich ihm dabei entgegen, Schwierigkeiten, die schier unüberwindlich wären, wenn nicht ein einziger Ausweg offen stände. Und das ist der Fall, wo es sich um ein verbundenes Personalpronomen als Subjekt handelt; da allein kann die die Frage kennzeichnende Umstellung von Subjekt und Verbum ohne jede Gefahr eines Mißverständnisses vorgenommen werden, weil bei dieser einen Wortklasse sich Nominativ und Akkusativ formell unterscheiden:

Comment a-t-il trouvé le menu?
Pourquoi as-tu peur?
A-t-elle un chien?

Wie ist es aber bei einem substantivischen Subjekt? Wenn wir hier von denjenigen Verben absehen, die zu ihrer Ergänzung hinter sich ein Prädikatsnomen verlangen, so können wir sagen, daß wir jedes direkt hinter dem Verbum stehende Substantiv ohne Präposition als einen Akkusativ ansehen. Es würde demnach beispielsweise die Wortfolge „a le père un chien?“ „hat den Vater ein Hund?“ oder etwas ähnlich Unsinniges bedeuten. Es bleibt somit, da, wie oben schon erwähnt, das verbundene Personal-

pronomen allein als Subjekt die Stellung hinter dem Verbum verträgt, der einzige Ausweg, das substantivische Subjekt vor dem Verbum stehen zu lassen, den interrogativen Charakter aber mit der Wiederaufnahme desselben durch das entsprechende verbundene Personalpronomen hinter dem Verbum anzudeuten: Le père a-t-il un chien? Ein gleiches gilt im allgemeinen auch für die durch ein Fragewort eingeleiteten Fragesätze und im weiteren dann für jeden in Fragestellung gegebenen Satz:

> Pourquoi ton père a-t-il un chien?
> Cet enfant est-il drôle! (als Ausruf).
> Tu as raison, dit-il alors.
> En vain ton frère a-t-il cherché des amis.
> Le roi l'eût-il voulu, il en eût été capable.

Eine solche Wiederaufnahme des Subjekts durch die nicht mißzuverstehende Form des verbundenen Personalpronomens ist nun insbesondere dann vonnöten, wenn ein substantivisches Objekt veranlaßt ist, gleich dem Subjekt vor das Verbum zu treten. Dies geschieht, sobald es entweder für sich allein als substantivisches Fragepronomen oder als ein mit einem Fragewort verbundenes Substantiv an die Spitze des Fragesatzes gestellt werden muß:

> Qui le roi a-t-il chargé de cette mission?
> Quel livre ton père a-t-il lu?
> Combien de lettres ta mère a-t-elle écrites?

Nur so auch lassen sich die Sätze „welche Nation hat diesen König besiegt" und „welche Nation hat dieser König besiegt" im Französischen ohne Umschreibung auseinanderhalten; der eine ist quelle nation a vaincu ce roi? der andere quelle nation ce roi a-t-il vaincue?

Wie nun hier das Subjekt, so wird in einem anderen Falle, wo ein substantiviertes Objekt neben dem Subjekt vor dem Verbum Platz nehmen muß, das Objekt durch eine Form des verbundenen Personalpronomens hinter dem Verbum nochmals deutlich gekennzeichnet. Dieser Fall tritt dort ein, wo in einem Satze jenes Satzglied als besonders hervorgehoben an die Spitze gesetzt wird. Nun kann der Franzose den Satz: „Deinen Brief hat mein Bruder nicht gelesen" ja zwar unter Umständen durch

eine Umschreibung wiedergeben; dem Deutschen jedoch die nachdrückliche Betonung oder die Voranstellung oder aber beides zugleich einfach nachzubilden, geht aus den schon erwähnten Gründen im Französischen eben nicht, und der Franzose kann den Gedanken nur wiedergeben durch ta lettre mon frère ne l'a pas lue. Wie unumgänglich notwendig eine solche Nachhilfe durch die Syntax bei vorhandener Formarmut ist, zeigt sich aber erst bei der Wiedergabe etwa folgender beiden deutschen Sätze, die nur durch Vertauschung von Subjekt und Objekt sich unterscheiden:

Deine Mutter hat mein Bruder nicht gegrüßt

und

Deine Mutter hat meinen Bruder nicht gegrüßt.

Auch im Deutschen ist ja das eine der beiden in Betracht kommenden Substantiva nicht fähig, seine Kasus formell zu trennen; da aber das zweite noch dazu imstande ist, kommt man mit den gewöhnlichen Mitteln aus, um die Bedeutungsunterschiede herbeizuführen. Der Franzose muß im ersten wie im zweiten Beispiel mit dem verbundenen Personalpronomen nachhelfen:

Ta mère mon frère ne l'a pas saluée.
Ta mère elle n'a pas salué mon frère.

In beiden Fällen ist das hervorzuhebende Substantiv aus dem eigentlichen Satzgefüge ausgeschieden und bedeutsam an die Spitze gestellt, das Übrige zeigt uns einen regelrecht gebauten französischen Satz.

Man darf aber nicht unterlassen, an dieser Stelle auch auf die Kehrseite der Medaille hinzuweisen. Begegnet es einmal in einem den obigen entsprechend gebauten deutschen Satze, daß beide in betracht kommende Substantiva Nominativ und Akkusativ formell nicht scheiden können, wie in:

Deine Mutter hat meine Schwester nicht gegrüßt

so verhilft auch hier, falls das eine der beiden Substantiva hervorgehoben ist, das mehrfach genannte Mittel im Französischen zum unbedingten Verständnis, falls aber keines hervorgehoben werden soll, bringt die unveränderte feste Stellung der Satzglieder die Vermeidung jedweder falschen Deutung mit sich. Hier ist es dann

das Deutsche, das nur mit besonderen, einem solchen Falle eigentümlichen Nachhilfen, ein sicheres Verständnis herbeiführen kann.

Unter den Fällen, in denen im Französischen das Objekt vor das Verbum treten muß, giebt es drei oder genauer nur zwei, wo dies unbeschadet des Verständnisses ohne weiteres auch geschehen kann: einmal tritt es ja, wie oben schon erwähnt, als substantivisches Fragepronomen oder als Substantiv in Verbindung mit einem adjektivischen oder adverbialen Fragewort an die Spitze des Satzes; da jedoch hier für die Verdeutlichung des in demselben Satze stehenden Subjekts, sobald dies substantivischer Art ist, mithin also für die Klarlegung des Objekts selbst, besondere Vorkehrungen getroffen werden müssen, so gehört dieser Fall eben nicht so ganz in die bezeichnete Rubrik. Zweitens tritt das Objekt als Relativpronomen zur Einführung eines relativen Nebensatzes an die Spitze eines solchen und es braucht in ihm keine seine Charakterisierung als Objekt unterstützende Veränderung zu verursachen, da sich Akkusativ und Nominativ formell unterscheiden. Endlich drittens darf das Objekt aus dem gleichen Grunde als verbundenes Personalpronomen ohne weiteres vor das Verbum treten, und es thut dies, weil es in seiner Unselbständigkeit (ähnlich wie ne) die proklitische Anlehnung an das Verbum finitum sucht. Wie es darum auch mit seinem wenig auffälligen Wesen sich seiner selbst entäußernd zur Verdeutlichung der sonst schwer kenntlichen Objekte seine Kräfte leiht, das ist oben gezeigt worden.

Bekannt ist das Gesetz, daß ein den Satz einleitendes Adverb keinerlei Änderung in der Wortstellung hervorruft; während also im Deutschen in diesem Falle das Subjekt hinter das Verbum tritt, muß es im Französischen seinen Platz vor diesem behalten:

Damals besiegte Friedrich der Große die Russen.
Alors Frédéric le Grand vainquit les Russes.

Der gleiche Unterschied beider Sprachen zeigt sich in der Gestaltung des Nachsatzes:

Als der Winter herannahte, verließen die Vögel das Land.
Lorsque l'hiver s'approcha, les oiseaux quittèrent le pays.

Dem mit einem Adverb beginnenden Satze entsprechend behandelt wird der durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleitete Satz,

sobald es sich in ihm um ein substantivisches nicht von einer Präposition abhängiges Objekt handelt. Die eigenartige Stellung, die wir in dem deutschen Satze:

Der Mann, dessen Kinder ich gestern gesehen habe, ist gestorben

antreffen, finden wir im Französischen durch die streng fixierte Reihenfolge der Satzglieder wiedergegeben in:

L'homme dont j'ai vu les enfants, est mort.

Handelt es sich aber in dem durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleiteten Satze um ein formell erkennbares genitivisches oder mit irgend einer anderen Präposition verbundenes Objekt, so tritt dieses ohne Schaden an die Spitze des Nebensatzes, also vor das Verbum:

Der König, dessen Wohlthaten wir uns immer erinnern werden

und

Der König, dessen Wohlthaten wir unser Glück verdanken

sind französisch:

Le roi des bienfaits duquel nous nous souviendrons toujours

und

Le roi **aux** bienfaits duquel nous devons notre bonheur.

Freilich darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Form dont als vom lateinischen deunde stammend eben ein Adverb ist und schon deshalb der Behandlung dieser sich anschließt.

Es ist von Vorteil, im Aufbau des französischen Satzes von vornherein einen Unterschied zwischen „Adverb" und „adverbialer Bestimmung" zu machen und zwar so, daß man mit „Adverb" ein einzelnes Wort, mit adverbialer Bestimmung eine Verbindung von einem Substantiv mit Artikel, Pronomen oder Präposition bezeichnet; denn in der That unterscheiden sie sich durch ihre Stellung im Satze zumeist ganz wesentlich von einander. Während es nämlich möglich, ja geboten ist, daß das Adverb unmittelbar hinter dem Verbum, bei zusammengesetzten Zeiten oft sogar hinter dem Hilfsverbum, Platz nimmt, muß die adverbiale Bestimmung in der Regel entweder noch vor dem Subjekt oder hinter allen Objektsbestimmungen des Verbums stehen, und dies wiederum nicht ohne guten Grund; denn das Adverb kann zu keinerlei Mißverständnissen führen, wohl aber die adverbiale Bestimmung. Ist diese ein Substantiv mit Artikel oder Pronomen, so kann sie unter Umständen

irrtümlich für das Subjekt oder für das direkte Objekt, ist sie ein Substantiv mit der Präposition de oder à, für ein indirektes Objekt gehalten werden. Wie ändert sich beispielsweise der Sinn in folgenden Sätzen durch die Stellung:

Il est sûr qne tous les moments de sa vie le père maudira cet hiver

und

Il est sûr que cet hiver le père maudira tous les moments de sa vie.

A la cour de ce prince je songeais toujours au printemps

und

Au printemps je songeais toujours à la cour de ce prince.

De mon temps les médecins ne savaient rien

und

Les médecins ne savaient rien de mon temps.

Und so giebt man denn dem Schüler, wenn man ihn vor Fehlern in diesem Punkt bewahren will, mit praktischem Erfolg die Regel, der adverbialen Bestimmung sich möglichst gleich am Anfang des Satzes, bezw. wo eine Konjunktion, ein Adverb oder ein Relativpronomen den Satz einleitet, sofort hinter diesem zu entledigen.

Wird einem Verbum außer einem direkten Objekt noch ein mit einer Präposition verbundenes, sagen wir — was es ja meistens ist — ein Dativobjekt hinzugefügt, so behält auch da in der Regel das erstere seinen Platz direkt hinter dem Verbum. Der Dativ wird nur in dem Falle vor das Akkusativobjekt gestellt, wenn dieses durch ausgedehnte Attribute erweitert, die schnelle Vorführung und damit die leichte Übersicht über die, vornehmlich substantivischen, Hauptelemente des Satzes aufhalten würde. Wie würde sich der Satz: **le jeune négociant offrit à mon père toutes ces marchandises, telles que des tapis, des couvertures, des bijouteries etc.** ausnehmen, wollte man das Accusativobjekt voranstellen! Oft aber rechtfertigt sich diese Stellung auch dadurch, daß andernfalls ein Mißverständnis eintreten würde. So möchte beispielsweise ein dem Akkusativobjekt folgendes zugehöriges adjektivisches Attribut, wenn mit diesem dem Dativobjekt vorangestellt, stets unweigerlich mit dem Dativ in Verbindung gebracht werden und das notwendig vielfach falsch. Unzweifelhaft den vollen damit verbundenen Sinn geben die Worte:

Le roi imposa aux ennemis des conditions trop dures

nur in dieser Stellung, nicht so in der Folge:

Le roi imposa des conditions trop dures aux ennemis;

umgekehrt giebt der Satz:

Le duc donna des lois peu agréables à l'empereur d'Allemagne

nur mit dieser Wortfolge guten Sinn, nicht mit der anderen:

Le duc donna à l'empereur d'Allemagne des lois peu agréables.

Insbesondere nun aber wird das Akkusativobjekt einem anderen nachgestellt, wenn es durch einen Relativsatz eine Ergänzung erfährt. Und hier wiederum haben wir ein syntaktisches Sondergesetz vor uns, das direkt aus einer formellen Besonderheit des Französischen hervorgegangen ist. Weil in dem landläufigen französischen Relativpronomen kein Genus und kein Numerus unterschieden werden kann, weil beispielsweise der Akkusativ que sich ebensogut auf ein Femininum wie auf ein Maskulinum, ebensowohl auf einen Plural wie auf einen Singular beziehen kann, hat sich als syntaktische Norm festsetzen müssen, das Relativpronomen stets mit demjenigen Worte in unmittelbare Berührung zu bringen, zu dem es gehört. Welch sonderbaren Sinn würde auch beispielsweise der Satz:

Je recommanderai à mon frère le plat que j'ai mangé hier

ergeben, wollte man den Akkusativ von dem zugehörigen Relativsatz loslösen und vor den Dativ stellen.

Haben wir es in einem solchen durch den Akkusativ des Relativpronomens eingeleiteten Satz dann etwa noch mit einem substantivischen Subjekt zu thun, das seinerseits wiederum einen Relativsatz zur Ergänzung hat, so wird dieses notwendig hinter das Verbum gestellt werden müssen, wodurch uns in dem Satze:

Je recommandai à mon frère ce conseil que m'a donné mon père qui m'a toujours bien guidé

die eigentümliche Reihenfolge: Objekt, Verbum, Subjekt entgegentritt.

Eine von der der übrigen Verba gesonderte Betrachtung erscheint gerade im Kapitel der Satzstellung noch für die sogenannte Kopula, die Verknüpfung von Subjekt und Prädikatsnomen, erforderlich. Die Kopula par excellence, die wesentlich nur als Bindemittel für zwei verschiedene Satzglieder dient und nichts anderes ist als ein Gleichheitszeichen zwischen zwei Begriffen, ist das

Verbum être. Damit ist nun schon über seine Stellung alles gesagt: als Gleichheitszeichen zwischen zwei Begriffen, als Bindemittel zweier Satzglieder wird es seine Stellung notwendig in deren Mitte haben müssen, also daß hier das Subjekt hinter das Verbum tritt, sobald das Prädikatsnomen vorausgeht, gleichwie umgekehrt; liegt es ja doch in der Natur der Sache, daß Subjekt und Prädikatsnomen zumeist ohne Bedenken mit einander vertauscht werden können. So sagen wir affirmativ:

Sa joie était grande
Sa joie était telle que . . .

und in umgekehrter Stellung:

Telle était sa joie que . . .

und in der Frage (oder im Ausruf):

Quelle était sa joie
Quel était son maître

und anschließend dann auch:

Là était son maître

und in der Frage:

Où était son maître

und indirekt fragend:

Il ne savait pas où avait été son maître.

Als Mittelding zwischen être und den anderen keine eigentliche Thätigkeit ausdrückenden Verben und den vollkommenen transitiven erfahren dann noch die Intransitiva und Passiva einerseits und die Reflexiva andererseits eine eigne Behandlung. Da nämlich jene eine Thätigkeit ausdrücken, die auf keinen Gegenstand übergeht, diese aber eine solche, die auf denjenigen sich bezieht, von dem sie ausgeht, mit anderen Worten, da jene überhaupt kein Objekt, diese aber als Objekt eine Form des in seiner Stellung vor dem Verbum fixierten verbundenen Pronomens haben, kann das Subjekt ohne Gefahr einer falschen Beziehung hinter dem Verbum stehen:

Ainsi va le monde.
Dans quelle année naquit Molière?
A cette époque fut créée la célèbre école de Salerne.
Comment se porte ton frère?
Je connais les pays où se refugièrent alors les Français qui étaient persécutés à cause de leur religion.

Hauptsächlich durch diese Verben werden die sogenannten fakultativen Stellungen geschaffen, die, obwohl von der Norm abweichend, dennoch gestattet und dem Schriftsteller als Mittel zur Belebung seines Stils willkommen sind. Und auch außerhalb des Bereiches dieser Verben begegnen wir hie und da einer freieren, von den oben gegebenen Regeln abweichenden Wortfolge im Satze. Nie aber wird der Franzose die Klarheit und Durchsichtigkeit der Konstruktion außer acht lassen. Diese bleibt oberstes Prinzip jeder Schriftgebung, und darum wird uns wohl noch auf lange Zeit hinaus wie bisher ein französischer Philosoph und ein französischer Mathematiker bequemer in diese und jene Disziplin einführen als deutsche Schriftsteller auf beiden Gebieten dies zu thun vermögen.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf einige in unveränderlicher Form dem Sprachsatz einverleibte Redensarten mit eigentümlicher Wortfolge, so dürfen wir nicht vergessen zu berücksichtigen, daß diese größtenteils wie alle derartigen erstarrten Sprachgebilde in ihrer Entstehung einer weit zurückliegenden Zeit angehören und daß viele Formen darin, die dem heutigen Schematismus zum Opfer gefallen sind und sich abgeschliffen haben, damals noch ihr deutliches individuelles Gepräge hatten. Immerhin sind sie auch in ihrer heutigen Form nicht geradezu mißzuverstehen, wie die Redensarten: il gèle à pierre fendre, sans mot dire u. a.; ähnlich auch die Überreste selbständiger Konjunktive: vive le roi, périsse le traître u. a.

Wie man übrigens dazu kommt, den Mangel einer Nominalflexion nach der oben dargelegten Weise vielfach durch eine Anleihe gerade vom Pronomen her auszugleichen, liegt auf der Hand. Die Verwendung des Pronomens zur Vertretung eines Nomens ist ja wohl allen Sprachen gemein, hat es doch von dieser Funktion seinen Namen erhalten; eigentümlich ist dem Französischen nur, daß das Pronomen dazu verwendet wird, vollkommen zur Genüge ausgedrückte Begriffe ausschließlich zu dem Zwecke wieder aufzunehmen, damit diese in ihrer Beziehung zum Verbum oder auch zu anderen Satzgliedern klarer und leichter erkannt werden. Und da muß man denn sagen, daß, wie wegen der besonderen Formenarmut der französischen Sprache im Nomen eine syntaktische Prophylaxis er-

forderlich, so andererseits infolge des besonderen Formenreichtums im Personalpronomen diese Prophylaxis auch wirklich möglich ist. Es hat sich ja das Pronomen auch in anderen Sprachen unter den Wortklassen seine ursprüngliche Gestalt und damit seine ursprüngliche Formenmannigfaltigkeit bewahrt, daß aber, wie im Französischen, für sämtliche Kasus des persönlichen Pronomens eine doppelte Ausdrucksweise möglich ist, dürfte sonstwo schwer zu finden sein. Und dieser Reichtum nun setzt, wie gesagt, das Französische in den Stand, die ihm eigentümlichen Mängel in der Formbildung an anderen Stellen auszugleichen. Nur eine Sprache, die, wie das Französische, allenthalben neben einer lautlich verkümmerten und syntaktisch unselbständig gewordenen Form eine zweite kräftiger entwickelte zur Verfügung hat, konnte es sich erlauben, erstere so zu gebrauchen, wie wir es in diesem Kapitel ausgeführt haben.

—

3. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Fr. Leykauff, Landgerichtsdirektor, hier;
„ O. Creizenach, Amtsrichter, hier;
„ A. Lossen, Landgerichtsrat, hier;
„ Dr. jur. F. Rothschild, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. L. Weiß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. R. Heß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. B. Mettenheimer, Gerichtsreferendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landrichter H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. L. Wurzmann.

In der Sektion sprachen:

Herr Dr. Zirndorfer über
„Entwickelung der Vaterschaftsklage“;

Herr Dr. Benkard über
„Einleitung in das Frankfurter Partikularrecht“;

Herr Dr. Hanau über
„Frankfurter Sachenrecht, Teil I“;

Herr Landrichter Dove über
„Rudolf von Ihering und Bernhard Windscheid“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Rudolf von Ihering und Bernhard Windscheid
von Herrn Landrichter Dove.

Die Herbsttage des Jahres 1892 sind für die Wissenschaft des römischen Rechts in Deutschland bedeutungsvoll geworden: am 17. September starb Rudolf von Ihering, in der Frühe des 26. Oktober folgte ihm Bernhard Windscheid. Man braucht nur die Namen zu nennen, um sich die Bedeutung ihres Todes zu vergegenwärtigen. Denn wen immer man nach den bedeutendsten Vertretern der romanistischen Wissenschaft in unseren Tagen gefragt hätte, er hätte die beiden genannt und keinen neben ihnen.[1]) Und

---

[1]) Nur Kohler in der „Zukunft“ (Bd. 2 No. 16 und 17) hält es für angemessen, die beiden Verstorbenen herabzusetzen und ihnen gegenüber den lebenden Dernburg über Gebühr zu erheben. Es ist gewiß das Vorrecht erlauchter Geister, von dem schwächlichen und unwahren „de mortuis nihil nisi bene“ emanzipiert zu sein. Aber die gleichzeitige Verherrlichung der Lebenden steht in schneidendem Gegensatze zu den schönen Worten, die Uhland seiner Muse nachrühmen durfte.

„Und hat sie nie die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben“.

Und wenn gar der Lorbeer von den Stirnen der Entschlafenen gezerrt wird, um die eigene Schläfe des Spoliierenden damit zu umwinden, so muß der Eindruck um so peinlicher sein. Im Folgenden ist im Text nur der erste Aufsatz Kohlers: „Windscheid“ in No. 16 der „Zukunft“ vom 14. Januar 1893 S. 54 ff. berücksichtigt. Der spätere „Windscheid und Ihering“ in No. 17

als die Trauer um den Verlust durch die Sorge um die Nachfolge abgelöst war, da erschien keiner der Überlebenden so sehr der Erbschaft würdig, daß sich auf ihn aller Augen, als auf den gegebenen Nachfolger gerichtet hätten. Und noch ein anderes Merkmal sei gleich hier hervorgehoben, das beiden Meistern gemeinsam war: sie sind von uns geschieden nicht als müde Greise, die man mit Pietät betrachtet, an deren Stelle man aber im Interesse des nie rastenden Fortschrittes menschlicher Geistesthätigkeit rüstigere Kräfte zu sehen wünscht; nein, obwohl sie das Alter des Psalmisten erreicht, und obschon ihr Leben Mühe und Arbeit gewesen, noch standen sie aufrecht unter uns, bereit zu schaffen und zu kämpfen.

Wenn zwei Männer von so hervorragender Bedeutung auf dem gleichen Felde wissenschaftlicher Thätigkeit nebeneinander wirken, so ist es naheliegend, sie in einem gewissen Gegensatze zu denken. An dem Gegensatze eines ebenbürtigen Genossen arbeitet sich die Individualität nur um so schärfer heraus. So ist es auch mit Jhering und Windscheid. Freilich nicht als Häupter von Parteien oder Schulen treten sie uns entgegen, wie etwa Labeo und Capito oder Savigny und Thibaut. Die Zeit der Schulen ist hoffentlich für unsere Wissenschaft überhaupt vorbei. Aber in ihrer Eigenheit und darum auch in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft stellen die beiden allerdings Gegensätze dar. Jhering war ein echter Ostfriese, eine kräftige Kampfesnatur. Ihm galt es vor allem einzureißen, was baufällig und morsch war, um Boden zu neuem Aufbau zu gewinnen. Was er anfaßte, da war er mit ganzer Seele dabei. Aber sein lebhafter Geist führte ihn von einem zum andern, er arbeitete sprungweise: ehe noch das eine fertig war, erschien ihm ein anderes wichtiger, und er griff es an, um erst mit ihm ins Reine zu kommen. So stehen seine Werke zum Teil da als gewaltige Torsen, mächtig in der Anlage, herrlich durchgeführt, aber leider unvollendet. — Windscheid war ein ruhiger, feiner Arbeiter. Nicht ein gewaltiges Bildwerk wollte er schaffen, sondern ein ins feinste durchgearbeitetes Meisterstück. Möglichst

vom 21. Januar 1893 S. 113 ff. giebt mir keine Veranlassung, mein Urteil über Jhering, so sehr es mit den paradoxen Behauptungen Kohlers kontrastiert, irgendwie zu modifizieren.

viel Stoff sollte hinein verarbeitet werden, und vollendet sollte es in allen seinen Teilen sich darstellen. Ihering griff auch auf andere Gebiete über, er schöpfte das Recht aus dem lebendigen Treiben des Tages, seine Sprache, voll und reich, lieh gern ihre Bilder von der Naturwissenschaft, er ging der Bedeutung der Worte nach und suchte sie nutzbar zu machen für die Erklärung der Rechtsbegriffe. Windscheid wollte Jurist sein und nur Jurist, und die Jurisprudenz war ihm ein logischer Prozeß; nicht das Tagesleben mit seinen wechselnden Bildern zog ihn an, in dem corpus juris lag für ihn die Summe der Weisheit beschlossen.

Es wäre müßig, von der Gegenüberstellung beider Männer zu ihrer gegenseitigen Abwägung übergehen zu wollen. Suchen wir lieber zu erfassen, wodurch ein jeder von ihnen seiner Wissenschaft gedient. Freilich ein erschöpfendes Bild ihrer Wirksamkeit zu geben, kann meine Aufgabe nicht sein. Aber wenn ich der kleinen Skizze vielleicht einige charakteristische Züge beifügen kann, so ist es, weil es mir vergönnt war, mit beiden in persönliche Berührung zu kommen.

Wer von Windscheid spricht, denkt zuerst an sein Lehrbuch. „Der Windscheid“ das sind seine Pandekten, das Werk seines Lebens, seine Stärke und seine Begrenzung. In der That hat dieses Buch ihn seit der ersten im Jahre 1862 bis zur siebenten im Jahre 1891 erschienenen Auflage ein Menschenalter hindurch unausgesetzt beschäftigt. War eine Auflage zum Abschluß gebracht, so ging er alsbald an die Sammlung des Materials für die nächste. Die Vollendung stellte sich ihm als ein Abschnitt dar: er liebte es, die knappen Vorreden von irgend einem dies festus zu datieren: „am Weihnachtsabend 1874“, „am Tage der Eröffnung des Reichsgerichts“, „Neujahr 1887“, „am Jahrestage der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs“. Seine Fürsorge erstreckte sich bis auf Kleinigkeiten: er bestimmte den Drucker wie den Korrektor, die Bezeichnung der Noten und die Zitiermethode. Auf der Genauigkeit im großen wie im kleinen, auf der absoluten Zuverlässigkeit und Vollständigkeit beruht zum nicht geringen Teil der Wert und Einfluß seines Lehrbuches. Daß dieser Einfluß in der Praxis fast unbegrenzt war, darüber sind alle einig; ob er ab-

solut heilsam gewesen, darüber gehen schon jetzt die Meinungen auseinander. „Es bildet," sagt Landsberg (in der „Nation" No. 6 vom 5. November 1892 S. 86) „den Abschluß der ganzen bisherigen Wissenschaft von dem in Deutschland giltigen Recht; es verbindet die reiche, in die Antike zurückgreifende Vergangenheit mit einer hoffentlich nicht minder reichen nationalen Zukunft; es wahrt die Kontinuität in der Rechtswissenschaft und soll fernen Geschlechtern Zeugniß ablegen von dem, was die deutsche Civilistik war und vermochte in diesem wichtigsten Wendepunkte ihrer ganzen Geschichte." Hören wir dagegen Kohler (in der „Zukunft" No. 16 vom 14. Januar 1893): „So ist das Windscheid'sche Lehrbuch ein Herbarium geworden, ein Herbarium mit sauberen, hübsch ausgetrockneten und gut präparierten Pflanzeneinlagen; alle paar Jahre neu gereinigt, neu präpariert und mit neuen Einlagen bereichert; und wenn man nachsehen will über irgendeine Pflanzenspezies im großen Lande des Pandektenrechts, so findet man an der betreffenden Stelle des großen Herbariums die getrockneten Stengel mit zierlich bewahrten Staubfäden und Pistillen; man findet allerdings nichts vom Blütenduft mehr: der Kampher, der die Sammlung sorgfältig vor den Angriffen der eindringenden Gährungsbazillen schützt, schlägt überall durch, und je älter das Lehrbuch wurde, um so mehr machten sich die antiseptischen Ingredienzien des fleißigen Konservators bemerklich." In der That sieht Kohler in den „Pandekten" den Niedergang Windscheids. „Aus dem kühnen Juristen, der uns mit den Ideen der Voraussetzung und des Anspruchs bereichert hat, ist ein überaus peinlicher Grübler geworden", so, wie bei Goethe die schönen Anfänge, die er dem deutschen Drama gegeben, stecken geblieben sind, „als er im Übermaß des Hellenismus seinen Shakespeare vergaß und marmorkalte Stücke, wie Tasso und Iphigenie, schrieb", und wie Schillers „genialische Geistesgährung, die in der wunderbar ergreifenden Verzweiflungsszene des Franz Moor ausbricht," „in den matten, phrasenhaften, dialektischen Monologen der Jungfrau, des Tell und Wallenstein Kraft und Nachdruck verloren" hat. Kohler wirft Windscheid vor, daß er die Gabe der Phantasie, soweit er sie besessen, in steter Selbstzucht dem grübelnden Verstande geopfert

habe. Die Thatsache selbst wird vielleicht nicht zu bestreiten sein; es fragt sich nur, ob sie wirklich Windscheid so zum Vorwurf gereicht, wie Kohler meint. Wohl mag der Jurist eines erheblichen Quantums Phantasie nicht entraten können, der daneben Sonette macht, Musik und bildende Kunst traktiert, der Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz zitiert und das Recht der Azteken wie das Konkursrecht der Kabylen darzulegen unternimmt. Aber auch dem Verstande dürfte sein Recht in der Jurisprudenz nicht streitig zu machen sein. Windscheid selbst hat sich darüber in der Tischrede, welche er beim Jubiläum unseres unvergeßlichen Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Albrecht hielt (abgedruckt in der Frankfurter juristischen Rundschau 1889, Beilage II) wie folgt ausgesprochen: „Die Quelle der Entscheidung kann nur das juristische Denken sein. Wenn aber das Resultat des juristischen Denkens zu dem, was der Takt eingiebt, nicht stimmt, so soll das dem Richter eine Warnung sein. Er soll sich zwei und drei Mal fragen, ob er richtig gedacht hat, und, meine Herren, wer am meisten gelernt hat, wird am ehesten befähigt sein, mit den Mitteln des juristischen Denkens die Anforderungen des Taktes, d. h. des Gerechtigkeitsgefühles, zu befriedigen. Aber wenn trotz alledem das juristische Denken von seinem Resultat nicht ablassen will, dann soll der Richter entscheiden, wie er gedacht hat, nicht wie er fühlt. Abhilfe ist dann nur von der Gesetzgebung zu erwarten — an das gesetzte Recht sind wir Alle gebunden."

Und darin besteht in der That der dauernde Wert des Windscheidischen Lehrbuches, daß es uns juristisch denken gelehrt hat. Das habent sua fata libelli gilt ja namentlich von den Lehrbüchern. Sie herrschen ihre Zeit, dann bleibt nur noch der Name bestehen. Der vorhin erwähnte Präsident Albrecht erzählte einmal, wie er als junger Praktiker in Greifswald sich auf neuere Pandektisten berufen habe. Darauf habe ein alter Rat erwidert: „Vangerow, Windscheid und wie sie alle heißen mögen, stimmen hier nicht mit, hier gilt Mevius!" Aber mit den alten Herren wurde die Herrschaft des Mevius zu Grabe getragen. Und nicht anders ging es später Vangerow. Und so wird auch Windscheid aus der unmittelbaren Anwendung verschwinden, noch ehe das

bürgerliche Gesetzbuch in Kraft tritt. Denn, was ihm stets wieder die Herrschaft befestigte, der Wiederverjüngungsprozeß, die Aufnahme der ganzen inzwischen erschienenen Litteratur und Rechtsprechung: das ist nun vorbei, da der Griffel der müden Hand entfallen, das eifrig spähende Auge für immer geschlossen ist. Schon bei Lebzeiten Windscheids hatte sich das Dernburgische Lehrbuch zu einer beachtenswerten Rivalität erhoben, mehr vielleicht, als Windscheid selbst geglaubt hatte. Sein Verleger erzählte mir einmal vor Jahren, wie er den Autor auf die Konkurrenz Dernburgs hingewiesen. Darauf habe Windscheid nicht ohne Geringschätzung erwidert: „Ach nein, der thut uns nichts!“ Diese Ansicht des großen Gelehrten, der auch ein guter Geschäftsmann war, ist wohl nicht berechtigt. Freilich, wenn man, wie Kohler (a. a. O.), Dernburg weit über Windscheid stellt und ihn den größten Pandektisten der Gegenwart nennt, so vergißt man, daß der eine auf des andern Schultern steht. Wohl mag sich der Blick freier eröffnen für den, der noch eine Spitze höher klimmt, als sein Vorgänger; aber ihm ist das Klimmen ein leichtes, wenn er die Stufen benutzen kann, die jener in die vordem unwegsame Eiswand geschlagen. Zudem kann von einem Verdrängtwerden des Windscheidischen durch das Dernburgische Lehrbuch bisher nicht gesprochen werden, wenn auch nach meinem Eindruck die jüngeren Praktiker schon mehr nach dem neueren Pandektenwerke greifen.

Aber wie gesagt, ist der Einfluß von Windscheids Pandekten nicht auf die unmittelbare Benutzung in der Praxis beschränkt. Und nicht nur, was von ihm in Rechtsprechung und Rechtslehre übergegangen ist, wirkt fort; wie das Lehrbuch in den gemeinrechtlichen Gebieten vielfach legis vicem gehabt, so ist es auch Vorbild und an vielen Stellen Bestandteil des Entwurfes zum deutschen bürgerlichen Gesetzbuch geworden. Ob dies ein Segen für dieses gewesen ist, darüber sind allerdings die Meinungen noch geteilter, als über die Heilsamkeit der unbedingten Herrschaft der Windscheidischen Pandekten in der Praxis. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß gerade die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Windscheid stets auf die Quellen zurückging, eine gewisse Orthodoxie des corpus juris im Gefolge gehabt hat und daß durch

diese der Verschmelzungsprozeß zwischen römischem und deutschem Recht, die Umformung des ersteren nach den Bedürfnissen des modernen Lebens nicht gefördert ist. Dennoch war Windscheid bereit, der Opposition gegen den ersten Entwurf, so schmerzlich sie ihn berührte, Zugeständnisse zu machen, sofern dadurch nur das Zustandekommen des Gesetzbuchs nicht gefährdet, die Grundlage nicht erschüttert wurde. In der erwähnten Tischrede beim Albrechtjubiläum sagt er:

„Man ändere und verbessere den Entwurf! Ich gebe „Kauf bricht Miete“ und ich weiß nicht wie vieles andere Preis; man sage nur nicht, daß das, was man nicht mag, das Resultat engherzigen romanistischen Denkens sei — die romanistischen Mittel reichen vollkommen aus, um auch dem Satz: „Kauf bricht nicht Miete“ gerecht zu werden.“ — Und wenn wir heute die Resultate der zweiten Lesung, soweit sie vorliegen, ins Auge fassen, so werden wir sagen müssen: Einzelheiten sind geändert, aber die Grundlage ist unverändert geblieben; trotz des furor teutonicus, mit dem der Ansturm gegen den Entwurf unternommen ist, wird sein Grundcharakter romanistisch bleiben, weil wir das römische Recht nicht missen können, weil es zu einem Kulturelement der modernen Welt geworden ist.

Daß wir das verstehen gelernt, verdanken wir dem anderen Meister, dessen wir heute gedenken wollen, Rudolf von Ihering. Sein stolzes Wort: „Durch das römische Recht, aber über dasselbe hinaus“, enthält in der That die Devise, unter welcher das große Gesetzgebungswerk in Angriff genommen werden mußte. Insofern hätte vielleicht der kühn vorwärts stürmende Mann der That besser in die erste Kommission gepaßt, als der große Dogmatiker. Denn Ihering hatte das Zeug zum Gesetzgeber. Wie er selbst das Gesetz als die wichtigste Quelle des Rechts energisch wieder zu Ehren gebracht und dem Kultus des Gewohnheitsrechts, dieses Lückenbüßers politisch ohnmächtiger Zeiten und Völker, hoffentlich für immer den Todesstoß versetzt hat, so besaß er auch den Mut, wo sich das Bedürfnis zeigte, ohne viele Skrupel, ob sich eine Pandektenstelle dafür anführen ließ, neue Rechtssätze zu entwickeln. Ich erinnere hier nur an die culpa in contrahendo,

an die actio injuriarum, die ihm zum Mittel wurde, ein Stück Welt aus den Angeln zu heben. Aber er war darum kein Verächter des Positiven. Es ist vollberechtigt, wenn er in der Vorrede zur ersten Auflage des zweiten Teils seines „Geist des römischen Rechts“ (vom 1. August 1858 S. IX ff.) in der Abfertigung Rudorffs von sich sagt:

„In der That scheinen manche mich in den Ruf bringen zu wollen, ... als ob ich von der Höhe des „„Geistes““ mit einem gewissen Mitleiden auf die mit der treuen Erforschung des einzelnen beschäftigten Arbeiter herabsähe. Mit Worten dagegen zu protestieren, wäre vergeblich; ich hoffe durch die That jenen Vorwurf mehr und mehr verstummen zu machen. Ich unterstelle die gegenwärtige Abteilung ganz und gar der Kritik vom Standpunkt des Konkreten. Möge man also bei der Beurteilung derselben gerade das, woran für mich der Schweiß jahrelangen Ringens klebt: die Auffindung, Verfolgung und plastische Gestaltung des Allgemeinen ganz außer Anschlag lassen, mich lediglich messen und wiegen nach den Einzelnheiten, die ich selbst zuerst in den Quellen entdeckt oder in den rechten Zusammenhang und dadurch zu ihrem Verständnis gebracht habe — in meinen eigenen Augen hat dies zwar nur einen untergeordneten Wert, aber gegenüber denen, die sich mir gegenüber mit derartigen Leistungen zu brüsten gedenken, will ich es getrost in die Wagschale werfen und mir ganz und gar das Maß gefallen lassen, mit dem sie gemessen sein wollen, ohne meinerseits zu verlangen, daß sie sich ihrerseits auch einmal meinem Maße unterwerfen wollen.“

Der so schrieb, hatte wohl das Recht, gegenüber der hochmütigen Kritik verknöcherter Kathedergrößen, denen der glänzende Flug Iheringischer Genialität Schwindel erregte, und die daher ein Blendwerk zu sehen meinten, auf die Gediegenheit und den Umfang seiner Einzeluntersuchungen zu verweisen. Jeder von uns hat oft genug Iheringische Resultate unmittelbar in der Praxis verwertet. In den großen Werken, vor allem im „Geist des römischen Rechts“ und im „Besitzwillen“ finden sich ebenso zahlreiche Quellenuntersuchungen wie verstreut in den „Jahrbüchern für Dogmatik“ und in den Sammelwerken „Vermischte Schriften“,

*

„Abhandlungen aus dem römischen Recht“, „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz“. So ist Ihering auch quantitativ einer der fruchtbarsten Juristen geworden. Aber nie verlor er über der Arbeit im Kleinen den auf das Große gerichteten Blick, die sichere Divinationsgabe, mit der er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermochte, die Unbefangenheit und den praktischen Sinn, der ihm das Verständnis so vieler Dinge erschloß, die andern bis dahin verborgen geblieben waren. Denn das waren die herrlichen Gaben, welche er als Ausrüstung für seine Aufgabe mitbrachte. Einmal der universalhistorische Blick, der ihn die Institutionen der Völker auf dem Hintergrunde ihrer politischen und sozialen Verhältnisse erblicken ließ und ihm so das Verständnis für sie eröffnete, der die verwandten Gebiete der Sitte und Sprache heranzog, um den historischen Zusammenhang, wo er nicht zu Tage lag, aus dem Schutt herauszugraben.[2]) So hat er auch als einer der ersten mit Energie auf die Notwendigkeit vergleichender Rechtsstudien hingewiesen, ohne doch selbst in den Fehler zu verfallen, aus den zusammengerafften Notizen unjuristischer Reisender ein System aufbauen zu wollen, wie wir das in den juristischen Trachtenmuseen, welche man neuerdings als vergleichende Rechtswissenschaft ausgeben will, beobachten können.

Neben dem großen historischen Blick aber war es vor allem der praktische Sinn Iherings, der ihn zum Juristen prädestiniert

---

[2]) Kohler spricht Ihering die Eigenschaft des Historikers ab. („Zukunft“ No. 17 S. 114.) „Alles andere,“ sagt er (a. a. O. S. 114), „finden wir eher im „Geist des römischen Rechts“, als eine Versenkung in das wirklich römische Leben, aus dem das Weltrecht unseres Kontinents so reiche Anregung bekommen hat“ Aber, was er selbst als solche Anregungsmomente anführt: der künstlerisch verklärte Lebenstrieb, die Aufnahme fremden Aberglaubens und abenteuerlicher Kulte, endlich der Hautgout antiken Gigerltums und Hetärenwesens ist teils ohne jede Bedeutung für die Rechtsentwickelung und findet seine Stelle in der Sittengeschichte, wie sie Friedländer uns mit Meisterhand gezeichnet hat, teils hat es auch mit der Zeit, welche Ihering zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat, nichts zu thun. Gerade, daß er es vermochte, zu unterscheiden, nur das Wesentliche zu geben, zeichnet Ihering vor Kohler aus, der die Masse seiner mit staunenswerter Geistesfertigkeit festgehaltenen Lesefrüchte nur zu oft vor den Augen der Leser paradieren läßt.

erscheinen ließ. Wie der Zweckgedanke je mehr und mehr ihm als das beherrschende Prinzip der Rechtsordnung erschien, so war ihm auch die Anwendung der einzelnen Rechtssätze in der Praxis stets der Prüfstein für ihren Wert. Auch als Lehrer wußte er stets die praktische Seite der Jurisprudenz in den Vordergrund zu rücken. Er war der erste, der nach Girtanner es unternahm, zu Unterrichtszwecken eine Sammlung von Rechtsfällen herauszugeben, um früh den künftigen Praktiker in der Entscheidung streitiger Fälle zu üben. Ihm trat an die Seite die kleine Sammlung: „Jurisprudenz des täglichen Lebens". Wie sie unmittelbar aus dem Leben geschöpft ist, davon hier ein Beispiel! Wir saßen einmal, mehrere Studenten in Göttingen im Kaffeehaus; neben uns entfernte sich ein Gast und ließ, wie üblich, den Rest des ihm zum Kaffee verabreichten Zuckers auf dem Wirtstische stehen. Einer von uns warf die Frage auf, wie es sich mit den Rechtsverhältnissen an diesem Zucker verhalte, ob der Gast ihn auch hätte mitnehmen können, ob ein dritter ihn sich aneignen dürfe, ob er dem Wirt zustände: Okkupation und stillschweigender Vertrag wurden erörtert. Abends war ich bei Ihering eingeladen und erzählte ihm unser Gespräch. Er griff es eifrig auf, die Debatte wurde unter seiner kundigen Leitung fortgesetzt. Dann aber stand er von dem schwedischen Punsch, den er trefflich zu bereiten verstand, auf, ging an sein Arbeitspult und notierte den Fall für die „Jurisprudenz des täglichen Lebens", in deren zweiter Auflage er sich an der geeigneten Stelle findet.

Fragen des täglichen Lebens hat Ihering denn auch wiederholt zum Gegenstande der Erörterung gemacht und Stellung zu ihnen genommen. So bei den Retourbillets und dem Trinkgeld. Er wurde auf diese Weise bis zu einem gewissen Grade populär oder auch bei einzelnen Berufsständen, wie den Kellnern, unpopulär. Und er wirkte unmittelbar auf das praktische Leben ein. Die Eisenbahnverwaltungen sahen sich genötigt, den Rückfahrtskarten den Aufdruck zu geben: „Nicht übertragbar, siehe Tarif"; und der früher so schwunghafte Handel ist seitdem wohl ziemlich verschwunden. Und als ich im vorigen Sommer zwei Regentage im „Habsburger Hof" in Innsbruck zubrachte, dem Reformhôtel ohne

jedes Trinkgeld und mit Beteiligung aller Angestellten am Reingewinn, da vermißte ich in dem mit allem Komfort ausgestatteten Hause nichts als die Büste oder das Bild des Juristen, der zuerst gegen das Trinkgelderunwesen aufgetreten ist.

War es doch auch eine praktische Frage, in welcher Ihering schon bald nach Beginn seiner Lehrthätigkeit das Wort zweimal ergriff: der bekannte Streit zwischen Basel-Land und Basel-Stadt um die Festungswerke von Basel. Aber freilich über die Grenzen des Einzelfalles hinaus gestaltete sich der Streit zwischen Ihering und Dernburg zu einer wissenschaftlichen Erörterung der Lehre von den res publicae, bei welcher der Beweis aus den Quellen zum wesentlichen Kampfmittel auf beiden Seiten wurde.

Es ist nicht anders möglich, als daß ein so vielseitiger Geist, eine so tapfere, autoritätsungläubige Natur wie Ihering vielfach Anstoß erregte und Widerspruch erfuhr. Es ist schon oben darauf hingewiesen, wie das Geschlecht der Zunftgelehrten den unbequemen Ketzer mit jenem Hochmut abzuthun suchte, der ihm von alters her eigen ist. Noch als Ihering schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, 1874, als ich bei Beseler in Berlin deutsches Privatrecht hörte, suchte dieser die Monotonie seines Vortrags durch die in seinen Augen geistreiche und ein Vernichtungsurteil enthaltende Bemerkung zu unterbrechen, daß die Iheringische Richtung der „Darwinismus im Recht“ sei: spotten ihrer selbst, und wissen nicht wie! Denn gewiß! Was den großen Naturforscher populär gemacht, trotz des Gezeters bibelgläubiger Pastoren, das ist auch bei Ihering der Grund, daß er trotz aller Anfechtung Sieger blieb: die richtige Erkenntnis, daß das Gesetz der Entwickelung und des Fortschritts das Zeichen ist, in dem der moderne Geist kämpfen und siegen muß.

Fragt man, welches Werk Iherings als das vorzüglichste erscheint, so ist die Antwort nicht so auf der Hand liegend wie bei Windscheid. Hätte man ihm selbst bei Lebzeiten die Frage vorgelegt, er hätte immer das neueste, mit dem er gerade beschäftigt war, genannt. Denn so lebhaft nahm ihn in Anspruch, womit er gerade sich befaßte, daß ihm daneben alles andere minderwertig erschien. Man hört das aus den meisten seiner Vorreden

heraus, aus der zum „Geist", zum „Zweck im Recht", zum „Besitzwillen". Als ich ihn kennen lernte, hatte er eben das Schriftchen: „Der Kampf um's Recht" veröffentlicht, das aus einem populären Vortrag hervorgegangen, einer Dame gewidmet, später in Volksausgaben erschienen, sich an das große Publikum wendet und den Kampf gegen die Auffassung der historischen Schule gleichsam auf die Straße hinausträgt. Geistvoll und paradox, hat es natürlich besonders viel Widerspruch erfahren.[3]) Wir sprachen einmal darüber, ich vertrat ihm gegenüber den Standpunkt, daß seine Auffassung des Shylo jedenfalls nicht die Shakespeares sei. Bei dieser Gelegenheit äußerte er: „Es ist doch das beste, was ich geschrieben habe." Ich erzählte das später einmal Windscheid, der, den Kopf schüttelnd, erwiderte: „Und das sagt der Verfasser des „„Geistes""!" In der That liegt darin das richtige Maßurteil. Von allen Werken Iherings bezaubert der „Geist des römischen Rechts" uns am meisten durch die Fülle überraschender, kühner Gedanken und scharfsinniger Hypothesen, wie durch die glänzende Form der Darstellung. Darauf hier näher eingehen zu wollen, würde die Grenzen dieses Vortrages weit überschreiten. Der „Geist" will gelesen sein, über ihn zu sprechen, hieße den Genuß, den er bietet, abschwächen.

Zum Schluß lassen Sie uns noch kurz die Persönlichkeit der beiden Männer, die wir feiern wollen, ins Auge fassen. Ihr Lebensgang ist einfach. In der Jugend und im ersten Mannesalter schnell die Katheder wechselnd, gelangen sie auf der Höhe des Lebens zu einem Ruhepunkt: Ihering in Göttingen, Windscheid in Leipzig. Selten und in nicht erheblichem Maße greifen sie in das Getriebe des öffentlichen Lebens ein, beide trotz der Verschiedenheit ihres Naturells einer mittleren Richtung, einem gemäßigten Liberalismus huldigend. Greift freilich eine Tagesströmung das Ideal an, dem sie dienen, Recht und Gerechtigkeit, so sehen wir sie vereinigt in die Schranken treten: unter dem Aufruf zur Bildung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" steht der Name Rudolf von Iherings, wie der Bernhard Windscheids. Noch ein

[3]) Vergl. jetzt wieder Kohler: „Recht und Pflicht" im „Archiv für bürgerliches Recht" Bd. 6, Heft 2 S. 181 ff.

anderes Mal wurde des letzteren Name in der öffentlichen Diskussion genannt. Ein warmer Bewunderer des genialen Staatsmannes, der so hervorragenden Anteil an der Einigung Deutschlands hat, hatte er sich bei den Sammlungen zu einer Nationalgabe für Bismarck mit an die Spitze gestellt. Als sich die Nachricht verbreitete, daß der große Realist zu eigenem Nutzen begehre, was als ein an seinen Namen geknüpftes, dauerndes Erinnerungszeichen, irgend einem idealen Zwecke dienend, mehr schön als klar gedacht war, zog Windscheid sich enttäuscht zurück und sprach es aus, was viele Anhänger des leitenden Staatsmannes dachten, daß die Annahme des auf Wunsch angebotenen Geldes ein n a t i o n a l e s U n g l ü c k sei. Wie die Verhältnisse lagen, konnte in dem damaligen offiziellen Preußen ein solches Wort weder Verständnis noch Verzeihung finden. Als Windscheid sein Jubiläum feierte und die Vertreter von Staat und Wissenschaft von aller Herren Ländern wetteiferten, ihm ihre Huldigungen darzubringen, blieb jedes Zeichen der Anerkennung von Preußen aus, als handle es sich um irgend einen Kgl. sächsischen Geheimrat und Professor, und nicht um den Mann, zu dessen Füßen ein Teil der Würdenträger des preußischen Staates gesessen hatte, nach dessen Pandekten in den gemeinrechtlichen Gebieten dieses Staates Recht gesprochen wird. Ob es ihn gekränkt? Ich glaube kaum. Höchstens ein feines sarkastisches Lächeln mag dieses Bild aus deutscher Großstaaterei ihm abgenötigt haben. Sein nationaler Sinn blieb unerschüttert, er fand seine Verkörperung vor allem in dem Bestreben, das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuchs zu fördern. Bekanntlich hat er eine Zeit lang der ersten Kommission angehört. Dann reklamierte ihn die sächsische Regierung für seine Lehrthätigkeit. Man mag auch das kleinlich finden, und doch muß man sagen, der Mann, der als Lehrer so viel und so gut gewirkt, war auf dem Katheder nur schwer zu missen. Und so hat er denn auch bis in die letzte Zeit gelehrt zum Segen von Generationen deutscher Juristen. Ich kenne seine Vorlesungen nicht aus eigener Erfahrung: man sagte ihnen nach, daß sie hohe Anforderungen an die Fassungsgabe stellten; die Lebhaftigkeit, das Unterhaltende des Iheringischen Vortrages fehlte ihnen. Aber nicht selten hörte man es aus-

sprechen: „In Windscheids Pandektenvorlesungen bin ich Jurist geworden". Auch auf litterarischem Gebiete blieb der Gelehrte bis ins hohe Alter thätig. Neben den neuen Auflagen des Lehrbuches geht sein „Wille und Willenserklärung" aus dem Jahre 1877 einher. Wie er hier das Willensdogma mit dem ganzen Aufwande seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit gegen die Widersacher, namentlich Bähr, verteidigt, so ist er als Greis noch einmal für die „Voraussetzung" in die Schranken getreten und hat einen Gang mit Lenel gethan, der seine sehnige Kraft ungeschwächt erscheinen läßt. Wohl hat er sich zeitweilig auch mit dem Gedanken getragen, eine Apologie des Entwurfs zu schreiben; zur Ausführung kam dieser Plan nicht, sei es, daß ihm die Sorge um die Erneuerung seines Lehrbuches mehr am Herzen lag, sei es, daß der Zusammentritt und die Arbeit der zweiten Kommission ihn darüber beruhigte, daß sein Volk in das Land der Verheißung, das ihm nur von ferne zu sehen vergönnt war, gelangen werde. Enttäuscht und bekümmert hat ihn die Aufnahme des ersten Entwurfs. Aber ein harmonisches, glückliches Familienleben, das Bewußtsein einer segensreichen Wirksamkeit, seine gleichmütige, vornehme Gesinnungsart haben ihm den Abend des Lebens freundlich gestaltet und ihn in Frieden in die Grube fahren lassen, nachdem er vor nicht gar langer Zeit den innerlich wohl schon früher vollzogenen Übertritt zur evangelischen Kirche, die trotz hierarchischer Gelüste noch einige Schlupfwinkel für freiere Geister aufzuweisen hat, auch äußerlich dokumentiert hatte.

Als Ihering aus dem geräuschvollen, opulenten Wien 1872 in das stille Göttingen übersiedelte, hat mancher sich darüber gewundert. Er gab schon damals als Grund an, er wolle Ruhe zum Arbeiten haben, und er hat diesen Grund in der Widmung des zweiten Bandes des „Zwecks im Recht" elf Jahre später wiederholt. Er hat, wie wir sahen, seinen Zweck erreicht. In früher unbekannter Liberalität hatte ihn die Goßlerische Unterrichtsverwaltung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, offiziell entbunden, so daß er schließlich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten leben konnte. Wer früher jene Vorlesungen gehört, dem werden sie unvergeßlich sein. Der lebhafte Mann, der häufig zum

direkten Zwiegespräch mit seinen Zuhörern, zu Frage und Antwort überging, der es auch gelegentlich an scharfer Polemik und derbem Spotte nicht fehlen ließ, war stets anregend und interessant. Seine äußere Erscheinung ließ den Weltmann erkennen, und in seinem gastlichen Hause war Behaglichkeit und Wohlleben zu finden. Der Musik war er mit Leidenschaft ergeben; er hatte seine Söhne zum Teil gegen ihre Neigung veranlaßt, ein Instrument zu erlernen, und so eine gut geübte Hauskapelle gebildet. Sein äußeres Leben gestaltete sich mit der Zeit immer behaglicher. Der Widerspruch verstummte, und wenn auch der „Besitzwille" nicht die erwartete Anerkennung fand, so war doch Ihering nicht gewohnt, den eigenen Wert nach dem Urteil anderer zu messen. Nachdem er früher wiederholt den Verlust der Gattin zu betrauern gehabt, war es ihm vergönnt, die letzten Jahrzehnte an der Seite der trefflichen Hausfrau zu verleben. Als er sein Jubiläum feierte, bewies das Zusammenströmen seiner Anhänger von nah und fern, wie weit der Ruhm seines Namens gedrungen, wie allseitig die Sympathien waren, die er sich erworben. Der scharfe Streiter war ein wohlwollender, liebenswürdiger Mensch. Sein scharfer Blick gestattete ihm, über Gegensätze unwesentlicher Art hinweg zu sehen. In den „Dogmatischen Jahrbüchern" verband er sich mit dem Germanisten Gerber, den Praktikern Bähr und Henrici, dem Österreicher Unger. Mit freudiger Anerkennung begrüßt er in der Widmung zum zweiten Bande des „Zwecks" (an die befreundeten Wiener Genossen Glaser und Unger) den Aufschwung der Rechtswissenschaft in Österreich. Höher noch steht ihm die Freude an dem innigen Bund zwischen dem österreichischen und dem deutschen Kaiserreich. „Mit ihm erst ist die Schöpfung des deutschen Reichs vollständig geworden — beides noch erlebt zu haben, halte ich für den wertvollsten Inhalt meines ganzen Lebens." Auch Ihering hat nicht alle Entwürfe zur Ausführung zu bringen vermocht. Nicht nur, daß der „Geist" und der „Zweck" unvollendet geblieben sind; in der ersten Göttinger Zeit trug er sich auch mit dem Gedanken, ein Institutionenwerk zu schreiben; es ist im Interesse derer, welche, die Vorhallen des Rechts betretend, nur zu häufig durch die Öde ihrer Gänge abgeschreckt werden,

gewiß zu bedauern, daß diese Absicht nicht zur Ausführung gekommen ist. Aber er sagte mir damals schon, er wolle, ehe er an ihre Verwirklichung herantrete, den „Geist" vollenden. Er kannte sich selbst zu wenig, als daß er geahnt hätte, daß der Flug der Gedanken ihn von einem zum andern entführen, ihn die Schranken der Jurisprudenz werde durchbrechen lassen.

Jhering und Windscheid waren sich ihrer Gegensätzlichkeit bewußt, und das Gefühl der Entfremdung steigerte sich, je mehr den einen der Drang des Geistes in immer weitere Bahnen entführte, während der andere das abgesteckte Feld immer intensiver beackerte. Dennoch sind beide sich nie polemisch gegenübergetreten. In der mehrerwähnten Tischrede, deren Zuhörer wir waren, hat allerdings im engeren Kreise Windscheid, der eben damals sich in dem ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches angegriffen wähnte und so reizbar gegen abweichende Richtungen geworden war, nicht ohne Schärfe Stellung zur Jheringischen Zweckjurisprudenz genommen. „In der neueren Zeit," sagte er hier, „macht sich in der Litteratur mit einer gewissen Aufdringlichkeit eine Richtung geltend, welche den Ruf „„Zweckjurisprudenz"" nicht „„Begriffsjurisprudenz"" erhebt — auch hier nenne ich keinen Namen. Sie wissen alle, was ich meine. In meinen Augen sind das keine Gegensätze. Alles Recht verfolgt Zwecke; jeder Rechtssatz ist nur deswegen da, um menschliche Interessen und Bedürfnisse, wie er sie auffaßt, zu befriedigen. Das ist keine neue Entdeckung, ebensowenig wie es eine neue Entdeckung ist, daß bei der Ergründung des wahren Sinnes eines Rechtssatzes vorzugsweise auf dessen Zweck Rücksicht genommen werden muß. Aber deswegen ist es auch nicht weniger wahr, daß alle Wissenschaft des Rechts sich in Begriffen bewegt, ihre Aufgabe keine andere ist, als scharfe Begriffe zu fassen und den Inhalt derselben darzulegen."

In der Form scharfer Abwehr ist hier vielleicht doch ein sachliches Entgegenkommen zu verzeichnen.

Uns aber lassen Sie mit dem Ausdruck der Freude darüber von den hingegangenen Meistern scheiden, daß zwei Männer so verschiedener Geistesrichtung, ein jeder in seiner Art ausgestattet

mit den Gaben, welche, sich gegenseitig ergänzend, für die Wissenschaft des Rechtes als die vornehmsten erscheinen, in der letzten Hälfte des zur Neige gehenden Säkulums all das zusammenfaßten, was in jahrhundertelanger Arbeit an geistiger Kraft und Anstrengung auf die Bearbeitung des römischen Rechts verwendet ist. So nur kann dieses Recht uns ganz zu eigen werden, so nur der Wahrspruch des einen: „Durch das römische Recht, aber über dasselbe hinaus" sich verwirklichen in dem großen Gesetzgebungswerke, für das gearbeitet zu haben dem anderen als das wertvollste Ergebnis seines Lebens erschien.

Möge ihr Erbe unverloren sein!

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. M. Behrend, Statistiker, hier.
„ Dr. med. W. Hauauer, prakt. Arzt, hier.
„ O. de Terra, kgl. Eisenbahndirektor, hier.
„ Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Trommershausen, Oberlehrer, hier.
„ E. Dennig, Handelskammerbeamter, hier.
„ G. Hoch, Redakteur, hier.
„ W. Schmidt, Lithograph und Reichstagsabgeordneter, hier.

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. F. Rothschild, Referendar, hier.
„ Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Wahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. Karl Flesch, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn S. Spier.

Die Sitzungen am 10. und 17. Oktober, 28. November, 12. und 19. Dezember waren gemeinsamer kritischer Lektüre von Rodbertus

„Fünf Theoreme zur Erkenntnis unserer staatswissenschaftlichen Zustände" gewidmet.

Am 31. Oktober sprach Herr Franz Wirth über „Pan-Amerika und Pan-Europa";

am 5. Dezember hielt Herr J. H. Epstein einen Vortrag über „Das Wesen der produktiven Arbeit".

Der eingesandte Bericht lautet:

Pan-Amerika und Pan-Europa von Herrn Franz Wirth.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Vorschläge, größere Zollvereinigungen zu bilden, gerade von den Schutzzöllnern ausgehen. Schon vor Zeiten wurde von solchen der Vorschlag gemacht, das europäische Festland gegen England zusammenzufassen oder eine Zolleinigung wenigstens zwischen Deutschland und Oesterreich herzustellen. Der berühmte Schutzzöllner Dr. Peez in Wien glaubte dadurch allein die festländische Industrie retten zu können. Der amerikanische Minister Blaine folgte nach, indem er eine Zolleinigung für ganz Amerika vorschlug und zu diesem Zweck den panamerikanischen Kongreß in Washington veranstaltete.

Nun ist aber doch eine Zolleinigung so vieler und großer Länder nichts anderes als Handelsfreiheit innerhalb derselben und es liegt absolut kein Grund vor, irgend ein Land davon auszuschließen.

Der Hauptschrecken aller Schutzzöllner ist oder war vielmehr, müssen wir sagen, England, dessen Industrie so gewaltig und so entwickelt sei, daß wir nicht damit konkurrieren könnten. Etwas logisches Denken hätte die Urheber dieser Anschauung leicht darüber belehren können, daß Zölle dieses Ziel nie erreichen, weil sie schlechtere Arbeit veranlassen. Zölle sind überhaupt nur dann von Nutzen für die Geschützten, wenn sie einseitig nur auf gewisse Waren gelegt werden oder in entsprechend verschiedener Höhe. Werden sie auf alle Waren gelegt und in ganz gleicher, den Kosten entsprechender Weise, so heben sie sich gegenseitig auf und nützen keinem.

Dieser Mangel an Logik zeigte sich auch bei dem Bestreben, ganz Amerika in einen Zollbund zusammenzufassen. Blaine hoffte dadurch Europa auszuschließen und die Industrieerzeugnisse, welche Südamerika braucht, durch Nordamerika zu beschaffen. Ein riesiger Aufschwung von dessen Industrie müßte die Folge sein!

In Wirklichkeit kam es aber ganz anders und die Südamerikaner waren auch so vernünftig, auf ein solches Projekt nicht einzugehen: nur einige Handelsverträge schlossen sie mit dem Norden.

Ein einfacher Blick auf die Ausfuhr Amerikas mußte den Nordamerikanern zeigen, daß sie überhaupt nicht im Stande sind, dem Süden alle seine gewerblichen Bedürfnisse zu liefern, weil sie dies nicht einmal für das eigene Land können. Die Vereinigten Staaten führten im Jahre 1889 für 745 Millionen Dollar ausländische Fabrikate und Produkte ein und für 742 Millionen Dollar aus, wovon fast drei Viertel (523 Millionen) landwirtschaftliche Produkte sind. Die Baumwolle nimmt allein ein Drittel der ganzen Ausfuhr weg (über 3 Millionen Pfund). Und es ist das eine sehr natürliche Sache. Ein Land, das wie Amerika noch Millionen Quadratmeilen unbenützten Bodens hat, der nicht gedüngt zu werden braucht, das für einen Acker (40,000 □') Landes nur $1^1/_4$ Dollar zu zahlen, auf der anderen Seite aber sehr hohe Löhne und naturgemäß Mangel an Arbeitskräften hat, dieses thut besser, Landwirtschaft zu treiben, als Industrie.

Das ist denn auch die Regel, und für Südamerika, wo die Sonne mithilft, gilt es noch weit mehr. Dort Fabriken zu errichten, während die Bodenerzeugnisse fast von selbst heranwachsen, das wäre der Gipfel der Thorheit, abgesehen davon, daß gar keine Arbeitskräfte für sie vorhanden wären. Woher sollte man sie auch nehmen?! Durch hohe Zölle könnte man es ja fertig bringen, allein die übrige an sich sehr lohnende Produktion würde darunter leiden. Arbeiter und Kapital müßten aus den übrigen Produktionszweigen genommen werden, denn das Kapital kann nicht über Nacht geschaffen werden und die vorhandenen Arbeiter können auch nicht mehr als 12 bis 16 Stunden arbeiten; folglich muß man sie aus den vorhandenen Gewerben nehmen, und diese stehen dann stille. Was damit gewonnen sein soll, ist nicht wohl einzusehen!

Die Erfahrung hat das denn auch bestätigt. Trotz möglichst günstiger Handelsverträge ist die Ausfuhr Nordamerikas nach dem Süden nicht gestiegen und hat teilweise sogar abgenommen. Das Organ der englischen Handelskammern berichtet darüber, daß die Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse in Brasilien in den ersten 14 Monaten fast dieselbe blieb (17 Millionen gegen 16,1 Millionen früher), während die Ausfuhr nach dem übrigen Amerika von 94,9 Millionen Dollar auf 135,2 stieg. — Das heißt doch nichts anderes, als daß ein großer Bedarf für die südlichen Produkte im Norden vorhanden war, und der Ausgleich wahrscheinlich durch Lieferung europäischer Fabrikate erfolgte. San Domingo nahm speziell den Vereinigten Staaten in den ersten 9 Monaten um 13000 Dollar weniger Ware ab, Salvador um 32000 Dollar.

Der Verkehr mit Cuba, Britisch Westindien und Porto Rico stieg wegen des Zuckers etwas (von 9,8 Millionen auf 14½, in Westindien und Porto Rico um 118,000 und 300,00 Dollar). Ungleich mehr ist aber die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten gestiegen, aus Cuba von 44,6 Millionen auf 54,9, San Domingo um 750,000 Dollar, Salvador (4 Monate) um 600,000. Es geht daraus hervor, daß der Norden in steigendem Maße südliche Erzeugnisse brauchte, sie aber nicht direkt mit den eigenen bezahlen konnte, sondern wahrscheinlich erst durch Vermittelung Europas, indem es diesem landwirtschaftliche Produkte lieferte.

Die Ausfuhrlisten Europas bestätigen dies. Hamburg führte im Jahre 1891 für 1295 Millionen Mark Waren aus, und davon gingen allein 428 Millionen nach Amerika. Bremen schickte für 111 Millionen Mark nach Amerika, beide Häfen zusammen 539 Millionen. Dazu kommt nun England, welches weitaus am meisten nach Amerika liefert, ferner Frankreich, die Schweiz u. a., welche fast nur Fabrikate hinliefern.

Wenn selbst Blätter wie die „Frankfurter Zeitung" die „rapide Entwickelung" Amerikas für eine „Gefahr für den Fortbestand der ökonomischen, politischen und intellektuellen (!) Weltherrschaft Europas" erklären (No. 231 von 1892), so weiß man in der That nicht, was man dazu sagen soll! Wem hat es je ge-

schadet, daß ein anderer reich wurde, außer es geschah auf seine Kosten? Die Amerikaner leben aber doch nicht auf unsere Kosten!

Die Idee von der Herrschaft eines Volkes über das andere scheint noch ein Überbleibsel aus der Zeit des Merkantilismus zu sein, wo man glaubte, daß beim Handel der eine verliere, was der andere gewinne. Daß beim Handel beide Teile gewinnen, ist, scheint es, heute noch nicht überall zum Bewußtsein gekommen. Damit fällt auch die Idee einer Herrschaft in wirtschaftlichen Dingen.

Die Aufhebung der Zölle zwischen den einzelnen deutschen Staaten durch den Zollverein hat sich anerkanntermaßen als sehr heilsam und für die Industrie günstig erwiesen, obwohl im Zollverein mindestens so große Verschiedenheiten wie zwischen Amerika und Europa bestanden. Weshalb soll nun gegen das Ausland schädlich sein, was sich hier so ausgezeichnet bewährt hat?

Pan-Amerika würde durch Verschwinden aller inneren Zölle sicher ebensoviel Gewinn ziehen, aber die äußeren Zölle sind das Hindernis. Südamerika ist und muß noch für lange freihändlerisch sein, es kann keinem Zollbunde beitreten, der ihm seine gewerblichen Bedürfnisse unmäßig verteuert. Der Norden ist aber eben im Begriff, sich vom Schutzzoll los zu machen. Pan-Amerika ist dann eher möglich.

4. Abteilung für Geschichte (G).

Die im Oktober stattgehabte Wahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Orth und als Schriftführer Herrn Dr. O. Heuer.

In der Sitzung vom 19. Oktober wurde die „Mosella“ des Ausonius gemeinsam gelesen, wobei Herr Dr. Orth das Referat übernommen hatte. Am 7. November und 9. Dezember wurde mit dem Lesen von Gregors v. Tours „Historia Francorum“ begonnen. Herr Dr. Schwemer und Herr Dr. Löhren referierten.

Am 21. Dezember sprach Herr Dr. O. Heuer über „Froitzheims historische Goetheforschung“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Froitzheims historische Goetheforschung von Dr. O. Heuer.

Zu der großen Zahl der fleißigen Männer, die an der Ergründung und Darstellung der Lebensumstände unseres großen Dichters, an der Erklärung seiner Werke arbeiten, hat sich seit einigen Jahren Johannes Froitzheim in Straßburg gesellt. Er begann damit eine alte Legende zu zerstören und auf Grund urkundlicher Zeugnisse nachzuweisen, daß das als Goethehaus in Straßburg offiziell anerkannte Gebäude niemals von dem Dichter bewohnt gewesen sei, sondern daß diese Ehre einem ganz anderen Hause gebühre.[1]) Man braucht kein Reliquienverehrer zu sein, um das Verdienst Froitzheims in diesem Falle anzuerkennen. Hält man eine Erinnerungsstätte in Ehren, so ist es sicher von Wert, daß diese auch die richtige sei. Froitzheim schritt auf dem eingeschlagenen Wege urkundlich-kritischer Forschung munter fort. Das Jahr 1888 brachte zwei Bücher „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg, ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit" und „Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776, urkundliche Forschungen", denen im folgenden Jahre „Goethe und Heinrich Leopold Wagner, ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher" und 1891 „Lenz und Goethe" sich anschlossen. Wie die Titel schon zeigen, bringt Froitzheim neues von ihm aufgefundenes urkundliches Quellenmaterial und will die angeregten Fragen nach den Grundsätzen einer gewissenhaften historischen Kritik, an der es bisher gemangelt habe, behandeln. Er sieht sich bei seinen Studien immer mehr in die Notwendigkeit versetzt, Goethes „Dichtung und Wahrheit" auf ihren Wert als Geschichtswerk zu prüfen. In der Vorrede zu „Goethe und Heinrich Leopold Wagner" ist er zu der Überzeugung gelangt, daß Goethes Selbstbiographie zum großen Teil Tendenzschrift sei, und daß sich die heutige Auffassung von Goethes Jugendleben und Charakter auf einer schiefen Ebene bewege. „Hier auf Grund unzweideutiger Zeugnisse ein

[1]) Straßburger Post vom 23. März 1887, und als Anhang zu „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich". 1888.

energisches Halt auszusprechen, ist die Pflicht des parteilosen Historikers".

Anzuerkennen ist die Mühe und der Fleiß, den Froitzheim auf die Aufsuchung des Materials verwendet hat: Archive aller Art, Register, Kirchenbücher, Familienkorrespondenzen werden mit minutiöser Sorgfalt Blättchen für Blättchen durchgestöbert. Eine mühselige und eine undankbare Arbeit, denn das Ergebnis steht zu der aufgewandten Zeit und Mühe in keinem Verhältnisse; zwar ergiebt sich eine Reihe von recht hübschen Einzelnheiten, kleinen Richtigstellungen, aber im großen und ganzen kann das neugefundene Material unsere Auffassung der Sturm- und Drangperiode, unsere Beurteilung von Goethes Jugendzeit und gar die seines Charakters in keiner Weise ändern.

Doch es ist Froitzheims Privatangelegenheit, wenn er seine Mühe der wenig lohnenden Arbeit widmet, und wir können ihm dankbar sein für die wenigen Goldkörner, die er mit saurem Schweiß aus den dunkeln Schächten gehoben hat. Die erste Aufgabe des Historikers, das möglichst vollständige Sammeln des Materials, hat er redlich zu lösen sich bemüht, und man kann es ihm daher auch verzeihen, wenn er den Wert des Gefundenen häufig überschätzt, einen wertlosen Kiesel für einen Edelstein hält und mit naiver Freude jubelnd begrüßt. Und doch weist schon diese Überschätzung, die bei einem besonnenen Historiker doch bereits während der Sichtung und Verarbeitung des Stoffes einem richtigeren Abwägen Platz machen soll, auf einen Mangel an kritischem Sinne hin, wie auch das stete Hervorkehren der „urkundlichen Forschung", der „unwiderlegbaren Zeugnisse" etwas unverkennbar Dilettantenhaftes an sich hat.

Doch hätte Froitzheim mit seinem Material ganz hübsche und interessante Arbeiten liefern können, wenn er wirklich der „parteilose Historiker" wäre, als den er sich giebt, ja wenn er überhaupt Historiker wäre. Den Historiker aber macht nicht allein der Fleiß im Zusammentragen der Bausteine, er muß es auch verstehen sie zu ordnen, sie zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Dazu gehört historischer Sinn und unbefangene strenge Kritik. Die Quellenkritik ist nun leider unseres Goetheforschers

schwächste Seite, und das ist besonders deshalb recht schlimm, weil die eigentliche Aufgabe, die er sich stellt, die Prüfung der Glaubwürdigkeit von Dichtung und Wahrheit, eine wesentlich kritische ist. Anstatt der kritischen Befähigung bringt Froitzheim eine vorgefaßte Meinung, eine felsenfeste Überzeugung mit. Ihm steht es von vornherein fest: Goethe ist ein ganz niederträchtiger Charakter, ein jämmerlicher Renommist, der in seiner Selbstbiographie sich nicht scheut zu seiner Selbstverherrlichung offenbare Lügen aufzutischen, ja seine treuesten Freunde schlecht zu machen.

Von diesem Standpunkte aus erscheint ihm der Dichter als ein Angeklagter, über dessen Schuld kein Zweifel sein kann, zu dessen Überführung es nur noch der nötigen belastenden Zeugnisse bedarf. Durch seine „urkundlichen Zeugnisse" glaubt Froitzheim die Schlechtigkeit Goethes darlegen zu können. Was aber gilt ihm alles als „unwiderleglicher urkundlicher Beweis"! Jede Äußerung, die nur gegen Goethe gefallen ist, einerlei ob von Neidern und Verleumdern, ja jede, die nur Goethes Angaben zu widersprechen scheint, einerlei ob ihre Urheber etwas von der Sache wissen konnten, selbst dabei waren, oder ihre Kenntnis erst aus zweiter oder dritter Hand hatten, — alles das ist gleichwertig, unanfechtbar, überzeugend. Ja der albernste Klatsch wird mit ernsthafter Miene ins Treffen geführt.

Aber, selbst mit allen diesen Mitteln hat Froitzheim in seinen genannten Schriften doch nur einige Punkte herausfinden können, in denen Goethe die „Wahrheit zu seinen Gunsten im Kerne verändert habe", und in diesen Punkten hat K. Kochendörffer[2]) Froitzheims willkürliche und oberflächliche Anklagen gründlich widerlegt. So den Versuch, Goethes Äußerungen über die Gobelins beim Empfange Marie Antoinettens in Straßburg als später erfunden darzustellen, sowie das nur durch den gerügten Mangel an kritischem Sinn mögliche Unternehmen, die Goethische Erzählung über seine Doktordissertation Lügen zu strafen. Kochendörffer giebt sich am Schluß seiner Ausführungen der Hoffnung hin, künftigen Angriffen

---

[2]) Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit. Preuß. Jahrbb., Bd. 66, S. 539—563.

auf Goethes Wahrheitsliebe den Weg verlegt zu haben. Daß diese Hoffnung allzu optimistisch war, sollte Froitzheims fernere Thätigkeit zeigen.

Als Beispiel will ich nur einen charakteristischen Fall anführen.

Froitzheim hatte in seinem „Goethe und H. L. Wagner" die Behauptung aufgestellt, Goethe habe sich in den Äußerungen über Lenz' „Anmerkungen übers Theater" im 11. und im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit in einem unlösbaren Widerspruche gefangen.

An der einen Stelle sage nämlich Goethe selbst, daß Lenz diesen Aufsatz bereits im Sommer 1771 in der Salzmannischen Gesellschaft, deren Mitglieder Goethe wie Lenz bekanntlich gewesen seien, vorgelesen habe, während er an der andern erkläre, daß Lenz' Behauptung in einer lakonischen Vorrede, bei Übersendung der Arbeit an Goethe zur Herausgabe, der Inhalt sei bereits durch eine Vorlesung einer Gesellschaft von Litteraturfreunden vor Erscheinen des Götz bekannt geworden, ihm einigermaßen auffallend erschienen sei.

Nun hat Kochendörffer klar nachgewiesen, daß Goethe der société de philosophie et de belles lettres, die Froitzheim meint, nie angehört hat, daß er auch im 11. Buch nichts Anderes sagt, als daß man sich ein Bild von dem über Shakespeare in dem zwanglosen Kreise des Lauthischen Mittagstisches Gesprochenen und Verhandelten aus den [späteren] Aufsätzen Herders und Lenzens machen könne, die die Anregung zu diesen dort empfangen hätten: daß also ein Widerspruch zwischen Goethes Äußerungen im 11. und im 14. Buch gar nicht vorhanden ist.

Trotzdem bringt Froitzheim in seinem „Lenz und Goethe" die Sache nochmals vor, und heftet einen neuen Vorwurf daran. Goethe polemisiere in jener Stelle des 14. Buches gegen die Vorrede zu den „Anmerkungen übers Theater", die ihm die Priorität der auf die Reform des Dramas abzielenden Ideen widerrechtlicher Weise habe entziehen wollen, während er doch „sehr wahrscheinlich um nicht zu sagen sicher" jene Vorrede selbst geschrieben habe.

Dies beweise Inhalt und Form der Vorrede, die von Lenz in der dritten Person spreche und ihn einen „Dilettanten“ nenne, was mit jener Anmaßung in Widerspruch stehe. Um Goethe völlig zu vernichten, hat Froitzheim aber noch eines seiner „urkundlichen“ Zeugnisse bei der Hand. In den ungedruckten Notizen des Moskauer Predigers J. M. Jerzembsky, der im Umgange mit Lenz Materialien zu einer Biographie des Dichters gesammelt habe, heiße es: „Anmerkungen übers Theater, von Goethe verstümmelt. — Es waren vier Vorträge gegen die Trinitätslehre des Aristoteles als Beytrag zur Dramaturgie Shakespeares. Vorrede vom Herausgeber.“ Wie lautet denn diese Vorrede?

„Diese Schrift ward zwey Jahre vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen. Da noch manches für die heutige Bellitteratur drinn seyn möchte, das jene beyden Schriften nicht ganz überflüssig gemacht, so theilen wir sie — wenn nicht anders als das erste ungehemmte Räsonnement eines unparteyschen Dilettanten — unsern Lesern Rhapsodienweis mit“.

Die Form dieser Vorrede weist allerdings auf den Herausgeber hin: muß deshalb aber auch der Grundgedanke der Priorität vor dem Götz von ihm stammen? Goethe selbst sagt darüber: Lenz habe ihm eine Anzahl Manuskripte, darunter auch die „Anmerkungen“ gesandt. „Bei diesen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorbericht sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Litteraturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo Götz noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein litterarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser, wie zu seinen übrigen Schriften Verleger, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte.“ Die Sachlage ist so klar wie möglich: obgleich Goethe die Behauptung des Verfassers mit Mißtrauen — und wohl mit

berechtigtem — betrachtete, so ließ er sie doch hingehen, er nahm sie in die kurze Vorrede, die er als Herausgeber voranschickte, auf.

Wo ist denn auch nur der geringste Grund zu der Annahme, Goethe habe, ganz ohne Lenzens Veranlassung, aus eigener Überzeugung die Priorität der „Anmerkungen" vor seinem bereits gedruckten „Götz" ausdrücklich hervorgehoben, um dann später seine eigene Behauptung anzuzweifeln?

Wahrlich, es gehört die ganze Kurzsichtigkeit und Verbissenheit eines Mannes wie Froitzheim dazu, um hier einen Widerspruch in Goethes Aussagen herauszutifteln.

Wer diese „historische" Kunst Froitzheims kannte, durfte denn auch durch die Resultate nicht überrascht sein, zu denen er in seinem neuesten Werk „Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen" gelangt ist.

Sofort nach dem Erscheinen dieses Buchs haben sich Stimmen erhoben, die es als eine skandalöse Schmähschrift bezeichneten: auf der anderen Seite hat es aber auch nicht an Kundgebungen gefehlt, die es als eine vorurteilsfreie Enthüllung der von Goethe verschleierten Wahrheit feierten. Ich nenne hier nur Theophil Zollings Aufsatz in der „Gegenwart" vom 10. Dezember „Die Wahrheit über Goethes Friederike". Zolling kommt zu dem Schluß, der fleißige und glückliche Straßburger Forscher verdiene Anerkennung und Aufmunterung, nicht aber die magistrale Verketzerung, die er von seiten der Goethepfaffen geerntet habe und noch ernten werde. Nicht Freude am Skandale oder gar Goethehaß liege vor, wie seine Gegner zu sagen liebten; wenn aus diesen Forschungen der Dichter nicht makellos hervorgehe, so sei es nicht die Schuld des Litterarhistorikers, sondern der Quellen, die er benutzen mußte. Die Gegner, die Froitzheim darum schmähten, leugneten einfach die Freiheit der Forschung. Der große Dichter vertrage auch als Mensch die volle Wahrheit. „Unser Goethe ist uns lieber als ganzer Mensch, denn als halber Gott."

Diesen letzten Satz unterschreibe ich gerne, und kein vernünftiger Verehrer unsers Dichters wird behaupten wollen, daß er von menschlichen Schwächen frei gewesen sei. Wir wissen alle, und er selbst hat daraus kein Hehl gemacht, daß er in der tollen

Gährungszeit seiner Jünglingsjahre in Übermut und Leichtsinn, in Maß- und Rücksichtslosigkeit gefehlt hat, aber kleinliche Scheelsucht, Niedertracht und Erbärmlichkeit, die Froitzheim ihm andichten will, haben seinem Charakter immer fern gelegen. Auch Zolling würde sich Froitzheim nicht gefangen gegeben haben, wenn ihm nicht eben die „Urkundlichkeit“ seiner Forschung so gewaltig imponiert hätte.

Froitzheim selbst meint in der Vorrede: „Da die Ergebnisse meiner urkundlichen Forschung nicht anzugreifen sind, wird man mein Unternehmen als unpassend, ja unpatriotisch hinstellen wollen.“

Ich will hier die Frage der Schicklichkeit ganz beiseite lassen, das Recht der freien Forschung durchaus nicht leugnen, sondern nur untersuchen, ob die Ergebnisse der urkundlichen Forschung Froitzheims über Friederike und Goethe wirklich so unangreifbar sind.

Diese Ergebnisse lassen sich sehr kurz in zwei Sätze zusammenfassen: 1) Friederike Brion hat 1787 ein uneheliches Kind geboren, vielleicht später noch mehrere. 2) Sie hat auch schon vorher im Jahre 1772 ein uneheliches Kind, und zwar von Goethe, geboren.

Das zweite Ergebnis scheint Froitzheim selbst allerdings nicht so ganz unangreifbar, er giebt es bald als Vermutung, bald als Behauptung, bald als Überzeugung. Dieses Schwanken hängt mit einem kleinen Kunstgriff zusammen, dessen er sich mit Vorliebe bedient: eine Folgerung, die er eben nur als möglich oder wahrscheinlich angenommen hat, gleich darauf als absolut sicher hinzustellen, wenn es gilt weitere Schlüsse daraus zu ziehen.

Wir müssen also zunächst das erste unanfechtbare Ergebnis ins Auge fassen.

Schon in den 20er Jahren liefen Gerüchte um, daß Friederike aus einem Verhältnisse mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt in Sesenheim ein Kind geboren habe. Jeder mit der Art der Legendenbildung Vertraute wird es begreiflich finden, daß hieran sich die Sage knüpfte, auch ihre Beziehungen zu Goethe, von denen durch Dichtung und Wahrheit alle Welt wußte, seien nicht ohne Folgen geblieben.

Beide Gerüchte durchkreuzten sich in den verschiedensten Versionen. Es hieß auch, daß Goethes Sohn nachher Pasteten-

bäcker zu Straßburg geworden sei. So wenig sich der Ursprung des ganzen Geredes klar legen ließ, so schien er doch nach Straßburg zu weisen. In Sesenheim hatte zuerst im Jahre 1822 der damalige Pastor Schweppenhäuser von der Verführung Friederikens durch Reimbolt erzählt.

Daß sich üble Nachrede an Friederikens Namen knüpfte, kann ja eigentlich nicht Wunder nehmen, es ist das gewöhnliche Los von ihrem Geliebten verlassener Mädchen.

Besonderes Verdienst um die Fortbildung des Gerüchtes erwarb sich Alexander Weill. Als im Jahre 1840 die „Friederiken-Frage" in den Blättern erörtert wurde, ließ auch Weill, der aus einer jüdischen Familie in Schirrhofen bei Sesenheim stammte, in der Zeitung für die elegante Welt einen sensationellen Artikel vom Stapel, allerdings in so wenig eleganter Form, daß er nur geringe Beachtung fand. Er selbst hatte in Sesenheim umhergefragt und besonders durch seine Schwester Florette bei allen alten Basen dort Erkundigungen einziehen lassen. Diese hatte in einem Briefe, den ihr Bruder wörtlich abdruckte, ihm das Ergebnis ihrer Bemühungen mitgeteilt. Aus ihrem konfusen Geschreibsel geht im wesentlichen hervor, daß das Gerücht über Friederikens Verhältnis zu Reimbolt auch einigen alten Weibern beiderlei Geschlechts in Sesenheim bekannt war.[3]) Die Chronologie ihrer Angaben ist völlig verwirrt. „Von dem Goethe," meldet sie, „weiß man nicht viel als daß sie sich geliebt haben, wo er jetzt sein kann weiß man auch nicht." Obwohl Weill nun dem Briefe seiner Schwester das Lob giebt: er erkläre in seiner Bauernsprache mehr in sechs Zeilen als ein Schriftsteller auf sechs Seiten, so war ihm doch nicht völlig damit gedient. Ob Reimbolt Friederike verführt hatte oder nicht, ließ die Lesewelt ziemlich kalt, Goethe mußte der Verführer sein, und so fügte Weill einige Erläuterungen hinzu, ein wirres Geschwätz, dessen Kern die Behauptung einer Nachbarin ist, Friederike habe zwei Kinder gehabt. Das genügt Herrn

[3]) Ihr Hauptzeuge, der alte Gressian, von dem sie 1840 die wichtigsten Nachrichten erhalten haben will, war übrigens, wie der jetzige Pfarrer von Sesenheim, Fr. Rübel, in der Straßburger Post vom 13. November 1992 nachweist, bereits 1832 gestorben.

Weill zu folgenden wunderbaren Schlußfolgerungen: „Täuschen mich meine Erkundigungen nicht, so bekam Friederike von Goethe etwas mehr als Gedichte. Wozu es verhüllen, daß des Pfarrers Nachbarin noch von einem Kinde munkelte?" Diese Äußerung der Nachbarin, die Goethe gar nicht nennt, ist die einzige Quelle, welche Weill für seine Vermutung anzuführen weiß. Weiter erzählt er nur noch, daß der alte Chirurg Schöpflin, wenn auf Goethe die Rede gekommen sei, mit den Achseln gezuckt und gemeint haben solle, seine schnelle Abreise habe eine andere Ursache gehabt.[4]) An dieses Orakelwort knüpft nun der Autor unmittelbar das kühne Urteil: „Sicher ist, daß Friederike nicht rein aus Goethes Händen kam und daß es in Sesenheim noch viele Leute giebt, die behaupten, Friederike habe von ihrem ersten Geliebten ein Kind gehabt, das gestorben ist."

Woher plötzlich die Sicherheit? Ein glaubhaftes Zeugnis wird nicht angeführt. Die Schwester, die bei allen alten Bauern und Bäuerinnen sich erkundigt haben will, erklärt, von Goethe wisse man nichts, als daß sie sich geliebt hätten, und bringt das zweite Kind, das Friederike gehabt haben soll, ausdrücklich nicht mit Goethe in Verbindung.

Das Ganze ist eben ein von Widersprüchen wimmelnder in plumpster, oft geradezu sinnloser Form vorgebrachter alberner Altweiberklatsch, so daß man sich nicht wundern kann, daß die elegante Welt des Jahres 1840 sich wenig darum kümmerte. Wir hätten dieses Geschreibsel eines sensationslüsternen Journalisten der wohlverdienten Vergessenheit überlassen können, wenn es nicht die Grundlage für Froitzheims Enthüllung geboten hätte. Für ihn haben Weills Worte, „die bis heute von der Kritik in unbegreiflicher Verblendung mißachtet wurden", überzeugende Kraft. Er setzt sich im Jahre 1892 mit Alexander Weill in Verbindung, der ihn an seine, als Frau Lehmann in Bischweiler noch lebende, Schwester weist. Nachdem Froitzheim das seltsame Geschick beklagt

---

[4]) Auch dieser war schon seit 1836 todt. Da er, wie Rübel feststellt, erst 1764 geboren ist, konnte er wohl als 7jähriger Knabe kaum die wahre Ursache von Goethes Abreise durchschaut haben.

hat, das ihn während früheren sechsjährigen Aufenthalts in Bischweiler die Bekanntschaft August Stöbers nicht zu Nachforschungen hatte benutzen lassen, ja ihn auch nicht zu der am selben Orte weilenden Frau Lehmann geführt hatte, fährt er fort: „August Stöber ist seitdem gestorben. Aber Frau Lehmann lebt noch. Den 19. Mai mittags hatte ich jenen Brief A. Weills in Händen. Zwei Stunden später stand ich in Bischweiler vor der 80 jährigen Matrone."

Sein Eifer wurde belohnt. Das Gedächtnis der Greisin war so vorzüglich, daß sie jetzt mehr wußte als früher. „Alte Bäuerinnen erklärten mir ganz offen, Friederike habe auch von Goethe ein Kind geboren." Man sieht, die Kunde wird immer genauer, je größer der Zwischenraum wird, der uns von den Ereignissen trennt.

Diese „Enthüllungen" Weills und seiner Schwester zwangen nun Froitzheim zu der Annahme, daß, wenn er erst mit dem Friederikenthema sich befaßte, unliebsame Dinge zu Tage treten würden.

Er kam auf den naheliegenden Gedanken in den Findelhausakten nach dem Kinde Reimbolts und Friederikens zu suchen, und fand den Taufschein eines am 3. März 1787 zu Straßburg geborenen Johann Lorenz Blumenhold, sowie das Protokoll über die Aufnahme dieses Kindes ins Stephansfelder Findelhaus am 31. Mai 1787. Dieses Protokoll erklärt, daß das Kind vom Pfarrer Reimbolt zu Sesenheim eingeliefert wurde. Im Taufschein ist als Mutter genannt Franziska Ludovika Wallner aus Schweighausen, die, „wie uns die unterzeichnete vereidigte Hebamme nach der Erklärung der in den Wehen liegenden Mutter auf Amtstreue berichtet hat" als Vater einen Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen bezeichnete. Dieser Knabe Blumenhold soll nun, wie Froitzheim bestimmt behauptet, Friederikens Sohn sein. Die Urkunden sagen zwar nichts davon, sie geben nur den Anhalt, daß Reimbolt das Kind ins Findelhaus gebracht hat. Hier muß also die Kunst des Historikers ergänzend eintreten. Froitzheim sagt: die Namen sind erdichtet, und da das Gerücht, von vertrauenswürdigen Männern vertreten, Friederiken ein Kind von Reimbolt

zuschreibt, so ist die Franziska Ludovika Wallner keine andere als Friederike Brion.

Um diese Annahme wahrscheinlich zu machen, wird wieder ein kleiner Kunstgriff angewendet: der Entlastungszeuge des zweiten Angeklagten wird verdächtigt um die Hauptangeklagte zu treffen. Die Erklärung der Hebamme, die in allen katholischen Taufbüchern des Elsaß wiederkehre, habe wenig materiellen Wert. Sie finde sich bei unglaublichen Vater- und Mutternamen des vorigen Jahrhunderts. Die katholische Kirche, nach deren Ritus alle unehelichen Kinder, auch protestantischer Eltern, getauft werden mußten, habe die Echtheit der Angaben nicht geprüft, um Propaganda zu machen.

Woher weiß das Froitzheim? Hatte die katholische Kirche deshalb weniger Anspruch auf die Kinder, wenn die amtlichen Angaben genau genommen wurden?

Aber gesetzt auch die formelhafte Erklärung der Hebamme sei bedeutungslos, was beweist das gegen die Echtheit des Mutternamens, auf den sich jene Erklärung gar nicht bezieht?[5]) Den Vaternamen kann die Gebärende erdichten, da ihre Aussage unkontrollierbar ist, ihren eigenen kann sie aber nicht so leicht fälschen. Daß Froitzheim diese formelhafte, selbstverständlich nur den Namen des Vaters ohne Gewähr enthaltende Angabe der Hebamme auch bei unglaublichen Mutternamen gefunden habe, muß, wenigstens in dem von ihm angenommenen Zusammenhange, so lange bezweifelt werden, bis er einen Beweis dafür giebt.

Daß der Name Wallner in Schweighausen seit 1810 nicht vorkommt und daß der 92 jährige älteste Einwohner des Dorfes, der also 1800 geboren ist, ihn nicht kennt, beweist für das Jahr 1787 gar nichts. Bei alledem wäre aber die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um einen Sohn Reimbolts und Friederikens handeln könne, und die nie fehlenden Freunde des Skandals könnten nach wie vor sich auf das Gerücht berufen, an

[5]) Der Taufschein sagt: filius illegitimus Franciscae Ludovicae Wallner ex Schweighausen prope Hagenoam oriundae et prout infra scripta jurata obstetrix Maria Francisca Müller ex declaratione matris sibi in partus doloribus facta nobis sub officii sui fide retulit, Joannis Friderici Blumenhold ex Pfaffenhofen.

dem doch etwas Wahres sein müsse, — wenn Froitzheim nicht selbst bereits früher den Gegenbeweis geliefert hätte. Man war gerade in Straßburg durchaus nicht so nachsichtig hinsichtlich der unehelichen Geburten wie er uns glaubhaft machen will.

In seiner Schrift „Goethe und H. L. Wagner“ [6]) hat er nachgewiesen, daß in Straßburg nach geltendem französischen Recht nicht nur der Kindesmord, sondern die bloße Verheimlichung der Schwangerschaft mit dem Tode bestraft, und daß dieses Edikt alle Vierteljahr von den Kanzeln verkündet wurde. Noch 1780 schreibt Fr. R. Salzmann: „Die gefallenen Mädchen müssen ihre Schwangerschaft, sobald sie sie gewahr werden, bei dem Fiskal angeben. Wenn sie es versäumen, so verfallen sie bei einer todten Geburt in die Strafe des Ediktes Heinrich II. und werden als Kindermörderinnen hingerichtet“.

Dieser Strenge des, wie aus Salzmanns Angabe hervorgeht, in der Praxis doch nur wenig gemilderten Gesetzes gegenüber ist es doch ganz undenkbar, daß es ein in Straßburg niederkommendes Mädchen hätte wagen sollen, dem Fiskal falsche Angaben über Namen und Herkunft zu machen, noch weniger aber war nach Verhehlung der Schwangerschaft eine heimliche Niederkunft möglich. Wie sollte gar die in Straßburg so wohlbekannte Friederike Brion derartiges versucht haben? Und doch schreibt ihr Froitzheim in dieser Lage, wo ihr mindestens das Raspelhaus in Aussicht gestanden hätte, auch noch „unverwüstliche Heiterkeit“ zu, die sich in der Wahl des schönen Namens „Blumenhold“ für ihr Kind kundgegeben.

Ja, auch der Umstand spreche für Friederikens Schuld, daß der kleine Blumenhold „Laurentius“ genannt sei, wie Reimbolt auch geheißen habe, selbst daß Friederikens-Name als Vorname des fingierten Vaters benutzt zu sein scheine, entgeht dem Scharfsinn unsers Historikers nicht, und wird als belastendes Moment angeführt.

Aber die welterschütternden Entdeckungen sind damit noch nicht abgeschlossen. Froitzheim hat auch noch herausgefunden und

---

[6]) S. 43 ff.

„urkundlich" bewiesen, daß der Knabe später Pastetenbäcker geworden ist. Da nun ein Gerücht einmal von einem Sohne Goethes und Friederikens gefabelt hat, der Pastetenbäcker gewesen sei, so ist jetzt „mit einem Schlage aller Zweifel gelöst".

„Die Wahrheit — es hat bei der von mir so oft gerügten Voreingenommenheit unserer Goetheforschung freilich etwas lange gedauert — ist durch mich ans Licht gebracht." Nun jubelt der große Entdecker auf „Was werden nun unsere Forscher, vor Allem Düntzer und Erich Schmidt, für Gesichter machen". Allerdings wohl recht erstaunte, aber nur über diese Summe von Kritiklosigkeit und Oberflächlichkeit, die sich ihnen da offenbart. Sie werden wohl ruhig sagen, was jeder klar Denkende sich sagen muß, daß Froitzheim mit allen seinen Urkunden nichts anderes beweist, als daß die Mutter des Blumenhold Franziska Wallner geheißen hat, wie der Taufschein ergiebt, daß Reimbolt zu dem Kinde in irgend einer Beziehung steht, ohne daß nachgewiesen wäre in welcher, daß Frotzheim endlich den Beweis für seine Behauptung, Friederike sei die Geliebte Reimbolts und die Mutter des Knaben Blumenhold gewesen, vollständig schuldig geblieben ist.

Damit fallen auch die Beschuldigungen, die Froitzheim gegen Goethe erhebt, denn „Frieḍerikens Sohn" vom Pfarrer Reimbolt bildet für sie die notwendige Unterlage.

„Da die Erkundigung Weills in Betreff der Verführung Friederikens durch den katholischen Pfarrer Reimbolt von der Wahrheit bestätigt wurde, so wäre es kritiklos, seine andere Mitteilung, daß auch das Verhältnis Goethes zu Friederike mit einer Niederkunft geendet habe, von vornherein zurückzuweisen."

So wird das Kapitel „Goethes Schuld" eingeleitet.

Was aber bringt es an Beweisen? Nichts, als einzelne aus Goethes Briefen herausgerissene, in ganz willkürliche Beziehung gebrachte Stellen, aus denen hervorgehen soll, daß Goethe sein Gewissen beschwert gefühlt habe. Gewiß hat er sich schuldig gefühlt, das unschuldige Kind unbesonnen in Liebesbande verstrickt zu haben, erklärt er doch noch später: „Hier war ich zum ersten Male schuldig, ich hatte das schönste Herz in seinen Tiefen verwundet". Aber setzt das eine grobsinnliche Verführung voraus?

Welch ein Mensch hätte Goethe sein müssen, wenn ihn das Herzeleid der Geliebten, die er doch verlassen mußte, nicht ergriffen hätte!

Für das Verfahren unseres parteilosen Historikers mit Goethes Briefen nur zwei Beispiele.

Am 28. November 1771 schreibt Goethe an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch wett ich, sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn, Sie wissens lang, und koste es, was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Schakespear und alles vergessen worden." Dieses Unternehmen, diese ganz unerwartete Leidenschaft ist, wie aus dem Briefe weiter hervorgeht, die Dichtung des Götz, die den Poeten vollkommen gefangen hält.

Wer kommt auf den Gedanken, daß auch in diesen Worten des mit seinem Stoffe noch leidenschaftlich ringenden Dichters ein „urkundliches" Zeugnis für die Schuld des Menschen vorliege? Froitzheims scharfer Blick durchdringt jede Maske. Die Leidenschaft kann natürlich nur eine neue Liebschaft bedeuten, das Ganze ist eine Anspielung auf das Sesenheimer Liebesverhältnis. Froitzheim zitiert Goethes Worte nur bis zu dem Satze: „Diesmal sind keine Folgen zu befürchten" und fügt hinzu: „und nun spricht er von Goetz von Berlichingen".

Nein! er spricht von Anfang an von nichts anderem als von seiner Dichtung, die seine ganze Seele erfüllt.

Hier ist nur zweierlei möglich, entweder hat Froitzheim dies nicht erkannt, dann beweist er seine völlige Unfähigkeit historische Quellen zu verstehen, oder er hat es nicht erkennen wollen und um den Leser irre zu führen das „und nun spricht er von Goetz" statt Goethes eigener Worte gewählt, dann ist er ein Fälscher. Dafür spricht, daß er die „Folgen", die dem ganzen Zusammenhange nach als Folgen des jede andere Thätigkeit ausschließenden dichterischen Schaffens gedacht sind, als die Folgen eines sinnlichen Liebesverhältnisses „nicht im allgemeinen, sondern im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne" faßt.

Zu der gleichen Schlußfolgerung zwingt uns der zweite Fall. Froitzheim hat aus einer späteren Quelle die Kunde, daß Friederike um 1779 verblüht und reizlos gewesen sei, „Und doch hat Goethe bei seinem damaligen Besuche zu Sesenheim, um die eigene Schuld zu leugnen, die Kühnheit, zu behaupten, er habe Friederike wenig verändert gefunden! Ich frage: Was wird man einem solchen Berichterstatter, bei dem der Dichter den Geschichtsschreiber überwuchert, noch glauben können?"

Was sagt denn der Berichterstatter? „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich, wie sonst, gefaßt und selbständig." Jeder Unbefangene sieht, daß sich Goethes Äußerung nicht auf das Aussehen der früher Geliebten, sondern auf ihr Wesen bezieht, das ihn vordem so bezaubert hatte.

Sieht Froitzheim nicht, daß er durch solche offenbare Verdrehungen des Sinnes der Goethischen Worte den begründeten Verdacht der mala fides auf sich lädt? Wenn er wirklich in gutem Glauben handelte, so war es seine Pflicht, Goethes Äußerungen vollständig zu geben, damit der Leser sich selbständig ein Urteil bilden konnte. Daß er nur einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen anführt, denen er einen falschen Sinn unterschiebt, spricht dafür, daß er auf die Täuschung des vertrauensvollen Lesers ausgeht.

Aber alle diese erschlichenen Zeugnisse geben immer noch keinen Beweis von Goethes Schuld.

Diesen sucht daher Froitzheim durch eine besonders feine Kombination zu führen. Er glaubt bewiesen zu haben, daß Friederike 1787 von Reimbolt einen Sohn geboren habe, der Pastetenbäcker geworden sei. Nun hat gerüchtweise einmal von einem Sohne Goethes, einem Pastetenbäckerjungen, verlautet. Froitzheim schließt nun so: Der Familie Brion war besonders unangenehm, daß der Vater des Kindes ein katholischer Geistlicher war. Das Kind ließ sich aber nicht wegleugnen, daher „sollte ihm ein anderer Vater untergeschoben werden. Weshalb wurde nun von den Angehörigen Friederikens weder Lenz noch . . . irgend ein Anonymus als Vater untergeschoben? Die Vermutung liegt sehr nahe, weil auch Goethe schuldig war. Als Vater eines früheren Kindes der

Friederike konnte Goethe ohne großes Unrecht zum Vater jenes späteren gemacht werden!" So ist nach Froitzheim jenes Gerücht von Goethes Sohne dem Pastetenbäcker entstanden.

Wenn es das wäre, ist darum in dem ganzen Schluß ein Beweis für Goethes Schuld gebracht, oder ist sie nicht vielmehr einfach darin vorausgesetzt?

Woher weiß denn Froitzheim, daß Friederikens Verwandte dem Kinde, das er Friederiken von Reimbolt andichtet, einen anderen Vater haben unterschieben wollen? Bei wem konnten sie denn hoffen mit der plumpen Lüge Glauben zu finden, daß der Weimarer Geheimrat, der 1779 zum letztenmal Friederiken gesehen hatte, der Vater eines 1787 geborenen Kindes sei? Woher nimmt Froitzheim die Berechtigung, den ehrenwerten Leuten Behauptungen unterzuschieben, an die sie nie gedacht haben, für die nicht der geringste Anhalt vorliegt? Froitzheim hat freilich auch hier wieder einen seiner Beweise. Ein Verwandter Friederikens, ein Arzt, hat ihm gesagt, Goethe „hat das Mädchen unglücklich gemacht", daran knüpft Froitzheim die klassische Bemerkung: „Dieser Ausspruch im Munde eines A r z t e s deutet meiner Überzeugung nach auf mehr als eine bloße Herzenskränkung". Nun, mit Überzeugungen läßt sich nicht rechten.

Ich will nur kurz noch „das ungedruckte Tagebuch eines Elsässer Theologen" berühren, aus dem Froitzheim die sinnliche Lüsternheit Friederikens beweisen will. Als Historiker muß er den Unterschied zwischen einem gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschriebenen Tagebuche und zwischen nach langen Jahren gemachten Aufzeichnungen kennen. Er muß wissen, daß ersteres einen viel höheren Quellenwert besitzt als letztere. Was soll man nun von dem Historiker denken, der seinen Lesern die Beschreibung, die ein alter Mann von seinen Jugendthorheiten liefert, unter der wiederholten Bezeichnung „Tagebuch" vorführt?

Bevor Froitzheim erwarten kann, daß dem Inhalt dieser Schrift, die durchaus den Stempel der Unglaubwürdigkeit trägt, die geringste Beachtung geschenkt wird, muß er eine ausreichende Quellenbeschreibung geben, die ein Urteil über den Verfasser und die Art der Abfassung ermöglicht.

Daß ein „Historiker“, der so auf jeder Seite gegen die Anfangsgründe seiner Wissenschaft verstößt, keine Ahnung davon hat, daß zur Beurteilung solcher Verhältnisse auch ein gewisser psychologischer Blick nötig sei, daß er daher Goethes Denken und Fühlen ungefähr mit demselben Maßstabe mißt, wie das eines beliebigen Fleischerknechtes, kann nicht Wunder nehmen.

Froitzheim versteht Goethe etwa ebensogut, wie der Famulus Wagner Faust begreift.

Sein Schlußkapitel, in dem er sich mit Goethe als Dichter beschäftigt, ist daher eine wahre Musterleistung. Salzmann ist Mephisto, „Friederike in ihrer Verlassenheit ist das arme verlassene Gretchen, deren blutige That die Ausführung desjenigen Gedankens bedeutet, der auch der verzweifelten Friederike vielleicht einmal hätte nahetreten können“. Warum denn „vielleicht einmal“? Liegt in der Kerkerszene nicht der vollgiltige Beweis vor, daß Friederike-Gretchen ihr Kind wirklich umgebracht hat? Warum so zaghaft? Wie sollte Goethe imstande gewesen sein, die „windende Todesnot“ des verlassenen Mädchens in der Kerkerszene so naturgetreu darzustellen, wenn Friederike ihm nicht Modell gesessen hätte? So gut sich das urkundliche Zeugnis fand, daß eine gewisse Wallner ein uneheliches Kind geboren hat, so gut wird es auch gelingen zu enthüllen, daß eine gewisse Müller oder Schulze ihr Kind umgebracht hat. Ich würde mich daher gar nicht wundern, wenn Froitzheims nächstes Buch den Titel trüge „Friederike die Kindesmörderin. Nach geschichtlichen Quellen“.

---

5. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Professor Dr. W. König, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier;
„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Rausenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knies.

In dieser Abteilung sprachen am

11. November Herr Dr. O. Rausenberger über „Der allgemeine Eulersche Satz über Polyeder";

9. Dezember Herr Prof. Dr. W. König über „Hydrodynamische Probleme".

---

6. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Professor Dr. W. König, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Direktor Dr. Pallmann.

In dieser Abteilung sprach am

17. November Herr O. Donner-von Richter über „Hans Holbeins Bild „Die Gesandten" in der Londoner Nationalgallerie".



III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Im Beginne der letzten Spielzeit machte ein Theaterkritiker die Bemerkung: „Die Programmlosigkeit auf dem modernen deutschen Theater heißt immer Schiller. Wir haben jetzt in Berlin fünf Bühnen, welche es mit ihm versuchen und alle mit einigem Glück." Schon vor anderthalb Jahren hat Ernst Possart mich auf die steigende Anziehungskraft aufmerksam gemacht, die Schiller gerade in Berlin, dem Hauptsitze des der deutschen Sprache sich bedienenden Naturalismus, neuerdings ausübe. Darf man auch nicht zu großes Gewicht auf diese Erscheinung legen, sie ist immerhin beachtenswert, und selbst der arme idealistische Dichter in Paul Heyses „Merlin" erquickt sich an den Schiller-Aufführungen ankündigenden Berliner Theaterzetteln. Es lebt doch ein unverwüstliches theatralisch-dichterisches Element in diesen Stücken, an denen die Kritiker aus den entgegengesetzten Lagern so viel auszustellen wußten. Eben die schärfste und wohl auch beachtenswerteste Kritik an Schillers Dramen hat Otto Ludwig geübt. Was in Heydrichs Ausgabe seiner „Shakespearestudien" (1872; vergl. W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, S. 389) zwischen verschiedenen Bemerkungen verstreut war, ist im ersten Bande von Sterns Ausgabe der „Studien"[1]) Otto Ludwigs nun in die zwei Gruppen „Shakespeare und Schiller" und „Schiller", die freilich nicht

[1]) Leipzig 1891 (Fr. Wilh. Grunow).

Ludwigs Äußerungen über Schiller erschöpfen, zusammengestellt worden. Völlig neu sind Ludwigs inhaltreiche Gespräche mit Josef Lewinsky, in denen er die Hauptvorwürfe gegen Schiller wieder vorbringt, hinzugekommen; aus Ludwigs Heften hat Stern die umfangreiche Kritik des Schauspiels „Maria von Schottland" der Freifrau von Ebner-Eschenbach, und im zweiten Bande einen Auszug aus den zwei Skizzenheften Ludwigs für seine tragische Historie „Leben und Tod Albrechts von Waldstein" neu hinzugefügt. Kürzer ist von Ludwigs Wallensteinplan und dem zu „König Darnleys Tod" in der Einleitung zu den „Dramatischen Fragmenten" [1]) berichtet. Da auch zu den einzelnen Abschnitten der Studien selbst Ergänzungen aus Ludwigs Niederschriften gekommen sind, so liegt jetzt erst Otto Ludwigs Schillerkritik [2]) in bisher nicht erreichter Vollständigkeit und Übersichtlichkeit vor. Ludwig stellt die Räuber am höchsten, ein Urteil, in dem ihm Tieck bereits vorangegangen; am meisten Vorwürfe häuft er gegen den Wallenstein, dem ja ebenfalls schon Tieck eine mehr shakespearisierende Dramatisierung der dreißigjährigen Kriegszeit entgegensetzen wollte. Auf Schillers Absichten bei der Wallensteindichtung, ihre irrige Auffassung und wünschenswerte Behandlung in der Schule ist sehr hübsch Hubert Beckhaus in dem Gymnasialprogramm „Zu Schillers Wallenstein" [3]) eingegangen. Knapp und treffend hat er die geschichtlichen Personen aus Schillers dreißigjährigem Kriege mit denen der Tragödie verglichen und die dichterische Intuition, welche vorausahnend das nach den neuesten Forschungen historisch Richtige gesehen hat,[4]) betont. Ludwig, der in seiner Kritik nicht nur die wirklich wunden Punkte in Schillers Komposition scharf erkennt, sondern die Schillerische Tragödie überhaupt als verfehlt

[2]) Fr. Keim, Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs. St. Pölten 1887. Sehr hübsch äußert sich Graf Schack in seinem Aufsatze über Ludwig: Mosaik, Vermischte Schriften, Stuttgart, 1891 S. 61.

[3]) Ostrowo 1892 (kgl. Gymnasium. Theodor Hoffmanns Buchdruckerei).

[4]) Mit einer Vorführung der „Gestalten aus Wallensteins Umgebung" soweit sie für Schiller in Betracht kommen, ist im zweiten Bande von Alois John's „Litterarischem Jahrbuch" (vergl. unten) durch H. Hallwichs Charakteristik Questenbergs der Anfang gemacht worden.

bekämpft, trifft in seinem weitangelegten, vor dem Regensburger Fürstentage beginnenden Wallensteinplane doch einige Male mit Schiller ebenso auffällig wie unabsichtlich überein, was wir im Gegensatz zu dem theoretischen Tadel als Anerkennung durch die That verzeichnen dürfen. Ludwig sagt, gleichsam selbst über seine harte Rüge Schillers betroffen, einmal: „ich habe, soweit ich mich kenne, ehrlich geforscht und gebe ehrlich die Resultate meiner Forschung hin: Ich handle, wie mir meine Natur gebietet, mögen es andere auch.“ Er hat wohl auch erkannt, daß Schiller seiner Natur nach unmöglich das von Shakespeare gegebene Muster sich aneignen konnte. Daß aber ein solches Einleben in das englische Drama des 16. Jahrhunderts für einen deutschen Dramatiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts unmöglich sei — ich verweise auf die Darlegung in meinem Schillervortrage, VI, 31* f. —, diese geschichtliche Thatsache hat Otto Ludwig zu seinem eigenen Schaden allerdings nicht erkannt. Der Vorwurf, daß Schiller die Sprache der einzelnen charakteristischer hätte gestalten sollen, anstatt allen das blendende Gewand seiner philosophischen Diktion überzuwerfen, ist richtig: für den vom Troßknecht aufgestiegenen Buttler paßt es schlecht, vom heiligen Herd der Laren zu sprechen. Hier hat Heinrich v. Kleist entschieden einen Fortschritt über Schiller hinaus gemacht. Wohl finden sich auch bei Schiller Ansätze zu einer charakteristisch abgetönten Sprache, im allgemeinen läßt er aber die Personen zu sehr seinen eigenen philosophisch geschulten Ideengang vortragen; soweit muß man den Vorwürfen Ludwigs wohl zustimmen. Die Ungerechtigkeit seiner Kritik liegt viel weniger in dem, was er tadelt, als daß er, so bewundernd er auch vom Menschen Schiller spricht, über den wirklich vorhandenen Schwächen für die Vorzüge des Dramatikers Schiller kein Auge zu haben scheint; das gilt freilich vor allem vom Wallenstein, während er in den Charakteren und der Seelenmalerei des Don Karlos einen shakespearischen Hauch findet. Und gerade wieder vom Don Karlos hatte Fr. Heinr. Jacobi geurteilt, es sei ein „kalter Palast, worin die überheizten Öfen riechen“, und dadurch Wilhelm v. Humboldt, der Don Karlos zwar auch als eine Zwittergattung wenig liebte, zu einem Briefe (15. Oktober 1796) veranlaßt, der eine herrliche

Ergänzung bildet zu Humboldts „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung“, noch immer dem besten unter dem unübersehbar vielen, was über Schiller geschrieben worden ist.

„So aufrichtig ich Goethe und Kant verehre“, schreibt Humboldt aus Jena über seinen Freund Schiller in den vor kurzem erst bekannt gewordenen Freundesbriefen an Jacobi,[5]) „so ist mir keiner von beiden für die Kenntnis der menschlichen Intellektualität so wunderbar und wichtig. . . . Schiller trägt durchaus und in allem, was er treibt, das Gepräge des echten Genies, von dem es nicht möglich ist, sich zu irren, aber sowohl gegen seinen dichterischen als gegen seinen philosophischen Beruf kann ich starke Ausnahmen machen. . . . In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie in einander zu verschmelzen, und dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war.“ Humboldt glaubt an die Vollendung dieser neuen Gattung, wäre sie jedoch auch unmöglich, „so würde der Kopf immer höchst merkwürdig bleiben, der so durch eine einzige Verstandeshandlung alles Höchste im Menschen, Phantasie und Vernunft, die Freiheit von jener und die Notwendigkeit dieser zu vereinigen strebt“. Auch Ludwig nennt in dem Aufsatze „Shakespeare und Plutarch“ Schiller den besten Repräsentanten unserer Zeit, aber er beurteilt ihn dann doch immer wieder nur nach den Anforderungen, die er ausschließlich aus Shakespeares Dramen geschöpft hat, und kümmert sich so gut wie gar nicht um den Zusammenhang der Ideen in Schillers Werken mit der philosophischen Richtung des 18. Jahrhunderts. So wenig man Otto Ludwigs Urteil demnach als ein nach allen Seiten unbefangen abwägendes gelten lassen könnte, sein Eindringen in alle Fragen der dramatischen Gestaltung ist bewundernswert; seine Studien sind ein Buch, zu dem man immer wieder von neuem greifen und aus dem man für alle dramatischen Fragen immer neue Belehrung schöpfen wird.

---

[5]) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Fr. Heinr. Jacobi. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle a. S. 1892 (Max Niemeyer).

Auch für Schiller selbst sind Ludwigs Bemerkungen überaus lehrreich, so wenig sie auch der Eigenart des Schillerischen Dramas gerecht werden.

Ungleich vorurteilsfreier als Ludwig erscheint Friedrich Hebbel auch im zweiten Bande seines Briefwechsels[6]) Schiller gegenüber, auf dessen Demetrius er anläßlich seiner eigenen Demetriusdichtung wiederholt zu sprechen kommt. Er will die in sich selbst zerrissene slavische Welt als Untergrund, „während Schiller einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde". Er bewundert den Torso als zu Schillers Allerbestem gehörend, aber er setze hier wie immer alles voraus und gebe sich nie damit ab, „die Wurzeln der Dinge und der Menschen bloßzulegen. Er läßt den Sturm elementarisch in seine Welt hinausbrausen, ich suche ihn aus Atemzügen entstehen zu lassen". Durch den Verzicht auf die Freiheiten des Shakespearischen Dramas tritt Hebbel auf Seiten Schillers gegen Ludwig, und es ist geradezu wie eine Verteidigung gegen Ludwigs Kritik, wenn er in den Briefen an Uechtritz. die (S. 234 u. 243) Goethe-Schillers Verhältnis zum Christentum behandeln, betont, Shakespeare habe seine Dramen auf einem ganz anderen Fundament erbaut, wie Schiller und Goethe; „aber er fand dies Fundament in seiner Zeit, Schiller und Goethe in der ihrigen nicht, darum war es bei ihm kein Vorzug, wenn er es that, bei ihnen kein Fehler, wenn sie es unterließen".

Wenn Otto Ludwigs dramaturgische Studien vervollständigt und in leichter übersehbarer Gliederung aufs neue ausgegeben wurden, so dürfen wir auch ein gegen Schiller gerechter verfahrendes dramaturgisches Werk aufs neue begrüßen. Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker" ist als erster Band der „Dramaturgie des Schauspiels" in „fünfter durchgesehener und erweiterter Auflage" erschienen.[7]) Dem bereits in einer der ersten dieser Übersichten (VI, 80) ausgesprochenen unbedingten Lobe des nach Form und Inhalt ausgezeichneten Werkes kann ich nur die Freude über

[6]) Mit Freunden und berühmten Zeitgenossen hg. von Felix Bamberg. Berlin 1892 (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

[7]) Oldenburg und Leipzig 1893 (Schulze'sche Hofbuchhandlung, A. Schwartz).

seine Verbreitung beifügen. Im wesentlichen hatte Bulthaupt nichts zu ändern, an kleinen Nachträgen und Änderungen sowohl für Goethe (S. 85, 87, 117, 133, 137, 201) wie Schiller (S. 233, 235, 250, 299, 304, 305, 314, 320, 347, 352) ist für die neue Auflage viel geschehen. So ist z. B. der Widerspruch, der in Karlos' Besitz von Briefen der Königin und seiner Unkenntnis ihrer Handschrift liegt, S. 270 eingehend erörtert; das von Ludwig wie von vielen anderen getadelte Zaudern Wallensteins aus seinem Charakter motiviert, S. 290; über Schillers Kunst und Sorgfalt im Motivieren gelegentlich des Demetrius (S. 415) gehandelt. Den Einblick in Schillers ganze Arbeitsweise gewähren ja die, erst nach Otto Ludwigs Tod bekannt gewordenen Demetriuspläne mehr wie irgend etwas anderes, und von diesem Standpunkte aus ist der Versuch des Direktors Rudolf Franz, den Demetrius als Schullektüre zu pflegen,[8]) durchaus zu billigen. Franz giebt in seinem Programm ein gutes Bild der geschichtlichen Grundlage des letzten Schillerischen Werkes, um dann in Kürze den Aufbau seiner Handlung klar zu legen. Das letztere Schema ist abgedruckt aus Franz' größerem Werke „Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen,“[9]) in welchem von Schiller alle selbständigen abgeschlossenen Werke und der Demetrius, von Goethe Götz von Berlichingen, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Torquato Tasso auf ihre dramatische Technik hin untersucht werden. Das Buch verfolgt, unbeschadet der vollen Selbständigkeit beider Verfasser dieselben Zwecke wie Unbescheids „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre“, vgl. VII, 438. Franz schickt der Zergliederung der griechischen, Shakespearischen und deutschen (Lessing, Goethe, Schiller, Uhland) Dramen eine längere allgemeine Einleitung voraus über das Wesen, Einheit, Gliederung, Spiel und Gegenspiel der Handlung und ihren Aufbau bei den verschiedenen Völkern und Dichtern. An Gustav Freytags Lehrbuch der „Technik des Dramas“ schließt Franz wie Unbescheid sich an. Der Hinweis

---

[8]) Gesichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius in Prima. Halberstadt 1892 (Realgymnasium Druck von H. Doelle & Sohn).

[9]) Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. Bielefeld und Leipzig 1892 (Verlag von Velhagen & Klasing).

auf Schiller tritt bereits in dieser Einleitung stark hervor, während auf Goethes Dramen, wenn ich mich nicht irre, auf den ersten 72 Seiten kein einziges Mal exemplifiziert wird. Es entspricht dies ganz der beiden Stellung im Drama. Für Goethe ist das Drama gleichsam nur eine zufällige Form, die er ergreift, um sein bewegtes Innere auszusprechen; Schiller dagegen fühlt in sich den Trieb, Tragödien zu dichten, er sucht nach Stoffen, um ihnen die dramatische Gestalt zu geben, in denen die angeborene Eigenart seiner Begabung mit seiner philosophischen Erforschung über Wesen und Aufgabe des Tragischen zusammentrifft. Franz will denn auch die größere und sicherere Wirkung der Schillerischen gegenüber den Goethischen Dramen nicht so sehr in den großen Gedanken und der hinreißenden poetischen Sprache, in der die begeisterten Freiheitsideen und hohen sittlichen Forderungen gekleidet sind, finden, „als in den wirklichen dramatischen Vorzügen seiner Stücke". Die von Julius Heuser aufs neue behandelte Frage „Warum ist Schiller populärer als Goethe?"[10] hat schon eine lange Reihe von Aufsätzen hervorgerufen. Der Inhalt von Heusers Arbeit, so weit er sich dabei an die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung anschließt, ist besser, als man nach den Schlagwörtern des Eingangs erwarten möchte. Wenn Heuser von der unkünstlerisch oft rohen Form der drei Jugendtragödien spricht, so ist das nur im Hinblick auf einzelne Reden begründet, im eigentlich dramatischen Aufbau können wenigstens die Räuber und Luise Millerin von diesem Tadel durchaus nicht betroffen werden; selbst Otto Ludwig bewundert bei Kabale und Liebe „das Zusammendrängen des Stoffes in eine abgerundete Fabel, eine so energisch und rasch fortschreitende, immer spannendere Handlung und soviel Theaterspiel". Dagegen kann ich Franz nicht beistimmen, wenn er im Fiesko einen wesentlichen Fortschritt der Technik gegenüber den Räubern erblicken will; im Gegenteil vermisse ich hier, und sehe, daß auch L. R. Böhme in seinen „Schillerstudien" ähnlich urteilt, den sicheren Griff und klaren Aufbau, der in dem ersten Werke schon durch die Entgegenstellung der

[10]) Kassel 1892 (Programm der Realschule).

feindlichen Brüder, Spieler und Gegenspieler, dessen selbständige Bedeutung Franz fehlerhaft findet, hervortritt. In der Besprechung Wallensteins durfte Eugen Kühnemanns gründliche und ergebnisreiche Untersuchung, vergl. VI, 97, der auch Beckhaus und Bulthaupt in seiner neuen Auflage selbständigen Wert beilegen, nicht übergangen werden. Im besonderen Teile hat Franz den Inhalt der einzelnen Dramen inbezug auf den Aufbau: Einleitung, Haupthandlung, steigende, fallende Handlung, erregende Momente, Höhe, Katastrophe und Ausklang sehr gut und ohne starres Festhalten an einer Schablone zergliedert. Das Buch ist durchaus tüchtig und besonders den Lehrern des Deutschen zu empfehlen.

Ich möchte im Anschluß an die dramaturgischen Arbeiten von Bulthaupt und Franz noch die beiden Programme von August Rosikat „Über das Wesen der Schicksalstragödie“[11]) erwähnen, da in der gründlichen und mit Selbständigkeit einsichtsvoll abwägenden Arbeit überall Schiller besonders hervortritt. Einen urgermanischen Stoff würde ich das Thema des Bruderzwistes in der Braut freilich nicht nennen: sein Stammbaum geht doch zweifellos auf das Labdakidenhaus zurück. Zur Schicksalsfrage selbst in der Braut von Messina hat Franz bemerkt: „Die Personen handeln durchaus ihrer Natur gemäß, mit voller Freiheit der Bewegung und infolgedessen mit voller Verantwortlichkeit,“ eine Auffassung, die mit Rosikats Untersuchung über die Schicksalsidee von Sophokles bis Grillparzer völlig übereinstimmt. Einen besonders lehrreichen Beitrag zur Erläuterung der vielumstrittenen Schicksalsidee hat Rosikat geliefert, indem er das Vorkommen und den Gebrauch des Wortes „Schicksal“ selbst innerhalb von Schillers und Goethes Dramen festzustellen suchte. In Übereinstimmung mit Bellermann, vergl. VI, 283, sieht auch Rosikat die Quelle so vieler Irrtümer darin, daß man den auch unter den erhaltenen hellenischen Tragödien vereinzelt stehenden „König Ödipus“ als den Typus der alten Tragödie überhaupt betrachtet habe. Das erste von Egon Schunck's beiden Programmen „Goethes Iphigenie

---

[11]) Königsberg 1891 und 1892. Städtisches Realgymnasium (Hartung'sche Buchdruckerei).

auf Tauris und das gleichnamige Euripideische Stück" [12]), in dem Goethes Urteile über Euripides zusammengestellt sind, habe ich bereits VII, 267 — ich verbessere zugleich den dort im Namen eingeschlichenen Druckfehler — genannt. Im zweiten Teile ist der Inhalt des Goethischen, wie im ersten der des Euripideischen Stückes mit vielfach ausführenden Bemerkungen dargelegt, bei gutem Willen eine durchaus überflüssige Arbeit. Dagegen kann man Emil Soffés zwei Programme „Die erlebten und litterarischen Grundlagen von Goethes dramatischen Jugendwerken, I., Erwin und Elmire, II., Clavigo," [13]) wenn sie auch nicht eben Neues bringen, wohl als geschickte und gut geschriebene Zusammenstellungen gelten lassen. Soffé nimmt an, daß Goethe den Entwurf zur Operette nach seinen Erfahrungen mit Lili neu bearbeitet habe. Bei Bernardo will er Merck, bei Olimpia Frau Schönemann als Urbild annehmen, was ich wenigstens für Elmirens Mutter nicht zugeben möchte. Die aus Goldsmiths Vicar of Wakefield entnommene Grundlage läßt sich litterarisch weit verfolgen. Ophelia singt Strophen aus dieser von Percy in seine Reliques aufgenommene Ballade. Aus Percys Sammlung hat sie Bürger als den „Bruder Graurock und die Pilgerin" übersetzt; Tieck hat sie im sechsten Akte des Zerbino dramatisiert, und Kotzebue wollte das Idyll aus der satirischen Komödie losgelöst für das Theater einrichten. Aber auch Goethes eigene Ballade „Der Müllerin Reue", deren erster Druck im Musenalmanach für 1799 nur irreführend die Überschrift „Reue, Altspanisch" trägt, erinnert an jene litterarische Grundlage des Singspiels, dessen zweite Bearbeitung ebenso wie die Klaudinens noch im vorigen Jahre der 11. Band der Weimarischen Ausgabe (s. u.) gebracht hat. Über die beiden Bearbeitungen der letzteren hat K. Kippenberg eine Arbeit geliefert,[14]) welche sich durch sichere Beherrschung der ganzen ein-

[12]) Paderborn 1891 und 1892. Königl. Gymnasium Theodorianum. (Junfermann'sche Buchdruckerei.)

[13]) Brünn 1888 und 1891. K. K. Staatsoberrealschule. (Verlag von R. Knauthe.)

[14]) Über Goethes Claudine von Villa Bella. Bremen 1891 (Programm der Realschule in der Altstadt; A. Guthes Buchdruckerei).

schlägigen Litteratur, selbständige, vorsichtige und doch entschiedene Kritik höchst vorteilhaft auszeichnet. Mit Strehlke setzt Kippenberg den ersten Entwurf, der dann im April 1775 wieder aufgegriffen wird, für den Herbst 1773 an. Das spanische Kolorit erscheint ihm wie v. Biedermann unzweifelhaft, aber die völlig unbeweisbare Abhängigkeit von der Don Juansage weist er entschieden mit Recht zurück. Ebenso wird man ihm in der Polemik gegen Wilmanns symbolische Auffassung des Stückes zustimmen müssen. Die persönlichen Beziehungen der Dichtung auf das Liebesverhältnis zu Lili sind von Goethe selbst bezeugt. Statt einer eingehenden Besprechung der sachlichen Veränderungen in der italienischen Fassung giebt er eine genaue, sehr gut abgefaßte Inhaltsangabe des Schauspiels und der Opera buffa. Er betont Goethes Absicht, eine theatermäßige Oper herzustellen, die denn auch von diesem Standpunkte aus beurteilt sein will, und erwähnt ihre Kompositionen, ohne jedoch auf Goethes Bemühungen um die deutsche Spieloper näher einzugehen.

Einen um so weiteren Gesichtskreis eröffnet dagegen der noch vor Vollendung seiner Arbeit gestorbene Louis Hermanjat in dem anregenden Buche „Werther et les Frères de Werther".[15]) Napoleon erklärte es für einen Kompositionsfehler, daß neben der Liebe auch gekränkter Ehrgeiz Werthers Selbstzerrüttung herbeiführe. Hermanjat legt gerade auf dieses soziale Motiv den Hauptnachdruck. In etwas grellen Farben schildert er die Scheidung der Gesellschaft im 18. Jahrhundert: der Ordner des preußischen Staatshaushaltes und Begründer seiner Armee, Friedrich Wilhelm I., ist doch etwas mehr als ein simple rustre gewesen. Ob Pessimismus und Sozialismus einander bedingen, wäre erst noch zu erörtern, jedenfalls ist es aber thatsächlich unwahr, daß in Schopenhauers System der allgemeine Selbstmord empfohlen sei (S. 19): Schopenhauer hat ihn ganz im Gegenteile als eine Bethätigung des Willens verworfen. Die Entstehungsgeschichte des Werther, ihre erlebten Grundlagen erzählt er richtig; als die entscheidenden

[15]) Étude de Littérature comparée. Dissertation. Lausanne 1892. (Imprimerie Ch. Pache & C.)

litterarischen Einflüsse nennt er die nouvelle Héloise und Émile, Hamlet und den sehr ungünstig beurteilten Ossian. Hermanjat wie Deubner scheinen die beste Untersuchung über Werthers litterarischen Stammbaum, Erich Schmidts trefflichen Beitrag zur Geschichte des Romans „Richardson, Rousseau und Goethe" (Jena-Leipzig 1875), nicht zu kennen und werden infolgedessen der Bedeutung Richardsons nicht gerecht. Dem deutschen stellt Hermanjat zunächst den italienischen Werther, Foscolos ultime lettere di Jacopo Ortis entgegen, le patriotisme sceptique, le pessimisme douloureux, l'amour des aventures. Das Verhältnis der Goethischen Dichtung zu der Foscolos ist gleichzeitig auch in einem französisch geschriebenen Programm von Friedrich Deubner[16]) erörtert worden: Inhaltsangaben beider Werke, einen kurzen Abriß der Werthers Leiden zu Grunde liegenden Thatsachen und eine dem Italiener nicht gerecht werdende ästhetische Vergleichung beider Dichtungen. Deubners Angabe, daß Goethe zuerst durch Kestner in die Familie Buff eingeführt wurde, ist irrig. Sowohl Deubner wie Hermanjat sind die entscheidenden Arbeiten unbekannt geblieben, welche über Ortis und Werther F. Zschech auf Grund der neuesten italienischen Forschungen in den Preußischen Jahrbüchern und in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte veröffentlicht hat. Ich ziehe mir freilich aufs Neue meines freundlichen Kritikers Ungnade zu, wenn ich trotz seines Befehles, die von Mitarbeitern meiner Zeitschrift gelieferten Beiträge zur Goethe-Schillerlitteratur totzuschweigen, hier Zschech und gleich im folgenden Otto Harnack anführe. Wenn ich aber im allgemeinen in diesen Übersichten auch Aufsätze aus Zeitschriften nicht eigens bespreche, erlaube ich mir doch trotz aller Ukase, wo es der Zusammenhang mit sich bringt, auf sie hinzuweisen, ganz gleichviel, in welcher Zeitschrift sie erschienen sein mögen.

An Foscolos Briefe reiht Hermanjat, Chateaubriands René, Nodiers Peintre de Salzbourg, Sénancours Obermann und

---

[16]) Quelques remarques sur „Werther" de Goethe et „Ultime Lettere di Jacopo Ortis" de Foscolo. Wiesbaden 1892 (Programm der städtischen Realschule; Buchdruckerei von R. Schwab).

Constants Adolphe, Lord Byrons Childe Harold und von russischen Dichtungen Puschkins „Onegin",[17]) Lermontofs „Der Held unserer Zeit", Turgeniews „Neuland". Bereits der treulich sorgende Herausgeber der zu früh verwaisten Arbeit, Professor A. Maurer, hat Bedenken gegen diese Auswahl angedeutet. Schon aus der von Hermanjat stark benutzten Charakteristik der „Emigrantenlitteratur" von Georg Brandes (Leipzig 1882) ließe sich manches ergänzen. Ich will nur ein Hauptwerk nennen, das unbedingt in diesem Kreise nicht fehlen dürfte: Alfred de Mussets Confession d'un Enfant du Siècle. Die Aufgabe dem Werthérisme in der europäischen Litteratur vergleichend nachzuforschen, ist ja eine äußerst verlockende. Mit der Übersetzung von W. M. Thackerays komischer Ballade Sorrows of Werther hat Graf Schack soeben den ersten Band seiner „Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen"[18]) eröffnet. Wenn der zu früh verstorbene schweizerische Forscher auch nur einen, in Einzelheiten wohl anfechtbaren Beitrag zu Werther in der Weltlitteratur geliefert hat, gebührt ihm auch hierfür Anerkennung. Werther in der Litteratur, so faßt er sein Ergebnis zusammen, ist „l'histoire d'un homme qui vit de ‚la grande idée', qui en est pénétré, qui n'en conçoit point d'autre, qui cherche à en faire une réalité vivante, et qui meurt de la chimère". Der Wiederabdruck von J. H. Weiß' Besprechung der ihm durch Appels Buch bekannt gewordenen französischen Wertheriaden aus dem Jahrgang 1856 der Revue de l'instruction publique „les commentateurs de Werther" in seinem Buche „Sur Goethe"[19]) bietet nichts Erwähnenswertes. Besser ist Weiß' Essay „les mémoires de Goethe", 1855 gegen die ungenügende Übersetzung von Poésie et Vérité durch die Baronin von Carlowitz geschrieben. Das Hauptstück der Études bildet der Essai sur

---

[17]) Die Einwirkung, welche Childe Harold wieder auf den Onegin übte, hat Otto Harnack nachgewiesen, in der Studie „Puschkin und Byron", Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1888, N. F. I, 397.

[18]) Stuttgart 1893 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

[19]) Études critiques de littérature allemande. Paris 1892 (Armand Colin & Cie, éditeurs). Sarcey gefällt sich in seiner Vorrede, einen gerade an dieser Stelle recht unpassenden chauvinistischen Ton anzuschlagen.

Hermann et Dorothée de Goethe aus dem Jahre 1856: eine echt französische Deklamation, die jedoch mit Liebe und Verständnis darauf ausgeht, das fremdartige deutsche Idyll den französischen Lesern nahezubringen. Die Gegenüberstellung Hermanns und Werthers ist sehr geschickt dabei verwertet. Die Stellung von Werthers Leiden innerhalb der Entwickelung des deutschen Romanes hat neuerdings auch Carl Heine zu erläutern versucht.[20]) Indem er sich aber zugleich die nicht durchführbare Beschränkung auf die Jahre 1774 bis 1778 auferlegte und den etwa anderthalb Jahrzehnte später umgearbeiteten Wilhelm Meister dem Werther gegenüberstellen wollte, hat er seiner Arbeit wesentlichen Schaden zugefügt. Trotz seines Ausgangspunktes 1774 war er gezwungen im Anschluß an Erich Schmidt den Richardsonschen Roman und seine Einwirkung ausführlich zu erörtern, um für die angestrebte neue Einteilung des deutschen Romans in einen des Leidenschafts- und Gelassenheitsideales den Ausgangspunkt zu gewinnen. Werther und Meisters Lehrjahre würden als höchstes Muster diese beiden Ideale vertreten. Auch Boyesen (s. u.) hat in seinen beiden Studien über die German Novel Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre in den Mittelpunkt gestellt.

Ich kann unmöglich von Werther reden ohne auch in diesem Zusammenhange des bleibenden litterarischen Ergebnisses zu gedenken, welches wir der im vorhergehenden Hefte (S. 57) bereits gewürdigten Wertherausstellung des Hochstiftes verdanken. Wie hat Otto Heuer in den paar Einleitungsseiten zum Kataloge[21]) klar und knapp die Hauptmomente aus der Entstehungsgeschichte der Dichtung hervortreten lassen! Das Verzeichnis selbst räumt dem Ausstellungszwecke entsprechend den Bildern und Autogrammen den größeren Raum ein; aber die Wertheriana führen

---

[20]) Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Halle a. S. 1892 (Verlag von M. Niemeyer).

[21]) Katalog zur Ausstellung von Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen zu Goethes Leiden des jungen Werthers, aus der Autographensammlung des Freiherrn Hugo v. Donop nebst Ergänzungen aus dem Archiv und der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes. Frankfurt a. M. 1892. (Im Selbstverlag des Hochstiftes.)

auch fünf in der neuen Bearbeitung Goedekes fehlende Bücher an und geben in mehreren Fällen Berichtigungen der Titel; ebenso bieten die angeführten Übersetzungen und Nachdrucke Anlaß zur Ergänzung der bisherigen Bibliographie. „Goethe und Kestner haben sich die auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft bis zu des letzteren Tode bewahrt." Kein Zeugnis wiegt vielleicht so schwer in der Wagschale zu Gunsten des jungen Dichters, wie des zur Eifersucht nicht unberechtigten Bräutigams Kestners Urteil, Goethe habe sich in der Wirklichkeit ungleich edler benommen als er sich in Werther darstellte, bei mancherlei merkwürdigen Eifersuchts- und Liebes-Szenen sei er ihm als Freund ebenso wie Lotte selbst nur immer lieber geworden. An diese unumstößliche Thatsache möchte ich erinnern, wenn ich von dem unerfreulichen Hervorzerren alten, unwahrscheinlichen und ganz unerweisbar gebliebenen Klatsches sprechen muß. Hätte Goethe uns nicht in „Dichtung und Wahrheit" die kunstvoll zur Novelle ausgestaltete Geschichte seiner Sesenheimer Liebe erzählt, die Erwähnung in ein paar zufällig erhaltenen Briefen an seinen Straßburger Mentor Salzmann würde uns ziemlich rätselhaft sein, die Erzählung der 1779 erfolgten Einkehr im Sesenheimer Pfarrhause in einem Briefe an Frau v. Stein aber niemanden zu einem Angriffe auf Goethe Anlaß geben. Wie man aus dem vom Dichter harmlos und ohne Nötigung erzählten Abbruch seiner ländlichen Liebesgeschichte nun durch bald achtzig Jahre hindurch Anklagen wegen Untreue und böswilligen Verlassens gegen ihn schmieden mag, dafür fehlt mir glücklicher Weise das Verständnis. Da nun aber manchen Litterarhistoriker die Sophokleische Dichtung nur wegen des Umstandes interessiert, „wie breit der Latz am kurzen Galahosenpaar des Ödipus gewesen ist", so ists schließlich nicht zu verwundern, wenn Eifer und Geschicklichkeit, die besserer Sache würdig wären, am durchaus Nichtigen vergeudet werden. Daß Friederike Brion einen Sohn gehabt habe, als dessen Vater bald Goethe, bald ein katholischer Pfarrer bezeichnet wurde, ist seit 1822 zu wiederholtenmalen von unverwerflichen Männern, wie selbst von B. G. Niebuhr, die zum Teil aus beachtenswerter Tradition schöpfen konnten, behauptet, mit Entrüstung zurückgewiesen, nie mit völlig be-

weisenden Gründen widerlegt worden. J. Froitzheim[22]) hat jetzt versucht, ob sich feste Beweise finden ließen. Der Nachbar der Brions, der katholische Pfarrer Reimbolt, welcher nach alter Überlieferung als Verführer Friederikens bezeichnet wird, hat am 31. Mai 1787 ein den offenbar erfundenen Vaternamen Blumenhold tragendes uneheliches Kind in das Findelhaus zu Stephansfeld gebracht. Dieser Knabe Friedrich Blumenhold ist 1807 als Pastetenbäcker zu Straßburg am Scharlachfieber gestorben. Das hartnäckige Gerücht, Goethe habe sich um seinen und Friederikens Sohn, der Pastetenbäcker zu Straßburg werden mußte, nicht gekümmert, ist damit als vollständig nichtig nachgewiesen. Die Beschuldigung Friederikens wegen ihres Verhältnisses zu Reimbolt hat dagegen kaum eine festere Unterlage gewonnen.[23]) Aber das von Froitzheim mitgeteilte Tagebuch eines gleich Goethe und Lenz in Friederike verliebten jungen Theologen läßt sie als sinnlich und männersüchtig erscheinen (1778). Für das Schicksal von Goethes Straßburger Studiengenossen D. Ferul konnte Froitzheim wirklich etwas aus Akten feststellen. Wenn er aber für Lenz' Berichte über seine Liebeserfolge in Sesenheim Glauben fordert, so muß ich sagen, daß die Wiederlesung dieser Briefe in seiner Schrift mich erst recht von Lenz' Flunkerei überzeugt hat. Daß die stärker gewordene Belastung Friederikens ihm den Gedanken weckt, Reimbolt war nicht der erste, der ihre Gunst genoß, liegt nur dann nahe, wenn man die von Froitzheim neu zusammengetragenen alten Behauptungen über Goethes Umgang mit ihr mit gleichem Vorurteil wie Froitzheim liest. Einen Beweis für die von ihm gehegte Überzeugung, Goethe habe Friederike in ähnlichen Umständen wie Faust Gretchen verlassen, konnte er nicht erbringen; seine schon früher vorgebrachte Beschuldigung, Goethes Einkehr in Sesenheim auf der Schweizerreise des Jahres 1779

[22]) Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen. Gotha 1893 (Fr. A. Perthes).

[23]) Höchst auffällig bleibt es, daß Goethe den Bericht Professor Näckes, der die Anschuldigung betreff Reimbolts enthielt, freundlich aufgenommen und öffentlich besprochen hat, „Wiederholte Spiegelungen" 1823, ohne nur eine Wendung zur Verteidigung der Jugendgeliebten einfließen zu lassen.

habe nur die Herausgabe seiner Briefe zur Absicht gehabt, ist nicht nur eine unbeweisbare, sondern auch im allerhöchsten Grade unwahrscheinliche Anklage. Ich wünsche auch, daß Froitzheim, der so geschickt kleine Irrtümer und Zweifel durch mühsam trockene Aktenforschung aufzuklären versteht, nicht aus Opposition gegen die offizielle Goethephilologie, sich zum Advokaten jeder gegen Goethe gerichteten Anklage hergiebt. Aber seinet-, nicht Goethe willens wünsche ich das: der kann die Wahrheit vertragen; seiner dichterischen und menschlichen Größe kann weder die Kleinmeisterei noch Aktenjägerei, noch der Haß der Feinde, noch Unverstand von Freunden schaden.

In ganz anderer und erfreuender Weise führt uns in Goethes Straßburger Zeit Hans Lambel in der sorgfältigen Einleitung zu seinem Neudrucke[24]) der 1773 von Herder herausgegebenen Fliegenden Blätter „von deutscher Art und Kunst". Goethes 1772 in einem unbeachteten Einzeldruck erschienener Lobhymnus „Von deutscher Baukunst, D. M. Ervini a Steinbach" fand durch die Aufnahme in Herders Sammlung weitere Leserkreise; Wackenroders und Tiecks „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797) und damit die auf die altdeutsche Bild- und Baukunst gerichtete Neigung der ganzen Romantik schöpften aus jenem Goethischen Aufsatze ihre ersten Anregungen. Was Herder selbst in den Tagen des Straßburger Zusammenlebens seinem aufmerksamen Hörer und Pfleger über Shakespeare, Ossian, das Volkslied lehrte, das finden wir in dem „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" und dem für die Entwickelung des deutschen Dramas so wichtigen Aufsatze „Shakespeare" im wesentlichen zusammengedrängt. Hier wird am Schluße der vor Shakespeares heiligem Bilde umarmte Freund von Herder beglückwünscht, daß er „sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande" herstellen wolle: die erste Begrüßung des Götz von Berlichingen, dessen Beziehung zu Shakespeare so bereits vor seinem Hervortreten festgestellt wurde. „Grundzüge einer Parallele

[24]) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 40/41. Stuttgart 1892 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

zwischen Shakespeares Hamlet und Goethes Faust" hat wie früher Levinstein (1855) und Türck (1888) nun Ph. Winkler aufzustellen gesucht.[25]) Da der Verfasser selbst im Vorworte so bescheiden von der nur durch alten Brauch ihm abgenötigten Arbeit spricht, ist ein näheres Eingehen auf die vielen Verkehrtheiten der gar nichts bietenden Abhandlung erläßlich. Auch Karl Küchler erklärt im Vorwort zu seiner zugleich dänisch in Kopenhagen, und deutsch in Leipzig erschienenen Dissertation „die Faustsage und der Goethesche Faust",[26]) er habe „einen bloßen vor der Hand nur einen Überblick gewährenden Versuch" gegeben, dem eine ausführlichere Durcharbeitung folgen werde. Für deutsche Leser ist die Besprechung der einzelnen Faustbücher und die bewundernde Inhaltsangabe der Goethischen Dichtung jedenfalls völlig wertlos. Auf mehrere neuere Arbeiten über Goethes Verhältnis zu Shakespeare habe ich erst in der vorletzten Übersicht VIII, 268 hingewiesen. Ergänzend kommen zwei, Goethe zwar nur mittelbar berührende, aber gerade durch die sich darbietende Vergleichung wirklich fördernde „Beiträge zur Shakespearomanie der Sturm- und Drangperiode" hinzu.[27]) Das Verhältnis von Goethes Nachahmern und dramatischen Wettbewerbern Lenz und Klinger zu Shakespeare wird inbezug auf Handlung und Charakter, Form, Motive, sprachliche Einzelnheiten hin untersucht. Von dem gemeinsam mit Lenz in Straßburg getriebenen Shakespearekultus hat Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" erzählt und für den Inhalt ihrer Gespräche auf Lenz' „Anmerkungen übers Theater" (1774 mit der Übersetzung von Loves Labours lost erschienen) verwiesen, die wieder mit Herders eben erwähntem Shakespeareaufsatz, Gerstenbergs schleswigischen Briefen über Shakespeare[28])

[25]) Straßburg 1892 (Progr. d. Realschule zu Wasselnheim i. E.; Druck von M. du Mont-Schauberg).

[26]) Leipzig 1893 (Verlag von Gustav Fock).

[27]) L. Jacobowsky, Klinger und Shakespeare. Dresden 1891 (E. Piersons Verlag). — Hermann Rauch, Lenz und Shakespeare. Berlin 1892 (Verlag von Emil Apolant).

[28]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, hg. von Al. v. Weilen. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Heft 29/30. Stuttgart 1889 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

*

und alle drei wieder in ihrem gemeinsamen Gegensatze zu Lessings hamburgischer Dramaturgie zu vergleichen sind. Für die Geschichte des „Einflusses Shakespeares auf die Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur im 18. Jahrhundert", wie sie Emil Walther[29]) mit durchaus ungenügender Kenntnis und schlechter Ausführung gleich im ganzen geben wollte, sind so nun eine Reihe gründlich vorbereitender Einzelnuntersuchungen hergestellt.

Über Shakespeares Einfluß und Übersetzungen in Deutschland liegt eine ausgebreitete Litteratur vor. Über die englische Wertschätzung Goethes (the English estimate of Goethe), englische Goetheübersetzungen, Goethe und Carlyle hat der amerikanische Professor Hjalmar Hjorth Boyesen in seinen „Essays on German Litterature"[30]) gehandelt. Boyesen strebt nicht nach einer möglichst erschöpfenden Darstellung, wie sie im dritten Bande des Jahrbuches A. Brandl für „die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England" ausgezeichnet gegeben hat, sondern bespricht nur einzelne Übersetzungen wie Coleridges „Wallenstein", Walter Scotts „Götz", Ellen Frothinghams „Hermann und Dorothea", John Weiß „Divan", die lyrischen Sammlungen von Dwight (Boston 1839) und Aytoun (Edinburgh 1859), sowie die Faustübertragungen von Shelley, Miß Swanwick, Brooks, Claudy, Anster. Taylors Übersetzung rühmt der durch einen eigenen Faustkommentar (deutsche Bearbeitung von O. Mylius, Reklam Nr. 1511/22) bekannte Kritiker als Poesie, während alle übrigen Gesamtübersetzungen nur metrische Prosa seien, die sich ab und zu in die den Musen geweihte Höhe aufschwingen. Im ersten Sammelbande von Studien der Harvard-Universität[31]) hat Amerika einen kleinen aber sehr hübschen Beitrag zur Faustforschung geliefert. Kuno Francke wies nach, daß „Mantegnas Triumph of Caesar in the second Part of Faust" Goethe die

[29]) Chemnitz 1890 (Progr. d. technischen Staatslehranstalten; Druck von Pickenhahn & Sohn).

[30]) London 1892 (T. Fisher Unwin).

[31]) Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the Direction of the modern Language Departements of Harvard University. Boston 1892 (bei Ginn & Comp.)

Anregung zur Vorführung der allegorischen Gruppe des von der Klugheit geleiteten Elephanten im Maskenzuge gegeben habe. Goethe hatte eben dieses Werk Mantegnas 1823 in „Kunst und Altertum" ausführlich erörtert; die von Francke seiner Untersuchung beigegebene Abbildung läßt keinen Zweifel an der Richtigkeit seines Nachweises zu. Von den englischen Schriften über Goethe behandelt Boyesen nur die als musterhaft gerühmte Einleitung John Stuart Blackies zu der Übersetzung „the wisdom of Goethe" (Edinburgh 1883) und die ihn wenig befriedigenden, mir unbekannten Arbeiten von Richard Holt Hutton und Matthew Arnold, die letztere der Zurückweisung eines chauvinistischen Angriffs von Edmond Schérer gewidmet. Über das Goethe-Verständnis der Engländer im allgemeinen urteilt der amerikanische Kritiker höchst ungünstig. Carlyle, sagt er mit Übertragung des von Hegel überlieferten Witzwortes, sei der einzige Engländer, welcher Goethe verstanden habe und er habe ihn in wesentlichen Dingen mißverstanden. Heinrich v. Treitschke hat Carlyle als den einzigen Engländer bezeichnet, der wirkliches Verständnis des deutschen Geisteslebens sich erworben habe. Boyesen betont abweichend von früheren Betrachtungen über Carlyles Verhältnis zu Goethe, vgl. V, 248, den Gegensatz zwischen Carlyles, vom schottischen Puritanismus ausgehender Weltanschauung und Goethes antiker Sinnenfreunde. Nach meiner Kenntnis Carlyles hat ihm Boyesen dabei eine stärkere Abhängigkeit von der religiös-kirchlichen Überlieferung zugeschrieben, als sie beim Verfasser des Sartorius resartus anzutreffen ist. Richtig ist es freilich, daß Carlyle sich aus Goethes Schriften und Ideen zunächst angeeignet habe, was seiner Natur am meisten entsprach, ohne genügend kritische Rücksicht, ob er damit auch den Kern von Goethes eigenem Wesen erfasse.

> „. . . . liest doch nur jeder
> Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
> In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
> Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
> Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden."

Goethes Größe liegt indessen nicht zum kleinsten Teile eben darin, daß er aus der Universalität seines Wesens so vielen ganz ver-

schieden gearteten das ihrer Natur Zusagende bieten konnte. Die dem vollendeten Übersetzer nötige, bis zum Aufgeben der eigenen Individualität gehende Schlegelische Schmiegsamkeit vermochte, darin hat Boyesen zweifellos recht, eine so stahlharte Persönlichkeit, wie der Einsiedler von Craigenputtock war, dem „Wilhelm Meister" gegenüber nicht zu bethätigen. Carlyle konnte nie einen anderen als seinen eigenen Stil schreiben. Seinen Landsleuten jedoch, die Goethe nicht als Gentleman anerkennen wollten, hat er die Achtung vor Goethes Dichtung und Person aufzuzwingen gewußt. Sie hatten, nach Blackies Worten, in ihrem dichten Dunst von Mißverstehen und mit Vorurteilen gepanzert sich mit Verachtung der Deutschen gebrüstet. Carlyle, sagt Boyesen, erwarb sich um England das Verdienst, seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern, indem er die deutsche Gedankenwelt erschließend in den Wall der insulären Vorurteile Bresche brach und dem Einströmen einer neuen Kultur breite Wege bahnte.

Völlig frei von Vorurteilen Goethe gegenüber erscheint aber auch Boyesen selbst nicht, weder in dem wohl ursprünglich als Einleitung zu einer amerikanischen Ausgabe geschriebenen Aufsatze „the life and works of Goethe", noch in dem von ihm selbst als Ergänzung bezeichneten „Goethes relations to women" (Friederike, Lilli, Frau v. Stein, Christiane). Den Egoismus Goethes Frauen und Männer gegenüber setze wenigstens ich auf die Liste alter Vorurteile; freilich wenn man Knebel, Zelter, Meyer nicht nennt, kann man leichter zu der Behauptung kommen, Goethe habe nach seiner völligen Reife (grew to his full intellectual stature) keine intimen Beziehungen mehr gewollt. Christiane, welche die in ihrer Familie erbliche Trunksucht ihrem Kinde übertragen haben soll, wird im allgemeinen zu schlecht und als Mitarbeiterin an den Studien über die Urpflanze zu günstig behandelt. Der Bruch mit Herder war jedenfalls durchaus nicht durch Goethes sinnliches Verhältnis bedingt. Karolinens Briefe an ihren in Italien weilenden Gatten zeigen, daß man im Herderischen Hause Freiheit walten ließ; Goethes Geständnisse über seine Liaison in Italien (S. 169, Die schöne Mailänderin) waren nicht, wie Boyesen meint, an Frau v. Stein gerichtet. Unrichtigkeiten und Wider-

sprüche sind Boyesen in den sehr lückenhaften Goetheaufsätzen wie in dem Essay „the life and works of Schiller“ mit untergelaufen; so ist (S. 16) die erste Fassung des Götz keineswegs 1781, sondern erst nach Goethes Tode veröffentlicht worden; daß Lotte Buff ihre Neigung auf Goethe übertrug, ist möglich, wir wissen es aber nicht. Schillers Vorlesung des Don Karlos in Darmstadt (S. 192) hat nicht im April 1785, sondern am 26. Dezember 1784 stattgefunden; das Verdammungsurteil des Regisseurs Meyer über Fiesko wird durch Weglassung der Vorlesungsgeschichte irreführend; schlimmer irre führt uns freilich die Behauptung (S. 45), im westöstlichen Divan sei besonders die Neuheit der Versmaße merkwürdig, Goethe gehe hier von den antiken Versen zu denen einer ganz fremden Art, wie sie dann Platen, Heine, Rückert, Daumer, Bodenstedt gebrauchten, über. Goethe hat die orientalischen Versmaße nicht nur nicht so genau wie Rückert, sondern gar nicht angewandt. In den beiden Studien über die German Novel hat Boyesen die Wahlverwandtschaften gar nicht erwähnt, während er über Meisters Lehrjahre sich in Widersprüche verwickelt. S. 34 zeigt der Roman, daß die Adelsvorrechte ohne Geistes- und Charaktervorzüge sich nicht mehr aufrecht halten lassen, S. 244 wird Goethe vorgeworfen, er sei so von Respekt für den Adel erfüllt gewesen, daß ihm das Widersinnige (anomalous) der Unterordnung des Bürgers unter den Edelmann entgangen wäre. Nach S. 234 bieten die Lehrjahre vom romantischen Standpunkte aus wenig Anziehendes, auf der nächsten Seite erscheint den Romantikern das Problem des Meisters höchlichst empfehlenswert und werden mehrere romantische Nachahmungen verzeichnet. Allein auch von diesen einzelnen Ausstellungen abgesehen könnten die beiden Arbeiten über Goethes und über Schillers Leben und Werke durchaus nicht befriedigen.

Zwei andere englische Biographien aus Robertsons Sammlung der great writers [32]) das „life of Johann Wolfgang Goethe“ von James Sime und „life of Friedrich Schiller“ von Henry W. Nevinson möchte ich wegen der beiden beigegebenen

[32]) London und New-York (W. Scott und Th. Wittaker).

Bibliographie von John P. Anderson wenigstens nennen, wenn sie auch nicht unter den neuesten Erscheinungen besprochen werden dürfen (1888 und 1889). Besonders für die englischen Übersetzungen und Aufsätze in Zeitschriften ist Andersons Zusammenstellung zu empfehlen. Meine eigene Neubearbeitung der Bibliographie und Biographie Schillers ist inzwischen im 12. Hefte von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ [33]) erschienen. Ich verweise auf die Selbstanzeige meiner Bearbeitung der Goetheparagraphen VIII, 252; meinen, Edmund Goetze für die unermüdliche treue Unterstützung schuldigen Dank möchte ich aber aufs neue aussprechen, wie auch Fr. Jonas' gewährte Hilfe rühmend erwähnen. Die Heranziehung anderer dichterischer Bearbeitungen der von Schiller dramatisierten Stoffe war noch von Goedeke selbst bestimmt. Die Ausführung der schwierigen Aufgabe mag, da in Goedekes Nachlaß auch hierfür wie für Schiller und Goethe überhaupt so gut wie gar nichts vorfand, arg lückenhaft ausgefallen sein. Die Mitschleppung des ganzen Ballastes der Schillerfeier von 1859 wird vielen mit Recht bedenklich erscheinen, manche Ungleichheiten in der Art und Weise der Anführung als Zeichen der Überhastung tadelnswert. Die Aufgabe war bei Schiller durch das Fehlen brauchbarer Vorarbeiten schwieriger als bei Goethe, obwohl die Masse des zu sichtenden Stoffes weit geringer war. Goedekes Darstellung von Schillers Leben bedurfte einer viel gründlicheren Umgestaltung als es bei Goethe der Fall war. Die Lücken in der Bibliographie, ich möchte jedoch hinzufügen auch beinahe die Unmöglichkeit ihrer vollständigen Ausfüllung fühlt man beim Überblicke dessen, was die nach absoluter Vollständigkeit strebende Bibliographie schon für ein einziges Jahr zu verzeichnen hat. Eine solche Übersicht für das Jahr 1890 bietet der erste Band (zweite Halbband) der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ [34]), in denen Albert Köster S. 141—151 über Schiller berichtet, während das Referat über Goethe, S. 111—140, geteilt erscheint: Allge-

[33]) Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Dresden 1892 (Verlag von L. Ehlermann), S. 15—237.

[34]) Stuttgart 1892 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

meines und Leben von L. Geiger, Lyrik von O. Pniower, Epos von Geiger, Drama von Erich Schmidt, Didaktik von O. Harnack. Der Bemühungen um das Frankfurter Goethehaus ist S. 115 gedacht; die vorangehende Bemerkung über das Erlöschen der englischen Goethegesellschaft beruht auf einem Irrtume, sie lebt und bereitet eben einen neuen Band ihrer Publications vor. Goethe und Schiller werden natürlich auch in den übrigen Abschnitten der Jahresberichte, so z. B. in dem Werner übertragenen Referate „Poetik und ihre Geschichte“ wiederholt angeführt. Die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der Jahresberichte braucht nicht erst eigens betont zu werden; die Ausführung ist von Kleinigkeiten abgesehen durchaus zu loben und gerade an dieser Stelle, wo ja in den Übersichten immer nur das Wichtigere von den selbständig erschienenen Schriften besprochen werden kann, begrüßen wir mit Freude das große kritisch-bibliographische Unternehmen, ihm glücklichen Fortgang und eine dauernde Stellung außerhalb allen Parteigetriebes wünschend. Scherer hat bei Eröffnung des Goethearchives das schöne Wort gesprochen: wir wollen im Geiste Schillers an die Arbeit für Goethe herantreten. Es thäte wohl öfters Not den großen reinigenden Geist Schillers zu beschwören, im kleinen wie im großen.

In Nevinsons life of Schiller lesen wir ein zum Nachdenken aufforderndes Geständnis, das er bei einem Vergleiche seiner Schillerbiographie mit der Carlyles macht: „Wir hoffen von der deutschen Litteratur nicht mehr so Großes. In den letzten Jahren sind wir in England schrittweise aber unaufhaltsam zur französischen Verbindung zurückgekehrt, so daß das jüngere Geschlecht nur mit gewaltsamer Anstrengung sich die Scheu und Ehrfurcht der älteren gegenüber den deutschen Dichtern und Schriftstellern als etwas der Geschichte Angehöriges vergegenwärtigen kann.“ Vergleicht man Carlyles Preis der Räuber als einer weltgeschichtlichen That mit Nevinsons Ablehnung der kahlen Erfindung eines solchen Schülermachwerks, das den modernen Engländer nur burlesk anmuten könne, so tritt der Gegensatz der Zeiten und Meinungen allerdings scharf genug hervor. Daß Schiller keine besondere Fähigkeit für Geschichte gehabt habe (S. 79), darf, glaube ich als, eine wirklich neue

Behauptung verzeichnet werden, ebenso, daß in dem Gedichte „Die berühmte Frau“ Sophie Laroche verspottet werde. Auch für den Vorwurf der carefulness in thought in der Glocke darf der englische Biograph, der (S. 182) Browning hoch über Schiller stellt, Neuheit in Anspruch nehmen. Die Jungfrau von Orleans ist ihm eine italienische Oper, in der die Tragödie verloren gegangen ist. Für ein derartiges Verkennen Schillers vermögen nun manche lobenswerte Abschnitte der die zweite Lebenshälfte Schillers allzuknapp behandelnden Biographie keinen Ersatz zu gewähren; dagegen ist Simes Goethebiographie durchaus als eine tüchtige, wahrhaft erfreuliche Leistung zu rühmen. Nirgends das so beliebte Absprechen, sondern ein von ernstem Studium geleitetes liebevolles Streben nach Erfassen von Goethes Wesen als Mensch und Schriftsteller. Mag die litterarisch-ästhetische Beurteilung auch Mängel aufweisen, das Buch als Ganzes verdient volle Anerkennung, wenn wir eben seine Bestimmung für ein englisches Publikum wie billig berücksichtigen. Von den beiden deutschen Bändchen „Goethes Leben und Werke“ von Karl Heinemann, „Schillers Leben und Werke“ von Otto Lyon[35]) verdient die Arbeit über Schiller entschieden den Vorzug. Heinemann hat seine 130 Seiten in drei Abschnitte „der junge Goethe“; „auf der Höhe“ (S. 48—107); „die Vollendung“ gegliedert. Im Gegensatze zu Sime konnte er das Äußere, nicht einmal Goethes Geburtsjahr ist angegeben, als bekannt voraussetzen und die Besprechung der Werke geben, während Lyon wieder nur Schillers Lebensgang als Vorbild für die Jugend mit verständnisvoller Begeisterung schildert, die Dichtungen der Jena-Weimarer Zeit aber eben blos nennt. Das Bündnis zwischen Goethe und Schiller ist bei beiden zu kurz behandelt worden. Goethes medizinische Studien, die Heinemann schon für Leipzig ansetzt, sind doch erst für Straßburg bezeugt, und Lyon läßt (S. 89) Schiller irrtümlich in Bauerbach von dem Sekretär Reinwald empfangen werden. Heinemann hat die Ergebnisse der neueren Goethephilologie bis ins kleinste sich zu eigen

[35]) Sammlung deutscher Schulausgaben. 35. und 39. Lieferung. Bielefeld und Leipzig o. J. (Verlag von Velhagen & Klasing).

gemacht, und so rühmenswert dies an sich ist, bei den ihm gezogenen räumlichen Grenzen vielleicht das Detail zu stark betont. Durch Lyons Arbeit geht ein großer frischer Zug: seine ideale Schilderung möchte man in den Händen der Jugend sehen, während S. Peters „Schillers Leben, der reiferen Jugend erzählt“[36]) zwar mit Geschick und Kenntnis abgefaßt ist, aber das ethische Moment in Schillers Kämpfen und Streben nicht so vorbildlich und erziehend hervortreten läßt, wie dies Lyon in ganz ausgezeichneter Weise gelungen ist. Die allzugroße Knappheit der beiden letzten Abschnitte „auf festem Grunde“ und „am Ziele“ möchte ich in einer neuen Auflage durch etwas ausführlichere Darstellung beseitigt wünschen.

Den Schiller-Biographien nahe stehen Lothar Richard Böhmes „Schillerstudien“,[37]) deren zweiter Teil mit der Besprechung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges endet. Böhme will die Lehrer auf die Gesichtspunkte lenken, „durch welche nach und mit der Erklärung der Dichtungen und prosaischen Schriften Schillers dessen Welt- und Lebensanschauung zu vermitteln sein möchte“. In die Welt- und Lebensanschauung der Klassiker einzuführen anstatt den Schüler durch biographisch-kritische Notizen zu langweilen sei die Aufgabe des deutschen (litterargeschichtlichen) Unterrichtes an Gymnasium und Realschule. Man wird nicht nur solcher Auffassung gerne zustimmen, sondern auch Böhmes Studien lobenswert und tüchtig finden, wenn man sie diesem ihrem besonderen Zwecke nach beurteilt. An die äußeren Lebensereignisse als etwas Bekanntes mehr erinnernd als sie wiederholend werden die einzelnen Werke in ihrer Bedeutung für des Dichters Entwickelung und im Zusammenhange der Zeitströmung charakterisiert. Es ist ganz im Sinne von Weltrichs Biographie, wenn Böhme gleich eingangs als das Grundthema von Schillers Jugendpoesie bezeichnet „den von Rousseau aufgestellten Gegensatz zwischen der Fülle und Reinheit der ursprünglichen Menschennatur und der unheilbaren Ver-

---

[36]) Halle a. S. 1892 (Verlag von Max Niemeyer).

[37]) Freiberg 1891 und 1892 (Gymnasium Albertinum; Gerlach'sche Buchdruckerei).

derbtheit der thatsächlichen Wirklichkeit, insbesondere des Staates und der Gesellschaft". Treffend wird als ein Grund der unveraltenden allgemeinen Wirkung von Schillers Dramen bezeichnet, daß seine Dichtung „auf kulturgeschichtlichem und zwar zeitgeschichtlichem Grunde bedeutsame psychologische, darum allgemein menschliche Probleme löst". Zerrissenheit und zuweit getriebenen Subjektivismus wird man der Sturm- und Drangperiode mit Recht vorwerfen können: ein Zurücktreten der allgemeinen und nationalen Interessen möchte ich aber nicht mit Böhme ihr zum Vorwurfe machen. Der von Klopstock ausgehende nationale Zug ist gerade in der Sturm- und Drangzeit erst zur Geltung gekommen, wenn auch die Deutschtümelei der Ritterdramen nicht auf der Höhe des im Götz von Berlichingen pulsierenden nationalen Lebens sich erhalten konnte. Die Abhängigkeit von Rousseau kann diesem nationalen Charakter der Geniezeit kaum Eintrag thun; wieviel Fremdes und Ungesundes in dieser gewaltigen Gährung auch auf der Oberfläche brodelt, es ist doch ein Auflehnen des deutschen Geistes gegen den seit mehr als zwei Jahrhunderten auf ihm lastenden Romanismus. Die folgenden Geschlechter haben gerade von der Sturm- und Drangperiode das Gefühl des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen überkommen. In der Fortsetzung seiner Abhandlung „Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls"[38]) schildert A. Ruhe die Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft: erst auf der letzten halben Seite gelangt er zur Erwähnung Schillers, der im Unterschiede von vielen seiner Geistesgenossen für die Kunst einen bestimmenden Einfluß auf das staatliche Leben in Anspruch genommen habe. „Es ist kein Zweifel", äußerte selbst Otto Ludwig im Gespräche mit Lewinsky, „daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutschlands aus dem Samen entsprossen ist, den die großen Gedanken und die Macht von Schillers Rede gestreut hat."

Zu dem Vortrefflichsten, was Schiller überhaupt geschrieben hat, gehören nach Goethes Urteil seine Briefe. Die erste Lieferung von Fr. Jonas Sammlung durfte ich bereits in meiner letzten

[38]) III. Teil. Meppen 1892. Vgl. VII, 286

Übersicht begrüßen. Nun liegen zwei abgeschlossene Bände[39]) vor, eine Arbeit, des uneingeschränkten Lobes würdig. An Ungedrucktem enthält der erste Band außer einer Quittung (S. 486) nur einen Brief an Gottlieb Becker vom 17. Mai 1786 (Nr. 166) und an Wilhelm v. Wolzogen vom Dezember 1787 (Nr. 235); außerdem S. 504 Auszüge aus Briefen von Schillers Schwager Reinwald an Nicolai; der zweite Band je einen Brief an Knebel und Ludwig Schubart (Nr. 376 und 449). Allein wie viele in ihrer Verzettelung kaum als veröffentlicht anzusehende Briefe der Jahre 1772 bis 1789 und zahlreiche Ergänzungen des bisherigen Textes bieten diese beiden ersten 476 Nummern zählenden Bände der kritischen Gesamtausgabe. Mit weiser Selbstbescheidung ist die Auswahl der Lesarten und Erklärungen in den 65 und 55 Seiten des Anhangs getroffen. Auf Grundlage von Boxbergers Vorarbeiten und im Anschluß, hier und da auch in Ergänzung von Minors so überaus reichhaltiger und sorgfältiger Schillerbiographie hat Jonas alle Herausgeberpflichten mustergiltig erfüllt. Diese Briefe in ihrer zeitlichen Reihenfolge geben uns ein Bild des Entwickelungsganges, der Kämpfe und Leiden in einer Unmittelbarkeit, wie kein Biograph es vermöchte; sie müssen sich ihren Platz neben Schillers Dichtungen selbst bei dem wenig zum Kaufe von Briefsammlungen geneigten deutschen Publikum erkämpfen. Eine Behauptung des Herausgebers hat indessen eine ihm selbst am meisten erwünschte Widerlegung gefunden; er meinte zu den etwa 2000 bereits gedruckten Schillerbriefen würden nicht viel ungedruckte mehr hinzukommen. In der „Weimarischen Zeitung“ hat Bernhard Suphan von der Erwerbung von 60 Schiller- und 20 Goethebriefen an Göschen, meist ungedruckt, als erfreulichen Neujahrsgruß Mitteilung gegeben, einen Brief Schillers vom 6. Januar 1789 als Probe veröffentlichend.[40]) Indessen hat auch die vierte Abteilung der Weimarer Goetheausgabe[41]) in Band 10 und 11, von v. d. Hellen trefflich herausgegeben, eine ganze Reihe,

[39]) Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Stuttgart o. J. (1892. Deutsche Verlagsanstalt.)

[40]) Sonderabdruck aus der Weimarischen Zeitung 1893, Nr. 1.

[41]) Weimar 1892 (Hermann Böhlau).

ungedruckter Briefe, 192, für den Zeitraum vom 9. August 1792 bis Ende Dezember 1796 gebracht und damit zugleich die sehr erwünschte Neuerung, schon im Inhaltsverzeichnis jedes Bandes die zum ersten Male veröffentlichten Briefe kenntlich zu machen, eine Einrichtung, die Jonas zur Nachahmung zu empfehlen wäre. Mit Nr. 3064 beginnen im 10. Bande die Briefe an Schiller. Die neuen Mitteilungen sind um so interessanter, als die weitaus überwiegende Mehrzahl der Briefe an eine bisher im Briefwechsel Goethes kaum vertretene Empfängerin gerichtet ist — an Christiane Vulpius. Die so hartnäckig festgehaltenen Vorurteile gegen Christiane müssen diesen und Frau Rats Briefen gegenüber allmählich einer gerechteren Würdigung weichen. Es herrscht in Goethes Briefen an die kleine Freundin eine Innigkeit und zärtliche Liebe, wie sie gerade für jene Jahre, in denen Goethe nach außen vielfach kalt, verschlossen und abweisend erscheint, doppelt bedeutsam ist, denn erst durch diese Ergänzung lernen wir den ganzen Goethe kennen. Durch heitersten Humor überrascht der bisher unbekannte Brief an die Herzogin Amalia vom 25. September 1792. Die neu veröffentlichten Briefe an Heinrich Meyer, den gefunden zu haben er als eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens preist (Nr. 3283), enthalten eine Fülle von Selbstbekenntnissen, die jede Charakteristik Goethes verwerten wird. An Meyer berichtet er über Alexis, die Xenien, Dorothea, vor allem über die Übersetzung Cellinis. Unger gegenüber nennt er den Wilhelm Meister die obligateste und schwerste aller seiner Arbeiten. X, 388 ist in den Lesarten eine Reihe von Stellen über die Lehrjahre zusammengestellt; X, 415 stehen sehr interessante abweichende Lesarten zu einem Briefe an Voß; XI, 32 ist im Briefe an Knebel zweifellos „Mittags“ statt „Mittwochs“ zu lesen. Im Juni 1796 meldet er an Meyer die Anwesenheit Jean Pauls. „Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen, ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den unsrigen gerechnet werden.“ An Goethes gutem Willen lag also nicht die Schuld, wenn Richter dem Goethe-Schillerischen Kreise fremd, ja feindlich gegenüber zu stehen kam.

In Goethes Umgebung führen uns zwei gleichzeitig erschienene, unter sich freilich ganz verschiedenartige Bücher: „Aus dem Goethehause"[42]) und „Aus Goethes Freundeskreise".[43]) In der Biedermannischen Gesprächssammlung taucht Jenny v. Pappenheim, die Stieftochter des weimarischen Ministers v. Gersdorff nur einmal (Nr. 1436) auf; in Beaulieu-Marconnays „Erinnerungen aus Altweimar" (Jahrbuch VI, 172) sind Goethes Dankverse an Frl. v. Pappenheim, „Dem heiligen Vater pflegt man, wie wir wissen", die erst 1870 Aufnahme in Goethes Werke gefunden hatten, erläutert. Drei weitere Verse Goethes, „Der Bekannten Anerkannten" gewidmet, sind erst im 12. Bande des Jahrbuchs in einem Auszuge des jetzt vollständig mitgeteilten Aufsatzes „Goethe und seine Umgebung" bekannt geworden. Erst 1885 hat Freifrau Jenny v. Gustedt diese Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit niedergeschrieben, und ihre Enkelin hat sie in einer allzuwenig gesichteten, fast erschreckend umfangreichen Veröffentlichung aus ihrem Nachlasse herausgegeben. Frl. v. Pappenheim war mit Ottilie von Goethe und ihren Söhnen innig befreundet; ihre Charakteristik Ottiliens, Augusts und seiner Söhne, der Großherzoginnen Luise und Maria Paulowna geben ungemein anschauliche Bilder nach der Natur; das tragische Los der Enkel Goethes, einen ihrer Briefe an Wolfgang finden wir mitgeteilt, weiß sie voll Mitgefühl zu schildern. Über die Gründung von Ottiliens Zeitschrift „Das Chaos" kann sie als Teilnehmerin berichten, ebenso über Felix Mendelssohns zweiten Besuch im Goethehause. Wohl die meiste Befriedigung aber mag die Erzählung wecken, wie bei Tiecks Anwesenheit das Frauenzimmerchen den alten Herrn bereden wollte, in die Gesellschaft zu kommen, er aber an seinem Pulte stehend polterte: „Ach was, glaubt Sie kleines Mädchen, daß ich zu jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da? wenn ich todt bin, machts Keiner. Sagen Sie das droben der Sippschaft. Ein

[42]) Briefe Fr. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. Nach den Originalen, herausgegeben von Ferdinand Heitmüller. Stuttgart 1892 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger).

[43]) Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt, herausgegeben von Lily v. Kretschmann. Braunschweig 1892 (Georg Westermann).

Greis, der noch arbeiten will, darf nicht jedem zu Gefallen seinen Willen umstimmen; thut ers, so wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind, Ihre frohe Jugend wird denen da oben besser behagen als heut Abend mein nachdenkliches Alter". Über Goethes Briefe an Lavater, Lewes' Goethe- und Karoline v. Wolzogens Schillerbiographie hat Frau v. Gustedt ihre Eindrücke niedergeschrieben. In „Eine Erinnerung" stellt sie Goethes werkthätige Nächstenliebe als wahres Christentum dem Gebahren frommer Kirchenbesucher gegenüber. Die Gründung der Goethegesellschaft veranlaßt die Bemerkung: „Der deutsche Gelehrte, so hoch ich ihn stelle, gerät mit seinem Forschungstrieb leicht in Kleinigkeiten und dann geht ihm der große Blick aufs Ganze verloren. Hoffentlich wird der Goetheverein nie vergessen, daß gerade Goethe, neben seinem Interesse für das Kleinste, das Große stets obenan stellte, hoffentlich wird er seinen Geist zu erforschen und lebendig auszubreiten suchen, was uns recht not thut." Ich möchte nicht eben behaupten, daß in Frau v. Gustedts Aufzeichnungen selbst man überall die Einwirkung des Goethischen Geistes verspüre, es findet sich gar manches frauenzimmerliche Urteil auf diesen fünfhundert Seiten; allein das Streben, diesen Geist zu fassen und in einem langen Leben sich der von ihm in der Jugend empfangenen Anregungen würdig zu erweisen, tritt überall zu Tage. Es berührt allerdings peinlich zu sehen, wie selbst am weimarischen Musenhofe die französische Sprache vorherrscht, während Holtei über den von Goethes Schwiegertochter getriebenen Engländerkultus klagen muß. Dem deutschen Empfinden und der von Goethe als der Bedingung aller menschlichen Entwickelung geforderten Ehrfurcht — Wanderjahre II. Buch, 1. Kapitel — aber entspricht es, wenn die Freundin der Kaiserin Augusta ihr Gedenkblatt der erhabnen „Tochter Weimars" mit den Worten schließt: „Kaiserin Augusta wirkte anregend auf jedem Gebiete, das war ein Erbe Goethes und jener Zeit. Was hat die jetzige Generation so verschlossen gemacht, daß keiner mehr den anderen kennt, keiner lebendig auf den anderen zu wirken vermag? Die Jugend will keine Autorität anerkennen, sie hat auch seit dem Tode der Kaiserin und seit Bismarcks Sturz keine wahre, geistige mehr, die vom Alter und

der Erfahrung geheiligt ist. Seit den letzten Monaten liegt ein Druck auf der Welt. Man hat die Eisenstange herausgesägt, auf der die Decke ruhte, weil die Kinder sich an den scharfen Ecken Beulen stoßen, und nun hofft man, die Decke werde nicht einfallen!" Goethes von Gall anatomisch begründete Neigung, sich stets in „einem Tropus auszusprechen", ist so auch bei seiner Schülerin nachwirkend.

Jenny v. Pappenheims Beziehungen zu Goethe begannen im Jahre 1825. Bis 1824 reicht der erhaltene Teil von Riemers 1803 eröffnetem Briefwechsel mit dem aus dem Buche „das Frommannsche Haus und seine Freunde" (Dritte Auflage, Stuttgart 1889) sattsam bekannten Jenenser Buchdrucker und Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann, dem Pflegvater Minna Herzliebs. Auf irgend welche Beziehungen Goethes zu Minna, welche Frau v. Gustedt wiederholt in Abrede stellt, enthalten Riemers Briefe keine Anspielung. Wie Eckermann und andere ist auch Riemer, trotz eigener tüchtiger Leistungen, nur durch sein Verhältnis zu Goethe den Nachlebenden bemerkenswert geworden. Neben seiner Arbeit an der Herausgabe des Briefwechsels mit Zelter, der nachgelassenen Schriften, vor allem der Quartausgabe von 1836, hat er sich durch die beiden Bände der „Mitteilungen über Goethe" (1841) und der „Briefe von und an Goethe" (1846) ein Andenken gestiftet. An Vorwürfen gegen seine Herausgeberthätigkeit hat es nicht gefehlt, Neigung und Abneigung hat ihn gewiß nicht nur bei eignen Urteilen, sondern auch bei der Wiedergabe von Goethischen Äußerungen und Briefstellen hier und da geleitet. Seine „Mitteilungen" sind aber mehr benutzt als erwähnt worden; die 1886 bereits begonnene Veröffentlichung seiner eignen Tagebücher in der deutschen Revue wird wohl mit ihrer Buchausgabe abschließen. Heitmüller hat dem mit Erläuterungen versehenen Abdruck der Briefe die Umrisse zu einer Charakteristik Riemers, die Schilderung seiner engen Beziehungen zu Goethe und deren zeitweiligen Unterbrechung vorangestellt. Für zeitliche Bestimmungen, z. B. der Theaterbearbeitungen des Götz, und für Feststellung kleiner Einzelheiten des weimarischen Lebens und Theaters bieten die 242 Briefe sehr viel; für die Weglassung gleichgiltiger Teile der Briefe kann

man dem Herausgeber nur dankbar sein. Zu dem Schreibfehler Laerimas, es handelt sich um F. W. Schütz' von A. W. Schlegel herausgegebenes Schauspiel Lacrimas, habe ich vergeblich eine Anmerkung gesucht. Im Register fehlt Kleist, obwohl ein Bericht über die erste Aufführung des „zerbrochnen Krugs" im Brief vom 9. März 1808 enthalten ist. Zur Aufführung des Julius Cäsar wäre Goethes eingehender Bericht über den Erfolg an den Übersetzer Schlegel, Jahrbuch V, 5, anzuführen gewesen. Goethes Verhältnis zum Körnerischen Hause war doch freundlicher und inniger als man nach Anmerkung 323 annehmen möchte. v. Biedermann hat die Belege dafür 1875 mitgeteilt in dem Buche „Goethe und Dresden", von dessen reichem Inhalte er jetzt neuerdings in dem schönen Vortrage „Goethe in Dresden"[44]) ein zusammengedrängtes Bild entworfen hat. Nach längerem Verkehre mit Zelter schrieb Riemer das Lob nieder, man stärke sich nicht wenig an seiner durchaus tüchtigen und kräftigen Natur. Aus der gleichen Zeit, dem August 1810, als er mit Goethe und Zelter in Bad Töplitz weilte, stammt Riemers Schilderung des wunderbaren, mitunter grotesken Landes Böhmen, wohin er seit 1802 Goethe jährlich begleitete, wie er in früherer Zeit W. v. Humboldt als Hauslehrer nach Italien begleitet hatte. Für die Durchforschung aller Beziehungen Goethes zu Böhmen ist in dem von Alois John begründeten und herausgegebenen „Litterarischen Jahrbuch"[45]) eine Sammelstelle geschaffen, nachdem John schon früher in einer eignen Monographie „Goethe in Deutschböhmen" das bisher über diese Beziehungen Bekannte zusammengestellt hatte.[46]) Im zweiten Bande des böhmischen Jahrbuchs hat W. v. Biedermann einen eigenhändigen Brief Goethes, Wohnungsbestellung in Marienbad, mitgeteilt; die Bibliographie macht mit sonst kaum zugänglichen Aufsätzen böhmischer Zeitungen bekannt. Goethe hat Böhmen und

[44]) Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte. Dresden 1892, Nr. 3.

[45]) Zentralorgan für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. I. Bd. 1892. II. Bd. 1892. Eger (Im Selbstverlage des Herausgebers); vgl. Anmerkung 4.

[46]) Eger 1889 (Im Selbstverlage des Verfassers).

seine Bäder 1785 zum ersten, 1823 zum letzten Male besucht. Ein anderes österreichisches Kronland, Tirol, hat er nur auf der Durchreise nach Italien betreten. S. M. Prem, der bei der „Enthüllungsfeier des Goethe-Bildnisses am Brenner-Posthause" Festrede und Festgedicht (beide im Einzeldruck 1888) vortrug, hat auch „Goethes Fahrt durch Tirol im September 1786" in einem eignen Büchlein[47]) beschrieben und erläutert.

Im Briefe vom 12. Dezember 1809 meldet Riemer, ein artiger junger Mann, Freund von Arnim, Liebhaber und Kenner der älteren nordischen Litteratur sei jetzt in Weimar. Da er „durch seine artigen Sammlungen allerlei Unterhaltung geben könne und die Jenaer Bibliothek durchforschen wolle," giebt er ihm einen Empfehlungsbrief an Frommann mit. Über „Goethe und die Brüder Grimm", denn kein anderer als Wilhelm Grimm ist jener artige junge Mann, der übrigens seinerseits über Riemer und seinen Einfluß auf Goethe sehr ungünstig urteilte, haben wir nun von Reinhold Steig ein ganz vortreffliches, ebenso gründliches als angenehm lesbares Buch erhalten.[48]) Über die Beziehungen der Brüder zu Goethe hat bereits Suphan in den Erläuterungen zu den sieben Briefen Jakobs und Wilhelms an Goethe gehandelt, welche im 9. Bande des Jahrbuchs mit den wichtigen Aktenstücken über die Gründung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte und Sprache veröffentlicht wurden. Steig führt uns die Geschichte dieses auf verständnisvoller Liebe gegründeten, von jeder kleinlichen Regung durch alle Jahre frei bleibenden Verhältnisses vor von der Anschaffung der Goethischen Schriften für die mühsam gesammelte kleine Bücherei der zwei Marburger Studenten bis zur wissenschaftlichen Ausschöpfung von Goethes Sprache für das Wörterbuch und Jakob Grimms Aufruf zum Berliner Goethedenkmal. Der Ansatz zu einer Rezension von Goethes Briefwechsel mit Karl August lag beim Tode Jakob Grimms auf seinem Arbeitstisch. Durch ihre Beziehungen zu den Romantikern Brentano und Arnim, im Hause Savignys zu Marburg wurden die Brüder zur ersten Verehrung

[47]) München 1888 (Verlag von B. H. Malten).

[48]) Berlin 1892 (Verlag von Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung).

des Meisters angeleitet. Goethes Teilnahme an den Bestrebungen des Heidelberger Kreises, von ihm stammt der lateinische Spruch am Schlusse der ersten Nummer der Einsiedlerzeitung, sein Verhältnis zur deutschen Vorzeit ist, H. Großes Dissertation „Goethe und das deutsche Altertum" (Dramburg 1875) ergänzend, doch weder vollständig noch einwurfsfrei dargestellt. Steig konnte aus ungedruckten Quellen, hauptsächlich dem Briefwechsel der Brüder mit Arnim schöpfend, Briefe Goethes an beide Brüder mitteilen, ihre eigenen an Goethe vervollständigen. 1809 und 1816 fand Wilhelm Grimm in Goethes Hause freundlichste Aufnahme, 1815 traf er in Boisserées Bildersammlung in Heidelberg mit ihm zusammen, nachdem der nach Paris eilende Jakob „den Goethe im Blick noch zu Frankfurt gesehen". Bis 1824 dauerten dann die Zusendungen ihrer neuen Schriften nach Weimar; Wilhelms ausführlicher Brief vom 1. August 1816 entwickelt das Arbeitsprogramm der Brüder, als Übersetzer serbischer Lieder reiht sich der „Sprachgewaltige" Grammatiker den W. K. F. von „Kunst und Altertum" an. Aus Goethes Umdichtung des von Gottsched 1752 herausgegebenen Reineke Fuchs hat der Geschichtsschreiber des vermeintlichen deutschen Tierepos — die Ausgabe des Reinhart Fuchs erschien erst 1834 — die Thiersage zuerst kennen gelernt. So viele Fäden schlingen sich sinnig zwischen den das deutsche Altertum erschließenden, dichterisch empfindenden Forschern und dem „Mann, wofür wir Deutsche Gott genug nicht danken können", wenn auch Steigs Annahme, die Sprache der Grimms habe auf Goethe selbst eingewirkt (S. 234), kaum zutreffen dürfte. Liebevolleres Verständnis des fremden und treuere Abspiegelung des eigenen tiefen liebenswürdigen Wesens ist wohl selten so vereinigt wie in Jakob Grimms Brief an Arnim (1810?): „Goethe selbst kann ich mir einmal nicht anders als gut, lieb und darum auch recht denken, was er für sich selbst thut ist ihm gewiß notwendig und ob es auch gleich mich überraschte, so finde ich es doch nicht tadelnswert, daß er sich von dem äußeren abwendet und zu sich selber sammelt, es ist das ein uralter Trieb, der alle alte Helden aus dem Geräusch in die Einsamkeit zieht. Daß er viele herrliche Sachen nicht anerkennt oder nicht genug, und seine Herrlichkeiten darüber setzt, heißt nichts anders

als das gewöhnliche, daß kein Mensch alles zusammen begreifen und lieben kann. Schätzt er also meiner Meinung nach die altdeutsche Poesie, die deutsche Geschichte zu wenig, so betrübt mich das insofern gar nicht, als es meine andere Überzeugung davon nicht widerlegt; ja ich fühle, daß ich die römischen Pasten und antiken Monumente ebenfalls viel höher achten würde, wenn ich sie genauer studierte, denn in allem einzelnen ist Liebe und Segen möglich, allein nicht in allem zusammengenommen, wo er sich zerstreuen würde." Wenn aber Anhänger Goethes sich gebärdeten als sei „die ganze Masse von Welterfahrung, die heitere Anhöhe der Ruhe" auch von ihnen errungen, so fand er dies unerträglich.

Karl Ernst Schubarth, dessen Bemerkungen über das Niebelungenlied in seiner vom Dichter selbst durchaus gebilligten Schrift „Zur Beurteilung Goethes" (1820; vgl. Berichte V, 233) Grimms Unwillen erregten, gehört dem engsten Kreise derjenigen an, die im innigsten Anschluß an Goethe ihre eigene Bildung gewannen. Sein bereits durch Th. Paur und Hettners Herausgabe des Briefwechsels bekanntes persönliches Verhältnis zu Goethe, seinen Lebensgang und seine Schriften hat Paul Scholz[49]) gut charakterisiert und Briefe Hagens, Alexander von Humboldts und Eichhorns aus seinem Nachlasse mitgeteilt. „Ihr litterarischer ehrenvoller Name," schrieb ihm Humboldt 1836 von Potsdam aus, „und die Achtung, welche Ihren Produktionen Goethe schenkte, sind meinem Andenken stets gegenwärtig." Ernst August Hagen, dessen Epos „Olfried und Lisena" Goethe und Schubarth gemeinsam in „Kunst und Altertum" lobend anzeigten, berichtet an Schubarth über seinen, weder in den Tages- und Jahresheften noch in Biedermanns Gesprächsammlung angeführten zweitägigen Aufenthalt in Weimar (Ende 1827), „den jugendlichen Humor des Greises" und Goethes Anteil an seinem Trauerspiel „Bonifacio und Imelda", ohne Titelnennung in Eckermanns Gesprächen, 7. September 1823, erwähnt. Er wollte eine Abschrift Goethe übersenden, doch scheint er die Arbeit nicht vollendet zu haben. Die bisher irrig auf den

[49]) K. E. Schubarth. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Hirschberg in Schlesien 1892 (Progr. des kgl. Gymnasiums; Druck von Geisler & Co.).

**

Faust bezogenen Äußerungen über Bühnenfähigkeit in Goethes letztem Brief an Schubarth, deutet Scholz auf ein von Schubarth nach Weimar eingesandtes Trauerspiel des Hirschberger Dramatikers Robe (gest. 1864). Von den „Tages- und Jahresheften" ist nun der erste Band, gleichzeitig in der Weimarischen Ausgabe Bd. 35 und in Kürschners Nationallitteratur erschienen.[50]) Ziemlich reiches handschriftliches Material stand dem Weimarer Bearbeiter, der hier nicht wie sonst genannt ist, zu Gebote; die doppelte Fassung der Bemerkungen über Schillers Einstudierung des Mithridates, der ursprüngliche Entwurf für das Jahr 1801, die Begründung der traurigen Stimmung für das Jahr 1794 erscheinen in den Lesarten als nicht unwichtige Ergänzungen des bisherigen Textes. Die Weimarische Ausgabe schließt entsprechend der Ausgabe letzter Hand den Band mit 1806 ab, während Düntzer noch die beiden folgenden Jahre miteinbezieht. Die nun mögliche Vergleichung zwischen den Mitteilungen der Tages- und Jahreshefte und den unmittelbaren Aufzeichnungen der Tagebücher hat Düntzer in umfangreichen Anmerkungen durchgeführt, in der Einleitung über die Entstehung der Annalen manches zusammengestellt. Die Aufstellung der „summarischen Jahresfolge seiner Schriften", in der wir den Ausgangspunkt der Annalen erkennen mögen, verlegt Düntzer in den März 1819, die Weimarische Ausgabe, der ich hier folgen möchte, ins Jahr 1816. „Bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Konfessionen, und wer weiß wie sonst noch" hat Goethe in einem der Briefe diese Aufzeichnungen benannt, die er dann unter Vermeidung des Fremdwortes mit deutscher Bezeichnung „Tages- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" 1830 in der Ausgabe letzter Hand veröffentlichte.

Goethes Stellung zu der gegenwärtig als nationale, thörichter Weise auch als Parteisache behandelten Frage hat O. Dehnike in dem Schulprogramm „Goethe und die Fremdwörter"[51]) in wirklich fördernder Weise behandelt. An dem Widerspruch der vier

---

[50]) Stuttgart, Bd. 105. Goethes Werke, Bd. 24. Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

[51]) Lüneburg, Johanneum (Sternsche Buchdruckerei).

Xenien,[52]) gegen den Pedanten — mit „Peinling" ist in den Grenzboten 1887 das im Xenion „Der Purist" zur Übersetzung vorgeschlagene Fremdwort verdeutscht worden — und Goethes Verurteilung der Fremdworte im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit", hätte Dehnicke sich nicht zu stoßen brauchen, denn diese Angriffe gegen Campes übertriebene Sprachreinigung gingen von Schiller aus. In demselben Briefe Goethes an Riemer, in dem er die Erfahrung äußert, daß es eigentlich geistlose Menschen seien, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen, gab er doch Riemer „völlige Macht und Gewalt, die fremden Worte insofern es möglich und rätlich aus der Handschrift zu tilgen". In Werthers Leiden, Götz und noch häufiger in Meisters Lehrjahren hat er selbst in den späteren Ausgaben Fremdworte verdeutscht, und einige Verdeutschungen wie Besuchskarte, Selbstlernerei, Einhelfer (Souffleur), Zweigesang, ausgesprochen (prononziert), Mächler (Friseur) selbst geprägt. Als ihm der Teutonismus nach den Befreiungskriegen unsere, so vielfach von der französischen ausgehende Kultur zu gefährden schien, hat er sich der maßvollen Verteidigung der Fremdworte durch Ruckstuhl gefreut und sie seinen Freunden angepriesen. Dehnike hat nun in den Hauptdichtungen Goethes die Fremdworte, mit Ausschließung der Lehnwörter und unentbehrlichen Fremdwörter, 1500, zusammengestellt. Von den Dichtungen in Versen zählt der Faust am meisten (260), Iphigenie und Tasso die wenigsten (je 15) Fremdworte; die Übersetzungen Mahomet und Tankred nur je 5. Auffallend ist es, daß gerade die sonst nicht in gutem Rufe stehenden Festgedichte auf die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich ganz frei von Fremdworten sind. Wenn wir bei Schiller und Goethe noch viele Fremdworte antreffen, welche heute selbst entschiedene Gegner deutscher Sprachvereine zu gebrauchen Scheu tragen würden, so müssen wir uns eben erinnern, wie mühsam und langsam unsere Schriftsprache im vorigen Jahrhundert aus den lateinischen und französischen Fesseln sich löste. Bei Lessing ist nicht nur das Fremdwort, sondern auch die lateinische

[52]) Aus W. v. Humboldts Briefen an Jacobi ergiebt sich, daß Xenion 24 nicht nach der bisherigen Annahme gegen Nicolai, sondern auf Hermes gemünzt ist.

und französische Konstruktion in einer Ausdehnung vorhanden, wie man sie bei dem Vorkämpfer gegen die französische Tragödie und dem bahnbrechenden Meister unseres Prosastiles nicht erwarten sollte. Weder die Gegner noch die Verteidiger des Fremdwörter-unwesens unserer Tage dürfen Goethe und Schiller als Partei-genossen in Anspruch nehmen.

Zu der von Karl Olbrich, vergl. VII, 267, behandelten Frage der Nachahmung der antiken Sprachen in den Dichtungen unserer Klassiker haben wir nun in W. v. Humboldts Briefen an Jacobi einen höchst interessanten Beitrag aus dem Jena-Weimari-schen Kreise selbst erhalten. Anläßlich von Aug. W. Schlegels großer Rezension des Voßischen Homers wirft Humboldt (15. Ok-tober 1796) die Frage auf, wie Homer zu übersetzen sei, wieweit der Charakter der deutschen Sprache ein Homerisieren erlaube. Die zwei Klippen seien: zu strenges Kleben am bloß Hergebrachten und Neuerungen gegen den Genius der Sprache. Als Regel müsse gelten: „die Sprache erweitern, aber ihrem Geist und ihrem Charakter gemäß". Proben von Goethes eigener Homerübersetzung dürfen wir ja noch aus dem Goethearchiv erwarten; dann wird auch einmal Goethes Thätigkeit als Übersetzer eine umfassende Dar-stellung finden. Bei Karl Troost[53]) findet man nicht, wie die Überschrift „Versuch einer im Goethischen Sinne „identischen" Übersetzung" erwarten läßt, etwas über Goethes in Dichtung und Wahrheit, den Noten zum Divan und sonst öfters vorgetragenen Vorschlägen für die Übersetzungskunst. Dagegen bieten die An-merkungen zu Troosts Virgilübersetzung einige kleine Beiträge für Goethes Verhältnis zu Virgil, wie für die Nachwirkung von Versen aus der Epistel an die Pisonen J. Bintz[54]) die Belegstellen aus Schillers und Goethes Werken gesammelt hat. Die in neuester Zeit leider verdunkelte Einsicht von der Notwendigkeit der Über-tragung jedes Kunstwerkes in seiner Form, was Troost eben identische Übersetzung nennt, hat übrigens nicht Goethe, sondern

[53]) Seebilder aus Virgil. Frankenstein i. Schlesien (Städtisches Kath. Progymnasium).

[54]) Der Einfluß der ars poetica des Horaz auf die deutsche Litteratur des XVIII. Jahrhunderts. Hamburg (Kaiser Wilhelm-Gymnasium).

Aug. W. Schlegel in den „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache“ zuerst gewonnen und begründet. In den letzten Jahren ist Wilhelm Jordan dem Unfug, das Odysseuslied in Nibelungenstrophen zu übersetzen und ähnlichen, die Errungenschaften von Voß, Schlegel, Rückert verleugnenden Thorheiten mit gerechtem Zorn entgegengetreten (Beil. z. Münchener Allg. Ztg. 1886 Nr. 72). Wenn Schiller 1792 für seine Virgilübersetzung die von Wieland frei behandelte Ottaverime des italienischen Epos wählte, so gehört diese Übertragung in eine dem Original fremde Form eben der älteren, vorschlegelischen Periode an. Allein das von Schiller so glanzvoll behandelte zweite Buch der Äneide heute noch einmal in freien Stanzen zu übertragen, also einen unmittelbaren Wettkampf mit Schiller zu wagen, wie Emil Irmscher in einem Programm[55]) unternommen hat, erscheint nicht bloß höchst überflüssig, sondern geradezu widersinnig, denn das einzige, was dabei erreicht wird, die Beleuchtung der Vorzüge von Schillers Arbeit, kann nicht Irmschers Absicht gewesen sein. Über das Verhältnis der freien Stanzen, wie Schiller sie gebraucht, Goethe wenigstens im ersten Entwurfe der „Zueignung“ sie noch beibehalten hatte, zu Wielands freien Stanzen ist noch keine Untersuchung angestellt worden, wie eine Geschichte der Ottaverime in der deutschen Dichtung als Parallelarbeit zu Weltis trefflicher Geschichte des deutschen Sonettes (1884) überhaupt noch zu wünschen übrig bleibt.

Nur zur Verteidigung der eignen prächtigen „Seegeschichten“ geschrieben, kann Heinrich Kruses Exkurs „Der griechische Hexameter in der deutschen Nachbildung“ doch zugleich als eine Verteidigung der nicht nach klassischen Regeln gebauten Hexameter von „Hermann und Dorothea“ gelten. Über Rudolf Westphals Werk,[56]) dem der Exkurs einverleibt ist, traue ich mir kein Urteil zu, auf die häufige Verwendung aus Schiller und Goethe entnommener Beispiele darf ich aber hinweisen, und das umsomehr, als Westphals „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ (2. Aufl. Jena 1877), die

[55]) Dresden 1892 (E. Zeidlers Realschule).

[56]) Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1893 (Verlag von S. Calvary & Comp.).

beinahe auf jeder anderen Seite Goethe und Schiller anführt, in der Goethe-Schillerlitteratur wohl sehr selten genannt wird. Zur Formgeschichte der Goethischen Dichtung im besonderen sind zwei recht beachtenswerte, tüchtige Beiträge erschienen: Ewald Kunos Programm „Beobachtungen über das Verhältnis des Reims zum Inhalt bei Goethe“ [57]) und die Dissertation von Adolf Goldbeck-Löwe „Zur Geschichte der freien Verse in der deutschen Dichtung. Von Klopstock bis Goethe“. [58])

Goethe selbst hat im Eingang des 18. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ und in dem Zwiegespräch, man möchte lieber sagen Zwiegesang von Faust und Helena sich über das Wesen des Reims geäußert und Wilhelm Grimm in seinen Untersuchungen „Zur Geschichte des Reims“ (Kleinere Schriften IV, 324) auf diese beiden Bekenntnisse verwiesen. Kuno schlägt nach einem gedrängten Rückblick auf die Geschichte des Reimes und einzelne theoretische Äußerungen über ihn, wie er selbst sagt „bisher noch unbetretene Wege“ ein. Er unterscheidet bei Goethe: Wortreim, Sinnenreim, Gedankenreim, Inhaltsreim, Satzreim; der erste tritt ein, wenn die Worte ihrer Bedeutung nach zu einander in Beziehung stehen, z. B. wund — gesund, Feste — Gäste. Wenn erst eine engere Begrenzung des einen Reimwortes besondere Beziehung auf das andere ergiebt, so ist das ein Sinnenreim: wandelnde Gestalten — festzuhalten. Wenn aber ein Gedanke wie „alle erscheinen froh, du aber weinst“ in dem Reimpaar: erscheint — geweint (Goethes „Trost in Thränen“) Ausdruck findet, so haben wir es mit Gedankenreimen zu thun. Viel äußerlicher ist der Inhaltsreim, wenn durch den Gang des Gedichtes sich Worte reimen, die weder von Hause aus eine begreifliche Verwandschaft haben wie der Wortreim noch der Gegenüberstellung eines Gedankens dienen, wie wenn Goethe „An die Erwählte“ die Mahnung richtet: Hand in Hand! und Lipp auf Lippe! Liebes Mädchen bleibe treu! Lebe wohl! und manche Klippe Fährt dein Liebster noch vorbei“. Zwischen

[57]) Stargard in Pommern 1888.

[58]) Kiel 1891 (Druck von H. Fiencke); vergl. nun auch L. Fränkel, „Die freie Rhythmik in der neuhochdeutschen Lyrik vor, bei und nach Klopstock“ in Lyons Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht VI, 817.

Lippe und Klippe fehlt jede innere Beziehung, weswegen vielleicht auch „Inhaltsreim" nicht gut als Gattungsbezeichnung für diese Art Reime gewählt ist. Daß das aufgestellte Schema überhaupt sich nicht der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber streng durchführen läßt, wird Kuno selbst bei seiner Aufstellung klar gewesen sein; durch die Erklärung des „Satzreims", „wenn die Reimwörter zu einem und demselben Satze gehören, dann sind sie frei von jeder Regel", läßt er in der That weitesten Spielraum. Andererseits gliedert er seine fünf großen Gruppen wieder sehr geschickt in Unterabteilungen und belegt sie mit so zahlreichen Beispielen, daß wir ein kleines, wohlgegliedertes Reimlexikon zu Goethe erhalten. Es mag dabei manches Widerspruch, vieles Ergänzung fordern: eine selbständige und wirklich reiche Anregung bringende Studie hat Kunow in jedem Falle geboten. Der Nachweis wie der Reim aufs innigste mit dem Gedanken selbst verknüpft ist, aus ihm hervorgeht und ihn wieder hebt, giebt für sonst nur gefühlte Vorzüge der Goethischen Lyrik klar bestimmte Gründe und somit einen interessanten Einblick in Goethes Schaffensart. Den Reim hat Goethe auch in den von Klopstock in die deutsche Litteratur eingeführten freien Versen, im Gegensatze zu Klopstock, hie und da angewandt. Er vermeidet das von Klopstock beliebte Enjambement, das mir übrigens durchaus nicht so tadelnswert erscheint, wie Goldbeck-Löwe es findet. Im ganzen bevorzugt Goethe kürzere Verse und zwar vorwiegend den Jambus, läßt nie mehr als zwei Hebungen ohne dazwischen liegende Senkung aufeinander folgen und beschränkt sich gewöhnlich auf eine Senkung; eine dreisylbige Senkung hat Goldbeck-Löwe nur in zwei Fällen gefunden. Klopstocks Gedichte in freien Versen haben also den Vorzug größerer metrischer Freiheit; ein Vorzug Goethes ist es hinwieder die strophische Gliederung abzustreifen. Goethe hat Pindar sich zum Vorbild genommen, wollte aber nicht wie Ramler und Willamow in seinen freien Versen antike Versmasse zum Ausdruck bringen; „es sind vielmehr deutsche Verse von klassischem Geiste beseelt". Neben den großen bekannten Hymnen der Frankfurter und ersten Weimarer Jahre gehören auch acht Divansgedichte dieser Dichtungsform an. Die im elften Bande des Jahrbuches veröffentlichte erste

Form der „Ghasele auf den Eilfer" hat Burdach ja als ein Wiederaufleben des dionysischen Schwungs von „Wanderers Sturmlied" mit diesem verglichen, freilich nicht ganz gerechtfertigter Weise. Zur Gruppe der Gedichte in freien Versen gehört das Loblied aber mit den übrigen acht Divansgedichten. Wenn Goldbeck-Löwe die Goethischen Hymnen nach ihrer formalen Seite hin prüft, so sucht Emil Große „Zur Erklärung von Goethes Gedichten „Das Göttliche" und „Dauer im Wechsel" " nach der ethisch-ästhetischen Seite hin beizutragen.[59]) Der in freien Versen gedichtete Hymnus, der einzige bei dem Goldbeck-Löwe eine regelmäßige strophische Abteilung beabsichtigt glaubt, ist ohne Überschrift 1783 im 40. Stücke des Tiefurter Journals erschienen und ebenso zwei Jahre später als unpaginiertes Doppelblatt am Eingange zu Jacobis Briefen „Über die Lehre des Spinoza", die zwischen S. 48 und 49 auch den ersten Druck des großen Prometheus-Gedichtes brachten. Ein Wiederabdruck in den Berliner Ephemeriden betitelte 1786 den Hymnus: „Der Mensch", und erst 1789 in der Gedichtsammlung der Schriften traf Goethe die jetzt geltende Überschrift. Die gereimten Verse von „Dauer im Wechsel" sind dagegen erst unter den geselligen Liedern in Wieland-Goethes Taschenbuch auf das Jahr 1804 erschienen und 1815 in die Werke übergegangen. Große führt nun aus Goethes Werken, aus Herder, der Bibel den Gedanken der beiden Gedichte Verwandtes an. Den schon von Loeper gegebenen Hinweis auf den unzweifelhaften Zusammenhang des Hymnus mit der Freimaurerei hat Große nicht beachtet. Den Idealen des Zeitalters der Humanität hat Goethe im „Göttlichen" klassischen Ausdruck gegeben und seiner eignen thätigen, so oft verkannten Nächstenliebe selbst ein Denkmal gesetzt, dessen Preis und Erläuterung man gerne von Große sich vortragen läßt.

Für das Drama hatte die freien Verse schon Lessing in seiner lobenden Besprechung der ersten Klopstockischen Versuche im 51. der Berliner Litteraturbriefe empfohlen, deren sorgfältig hergestellten, auf erneuter Durchforschung der altbekannten und einiger bis-

---

[59]) Königsberg 1892 (Königl. Wilhelmsgymnasium; Hartungsche Buchdruckerei).

her unbeachteten Drucke verbesserten Text der achte Band von Munckers trefflicher Lessingausgabe [60]) gebracht hat. Goldbeck-Löwe hat von Goethes Dramen in freien Versen den Prometheus, die Proserpina und zweite Bearbeitung der Iphigenie, nicht aber den Elpenor erwähnt, wohl weil die Umschreibung seiner ersten Prosaform in Verse bisher als Arbeit Riemers galt. Allein aus dem 11. Bande der Weimarischen Ausgabe haben wir inzwischen erfahren, daß schon in Goethes Niederschrift manche Stellen in Verse eingeteilt waren und Riemers Abteilung von Goethe selbst überarbeitet worden ist. Diese eigenhändigen Verbesserungen Goethes und zum erstenmal auch das ganze Bruchstück in seiner prosaischen Urform sind jetzt durch Friedrich Zarncke veröffentlicht: es war auf dem von ihm mit so treuer Liebe gepflegten Felde der Goetheforschung die letzte Arbeit des unübertrefflichen kritischen Sammlers und Forschers von Goethebildnissen und ersten Entzifferers des bis dahin für unlesbar geltenden Tagebuchs der Schlesischen Reise. Im gleichen Bande mit dem Elpenor sind aufgenommen von Zarncke das schon 1888 von ihm veröffentlichte Bruchstück aus dem „befreiten Prometheus", von Suphan, die bereits im 12. Bande des Jahrbuchs, vgl. Berichte VII, 429, mitgeteilten zwei übersetzten Szenen aus Maturins Trauerspiel Bertram or the castle of St. Aldobrand, drei früher von Loeper veröffentlichte Verse zu einer Bearbeitung des König Ödipus und noch unbekannte Verse zu Einsiedels Lustspiel „die Mohrin" nach dem Eunuchus des Terenz; vgl. VIII, 495. Die zur Aufführung von Schlegels Hamletübersetzung verfertigten Verse, die Wahle in seiner Geschichte des Weimarer Hoftheaters erwähnt hat, scheinen demnach im Goethearchive nicht mehr vorhanden zu sein, da sie sonst wohl ebenfalls in diesem Bande Aufnahme gefunden hätten. Außer durch die erwähnten Fragmente ist der elfte Band der Weimarerausgabe auch noch durch Einschaltung der „Bruchstücke einer Tragödie" aus der Quartausgabe von 1836 gegenüber dem ihm sonst entsprechenden zehnten Bande der Ausgabe letzter Hand erweitert. Die seit 1857 übliche, auch von Strehlke und v. Bieder-

[60]) G. F. Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Stuttgart 1892 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

mann gebrauchte Bezeichnung „Trauerspiel in der Christenheit“ hat ebensowenig wie die von Schröer bevorzugte „Eginhard“ eine Unterlage in Goethes und Riemers Aufzeichnungen; auch in der Reihenfolge der Bruchstücke weicht Zarncke in der Weimarischen Ausgabe von der von Riemer (1836) bis Schröer (1891) befolgten Anordnung ab. Für den Clavigo hatte der Herausgeber Richard M. Meyer nur Drucke, Schröer für die Stella, wo die tragische Bearbeitung unter den Lesarten zu suchen ist, auch die bekannte Münchener Handschrift zu Rate zu ziehen. Dagegen konnten v. d. Hellen für die Klaudine und Werner für Erwin und Elmire, bei beiden handelt es sich hier nur um die in Italien entstandene zweite Fassung, aus Handschriften des Archivs Kleinigkeiten ergänzen. Der 12. Band bringt neben den Singspielen völlig neue Veröffentlichungen von Opernfragmenten des Nachlasses. Die Gesänge aus Cimarosas Oper „Die vereitelten Ränke“ sind von Wahle nach einem Weimarer Drucke von 1794 mitgeteilt, auf dem Goethe selbst, einem Wunsche seines Enkels folgend, seine Autorschaft bezeugt hat. Wolfgang von Goethe bemerkt in diesem Exemplar aber auch, der Großvater habe ihm erzählt, daß viele der italienischen Opern für das Weimarer Theater von ihm übersetzt worden seien. Riemers Mitteilung hat dadurch feste Bestätigung erfahren und der Forschung ist eine schwierige Aufgabe zugewachsen, denn wenigstens aus dem Texte der „vereitelten Ränke“ selbst wie der „Circe“ würde niemand auf Goethes Autorschaft schließen. Dagegen findet sich in einem Chore zur Schulzischen Komposition von Racines Athalie aus dem Jahre 1789 eine echt Goethische Wiedergabe der Psalmenpoesie. Den Stoff der von Goethe selbst kommentierten Ballade vom vertriebenen Grafen hat er im Sommer 1814 zu einer Oper „der Löwenstuhl“ ausgearbeitet; im Zusammenhang mit der Diwansdichtung steht der Entwurf einer orientalischen Oper „Feradeddin und Kolaila“ aus dem Februar 1816. Neben den Opernentwürfen zum Löwenstuhl konnte Redlich aber auch Bruchstücke in Trimetern mitteilen, die selbstverständlich niemals für die Komposition bestimmt waren, während vierfüßige Trochäen an das „Trauerspiel in der Christenheit“ anklingen. Jedenfalls haben wir in diesen Trümmern wertvolle Goethische Poesie; die abgeschlossene Ballade läßt die

Haupthandlung, wenn auch nicht das Einzelne, mit Sicherheit erkennen. Die erste Fassung der „Lila“ scheint endgiltig verloren, doch konnte Muncker aus einer Weimarer und der Münchener Handschrift manche neue Lesarten mitteilen, v. Weilen, der auch „die Fischerin“ und „Zauberflöte“ bearbeitete, für „Scherz, List und Rache“ eine Abschrift aus Kaysers Nachlaß zum erstenmal benutzen. Arndt hat die früher von ihm selbständig veröffentlichte erste Form von „Jery und Bätely“ unter den Lesarten aufgelöst, Singer stand für „die ungleichen Hausgenossen“ reiches handschriftliches Material zur Verfügung, so daß der 12. Band im ganzen eine stattliche Bereicherung des Goethetextes gebracht hat. In ungünstigerer Lage war M. v. Waldberg beim 20. Bande „Die Wahlverwandtschaften“, für die ihm keine handschriftlichen Mittel zur Verfügung standen. Für die Entstehungsgeschichte des Romans haben die Tagebücher Neues und höchst Wichtiges gebracht: diese Frage war jedoch nicht im kritischen Apparate zu behandeln. Eine Fortführung der Ausgabe der Tagebücher und Gedichte ist in den zwei letzten Weimarer Veröffentlichungen nicht erfolgt. Dafür hat Ludwig Blume der zweiten Auflage seiner Egmont-Ausgabe[61]) eine ganz vortreffliche Auswahl von „Goethes Gedichten“[62]), beide in J. Neubauers Sammlung von „Schul-Ausgaben klassischer Werke“ folgen lassen. Die Ausgabe mit ihren 104 Seiten Text, 170 Seiten Anmerkungen ist natürlich für den Lehrer als Hilfsmittel beim Unterrichte bestimmt, aber auch außer der Schule wird man den nach v. Loepers Vorbild ausgearbeiteten Kommentar zu würdigen und zu nutzen wissen. Wenn Blume zunächst nach der Auswahl beurteilt sein möchte, so kann das Urteil seinem litterarhistorischen Verständnisse und pädagogischen Takte nur unbedingtes Lob zollen. Nur dem freilich etwas umfangreichen Ehrengedichte auf Hans Sachs und der Legende („Als noch verkannt“) würde ich in der nächsten Auflage noch Auf-

[61]) Mit Einleitung und Anmerkungen. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

[62]) Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke Nr. 44 und 45. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

nahme wünschen, Mariannes „Ach um deine feuchten Schwingen“ trotz Blumes Verteidigung entfernen. Blume gliedert die chronologische Auswahl in drei Perioden, von denen die erste wieder in zwei (1765—69; 70—74), die dritte in drei Unterabteilungen 1787—97; 1797—1814; 14—32) geschieden wird. Mit Zuhilfenahme des sorgfältigst ausgearbeiteten Kommentars soll so die Kenntnis der Gedichte immer zur Erkenntnis des Dichters selbst hinleiten. Die ästhetische Erklärung bleibt dem Lehrer überlassen, dem die Anmerkungen das Material in reicher Fülle und doch geschickter Auswahl geben. Auf Weltis Buch wäre der Lehrer S. 214 bei Erwähnung der Streitigkeiten um das Sonett, auf M. Bernays' Aufsätze in der Beil. z. Münchener allg. Zeitung 1885 Nr. 270f. bei dem Epigramm auf Herzog Leopold von Braunschweig zu verweisen. Die Verse „Zwischen beiden Welten“ gehören meiner Überzeugung nach nicht der letzten Gruppe zu. Frau von Stein würde ich nicht so bestimmt als Modell der Iphigenie hinstellen (S. 186): es war nicht Goethes Art seine dichterischen Gestalten nach einem einzigen Modell zu gestalten. Selbst in dem zur Verherrlichung Frau von Steins geplanten Drama „der Falke“, das Rudolf Anschütz nun mit den zahlreichen anderen Umdichtungen dieses Themas zusammengestellt hat,[63]) sollte Giovanna Züge von Lilli und Charlotte tragen. Die ganze, ja von vielen verteidigte Annahme von Frau v. Steins Einfluß auf die Iphigenie halte ich wenigstens für sehr der Einschränkung bedürfend. Nicht mit Blume übereinzustimmen vermag ich bei seinem Tadel des als Verirrung bezeichneten (S. XXI) Goethischen Klassizismus, jedenfalls kann ich in den römischen Elegien und venezianischen Epigrammen keinen fremdartigen Gegensatz zur modernen Denk- und Gefühlsweise erblicken. Ich will indessen lieber rühmen, wie Blume auch aus ihnen, aus dem Divan, den zahmen Xenien, dem Epimenides passend ausgewählt hat und die in jeder Hinsicht treffliche Sammlung aufs wärmste empfehlen.

---

[63]) Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur. Erlangen 1892. Erlanger Beiträge zur englischen Philologie und vergleichenden Litteraturgeschichte, Heft XIII (Verlag von Fr. Junge).

Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch Georg **Witkowskis** Sammlung von Goethes „Aufsätzen zur Litteratur“ im 31. und 32. Bande von Goethes Werken in Kürschners Nationallitteratur (Bd. 112 u. 113).[64]) In der Ausgabe letzter Hand sind die Zeugnisse für Goethes kritische Thätigkeit der Art verzettelt und versteckt, daß ein Auffinden sich oft ziemlich schwierig gestaltet; erst W. v. Biedermann hat im 29. Bande der Hempelischen Ausgabe alle vor und nach der italienischen Reise entstandenen Aufsätze gesammelt und sachlich gruppiert. Seine Bemühungen um die Erläuterung des einzelnen, für die ihm noch keine Vorarbeiten zu Gebote standen, hat der neueste Herausgeber selbst warm anerkannt und unter v. Biedermanns Namen für seine eigene Ausgabe verwertet. Selbstverständlich wird gerade bei einer Arbeit wie die vorliegende, welche der Erläuterung ein unübersehbares Feld eröffnet, der eine dies der andere jenes noch hinzugesetzt wünschen; im ganzen hat Witkowski jedoch seine nicht leichte Aufgabe mit großer Sachkenntnis und gutem Geschicke als Kommentator gelöst. Die Frankfurter Rezensionen sind für einen anderen Band der Nationallitteratur bestimmt, so daß Witkowski seine Sammlung mit dem Jahre 1776 beginnt. Im Gegensatze zu v. Biedermann hat der neueste Herausgeber die zeitliche Reihenfolge festgehalten und auch dadurch seiner Ausgabe selbständige Bedeutung gesichert. Besonders Goethes Thätigkeit für „Kunst und Altertum“ tritt erst bei dieser Anordnung übersichtlich hervor, während das „systematische Verzeichnis am Schlusse die Vorteile der stofflichen Gruppierung der Hempelischen Ausgabe festhält. Ich hätte nur gewünscht, daß Witkowski auch die im 28. Bande bei Hempel der bildenden Kunst eingegliederte Gruppe „Verschiedenes über Theater“ den litterarischen Aufsätzen, zu denen sie sachlich gehören, eingereiht hätte. Vollständig ist jene Theatergruppe doch nicht, da manches dramatisch-theatralische unter „Litteratur“ steht. Witkowski hat willkürlich den ersten der drei auf das neue Weimarische Theater und Wallenstein bezüglichen zusammengehörenden Aufsätze herübergenommen, die andern beiden dem Theater gelassen und dadurch die alte Zer-

[64]) Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

splitterung in diesem Falle noch gesteigert. Besser hätte er Aufsätze aus dem Gebiete der bildenden Kunst wie den über Hackert auch den „Schriften zur Kunst“ überlassen. Manche neue Stücke konnte er seiner Sammlung einfügen, doch ist seine Bezeichnung „fehlt in allen früheren Ausgaben“ nicht immer genau: so stehen die „Ungedruckten Winckelmann'schen Briefe“ schon bei Hempel 28, 185, die Widmung des Goethe-Schillerischen Briefwechsels an König Ludwig in der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur 27, 303. Gleich Witkowskis Sammlung der „Aufsätze zur Litteratur“ ist auch seine im Vereine mit Alfred Gotthold Meyer für die Nationallitteratur (Bd. 109) gelieferte Ausgabe des Benvenuto Cellini, Goethes Werke Bd. 28, den bisherigen Ausgaben gegenüber als Fortschritt zu bezeichnen. Für den Text war natürlich v. Öttingens Bearbeitung maßgebend: die wichtigen Äußerungen über Cellini und seine Übersetzung in neu veröffentlichten Briefen an Heinrich Meyer (XI, 22; 37; 54; an Hufeland 113) konnten die Herausgeber nicht mehr benützen. Die Anmerkungen A. G. Meyers bringen jedoch einen sehr erwünschten kunstgeschichtlichen Kommentar, besonders durch Nachweise über den Verbleib von Cellinischen Arbeiten dem Interesse des Lesers der Autobiographie entgegenkommend; die sorgfältige Einleitung erzählt die Schicksale der Vita und berichtet über die Cellini gewidmeten Forschungen. Die Vermutung, daß Goethe in seinen Anmerkungen H. Meyers florentinische Studien verwertet habe, wird durch die Briefe bestätigt (XI, 129), für den Perseus, den er selbst in Florenz offenbar kaum beachtet hatte, erbittet er sich eigens Meyers Beurteilung. Das wunderliche Werk Diderots, von dessen Übersetzung „wenn man Mut genug hätte“ er, Meyer, 5. August 1796, als „einer gar artigen und lustigen Arbeit“ schrieb, hat Düntzer im 29. Bande der Kürschnerschen Goetheausgabe (Nationallitteratur Bd. 110) herausgegeben: Rameaus Neffe von Diderot und Diderots Versuch über die Malerei. Die Übersetzung wie Goethes Anmerkungen hat Düntzer reichlich mit sachlichen Anmerkungen, wie sie für den neveu de Rameau die neueste französische Ausgabe von Isambert, 1883, geliefert hatte, ausgestattet, die Übersetzung selbst in umfassenderer Weise als vor ihm schon Strehlke und Geiger gethan hatten mit dem französischen

Texte verglichen. Die beiden Bände 28 und 29 der National-litteratur vermehren so in dankenswerter Weise unsere Hilfsmittel für die Beurteilung Goethes als Übersetzer, auf die Düntzer in seinem Vorwort auch eigens hingewiesen hat und legitimieren durch Erläuterungen und Einleitung ihre selbständige Berechtigung neben den bisher vorhandenen kommentierten und der rüstig vorwärts schreitenden Weimarischen Ausgabe.

Wenn v. Helmholtz' bei der letzten Generalversammlung der Goethegesellschaft zu Weimar gehaltener Vortrag „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen"[65]) sich in ziemlich allgemein gehaltenen, nichts Neues bietenden Erörterungen bewegte, so bringt die zweite Abteilung der Weimarischen Ausgabe nicht nur eine reiche Fülle neuen Materials, sie ermöglicht durch sachgemäße, Goethes eigenem Gedankengang treu entsprechende Gruppierung des Alten und des Neuen einen Überblick von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten, wie er bisher unmöglich gewesen. Von Suphan unterstützt hat Rudolf Steiner die im I. Teile der Morphologie (Bd. 6, vgl. Hochstiftsberichte VIII, 289) trefflich begonnene Arbeit in einem zweiten Teile, Bd. 7, fortgeführt und in Bd. 9 die Sammlung der Schriften zur Mineralogie und Geologie begonnen. Zugleich steuerte er der Ausgabe des Tiefurter Journals eine Untersuchung bei über die Autorschaft des im 32. Stücke veröffentlichten, Goethe zugeschriebenen Fragmentes „über die Natur". Der Gedankeninhalt des Aufsatzes gehört in der That Goethe an, die Niederschrift scheint aber G. Chr. Tobler auf Grundlage seiner Gespräche mit Goethe gemacht zu haben. Einen „höchst bedeutsamen Kern neuer Einsicht" erkennt Helmholtz in des Dichters verunglücktem Bemühen um die Farbenlehre an, das Mangelhafte seiner Experimente beklagend. Steiners Mitteilungen aus dem Archive erneuern in jedem Bande den Beweis, daß Goethe viel mehr experimentiert, beobachtet habe, als man gewöhnlich annimmt. Dies zeigen z. B. die Paralipomena Infusionstiere, die von zahlreichen Zeichnungen begleiteten morphologischen Studien in Italien. Als einen für die Metamorphosenlehre nachzutragenden

---

[65]) Berlin 1892 (Verlag von Gebrüder Pätel).

Hauptpunkt bezeichnete Goethe den Nachweis, daß in der Pflanze kein Vorrat für die Hervorbringung der einzelnen Teile sei, „**sondern** jedes Organ bringt auf seiner Stufe durch seine besonderen Determinationen und was es sich sowohl von innen als von **außen** zueignet, seine Bildung und seine Eigenschaften zu Wege". Von längst gedruckten Aufsätzen werden in den Lesarten und **Paralipomena** andere Fassungen und Zusätze mitgeteilt. Im Texte selbst sind die Aufsätze „Über den Weinbau"; „Von dem **Gesetzlichen** der Pflanzenbildung"; „Einleitung zu einer allgemeinen Vergleichungslehre" in der Morphologie völlig neu hinzugekommen, ebenso für Mineralogie und Geologie: „Zur Kenntnis anderer Gesteine und ihrer Übergänge"; „Der Granit als Unterlage aller geologischen Bildung"; „Bildung der Erde". So verdanken wir den beiden letzten Lieferungen der Weimarischen Ausgabe in Briefen, wissenschaftlichen Abhandlungen und Studien, dramatischen Fragmenten eine außerordentliche Bereicherung unserer Kenntnisse des von Goethe Erlebten und Erstrebten.

Der Weimarischen Ausgabe von Goethes Werken reiht sich der von Ed. v. d. Hellen bearbeitete, von Suphan feinsinnig eingeleitete siebente Band der „Schriften der Goethegesellschaft" [66]) an, eine wohl von vielen seit langem gewünschte Veröffentlichung bietend: Das Journal von Tiefurt. Zwar sind gerade die wertvollsten Beiträge längst aus der Handschrift in die Werke Goethes, Herders, Wielands, Knebels übergegangen, aber trotz solcher Plünderung, meinte Goethe 1793, fänden sich noch allerlei Originalspäße darin. Von diesen ist Karl Augusts Bericht über die mit einem Schattenspiel verbundene Feier von Goethes Geburtstag 1885 von Schröer, das Programm der Tragikomödie selbst auch im Jahrbuch VII, 361 abgedruckt worden; von einem großen Teile der bisher unbekannt gebliebenen Beiträge aber gilt Suphans Charakteristik „alles in allem bescheidene Leistungen, bloß Übung und Ansatz". Es gilt indessen vom Ganzen auch Suphans Urteil: „Goethes Anteil giebt doch allem, was hier versammelt ist, einen Wert für uns. Seine Dichtungen ragen zwischen all den niederen Gewächsen empor."

[66]) Weimar 1892 (Verlag der Goethegesellschaft).

Es wäre ein ganz falscher Standpunkt, nach dem poetischen Wert oder Unwert der einzelnen Beiträge der Herzogin, Einsiedels, Seckendorfs, K. v. Dalbergs, der bei den Horen Schiller durch seinen Beitrag in Verlegenheit setzte, Emilie v. Wertherns und Thusnelda Göchhausens den Wert der nur handschriftlich verbreiteten Hofzeitung abzuschätzen. Als ein neuer Beitrag zu der langen Reihe der Bearbeitungen der Fabel von „Amor und Psyche",[67]) an deren Neudichtung auch Goethe (K. Fischer, Erinnerungen an M. Seebeck. Heidelberg 1886 S. 135) selbst einmal dachte, verdient die mit Wielands Hilfe ausgeführte Prosaerzählung der Herzogin auch an und für sich Beachtung, wie des Prinzen August von Gotha Übersetzung Rousseauischer Briefe und des Diderotischen Angriffs auf Rousseau für die damalige Zeit wertvolle neue Mitteilungen enthielten. Die Vermutung des Herausgebers, Goethe sei an dieser prinzlichen Übersetzung nicht ganz unbeteiligt gewesen, scheint mir wenig Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Unter den von Goethe dem Journale anvertrauten Lenzischen Gedichten war das „An die Nachtigall" im 22. Stücke bisher ungedruckt. Goethes Mitteilung des aus dem Wunderhorn („Die Eile der Zeit in Gott") bekannten Volksliedes „Ein christlicher Roman" im 28. Stücke belegt auch für diese Zeit seinen im Elsaß bewährten Sammeleifer für das Volkslied. Die von Loeper vermutete Goethische Autorschaft der gegen Klopstock und seinen Bewunderer Cramer gerichteten Hexameter „Er und sein Nahme" ist nun erwiesen. Herders Bearbeitung des spanischen „Lied eines Gefangenen" im 32. Stücke ist wegen des Zusammenhanges mit dem Texte von Beethovens Fidelio hervorzuheben. Die Bedeutung des Journals liegt trotz solcher interessanten Einzelheiten nicht in ihnen, sondern in dem Kulturbilde, welches das Journal als Ganzes von der höfischen Gesellschaft des alten Weimar-Tiefurt wiederspiegelt. Die Einwirkung der Schriftsteller vom Métier auf die Hofleute, die Durchkreuzung der abgemessenen französischen Sitte und Anschauung mit einer von Sturm und Drang entfesselten einheimischen Derbheit,

---

[67]) Gustav Meyer „Amor und Psyche" in den „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde". Berlin 1885. S. 195—217.

die Jeux d'esprit bald mit der Grazie des augenblicklichen Einfalls hingeworfen, bald mit schwerfälliger Gründlichkeit ausgesponnen: dies alles zusammen spiegelt uns in frischen Farben das Leben und den Kreis wieder, den Herzogin Amalia um sich versammelte. Der Zufall hat es gefügt, daß gleichsam zur Ergänzung der von Suphan und v. d. Hellen dem Tiefurter Journal gewidmeten Bemühungen zwei Monographien über Karl Augusts Mutter erschienen sind: Paul Weizsäckers Vortrag „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimarischen Musenhofes“[68]) und F. Bornhaks Buch „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars“.[69]) Bornhak standen für ihre Darstellung das großherzogliche Hausarchiv und Burkhardts Privatsammlungen zur Verfügung. Eine ganze Reihe interessanter Briefe und Briefstellen hat sie zum erstenmale veröffentlichen dürfen und dadurch ihrem Buche einen Wert gegeben, den man der Arbeit selbst leider nicht zugestehen könnte. Abgesehen von einzelnen Irrtümern, — Goethes Adelung z. B. erfolgte nicht schon bei seinem Eintritt in weimarische Dienste (S. 113); nicht vom Messias, sondern von den Oden Klopstocks giebt es eine Darmstädter Ausgabe (S. 131); Prinz Konstantin war niemals in preußischen Diensten (S. 255; S. 288 der Druckfehler Italien für „Schlesien“, S. 325 Z. 12 ist „nicht“ ausgefallen); dem völlig ungerechten Urteile über Wielands Oberon (S. 178) —, von solchen Einzelheiten ganz abgesehen, ist das Buch nur eine durch Zwischenbemerkungen erläuterte Aneinanderreihung von Zitaten. Statt der allgemeinen das Ganze durchziehenden Lobsprüche wäre ein bestimmtes Bild von Anna Amalias Regententhätigkeit zu entwerfen gewesen. Goethes inhaltschweres Widmungsepigramm seines Winckelmann, das Weizsäcker hervorhebt, ist bei Bornhak so wenig wie Goethes Gedächtnisrede angeführt, ebenso wird der Bruch zwischen der Herzogin und ihrer Thusnelda, das

[68]) Hamburg 1892 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter). Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge. N. F. Heft 161.

[69]) Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. Berlin 1892 (F. Fontane & Co.)

im Goethejahrbuch XII, 142 erwähnte Verhältnis zur regierenden Herzogin übergangen, das zu Schiller nicht richtig dargestellt. Weizsäcker durfte in seinem Vortrage das panegyrische Element vorwalten lassen: an eine aus Archiven schöpfende geschichtliche Biographie treten auch größere Anforderungen heran, die umsomehr erfüllt werden mußten, als durch Beaulieu-Marconnays treffliches Buch bereits eine bedeutende Vorarbeit geschaffen war.

F. Bornhak hat ihrem Buche Auszüge aus dem Tiefurter Journale einverleibt, das ja durch Anna Amalia ins Leben gerufen worden ist. Nicht wie ein Zufall, sondern als sinniger Abschluß des Geschickes der nun zum gedruckten Buche geeinten handschriftlichen Zeitungsblätter erscheint es, daß das Tiefurter Journal als Jubelgabe zum hohen Feste der Nachfolger Anna Amalias und Karl Augusts aus langer Verborgenheit in die Öffentlichkeit getreten ist. Von der Begründerin des weimarischen Musenhofes war dies seltsamste aller Hofjournale ins Leben gerufen: nun beginnt es seine öffentliche Bahn unter dem Schutze einer weimarischen Fürstin, von welcher der streng richtende Hebbel nach längerem Aufenthalte in Wilhelmsthal 1862 urteilte, die hohe Dame sei „von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes, daß sie unmittelbar in den Tasso hinein versetzt werden könnte“.

2.

Zwei Frankfurter Faustaufführungen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Litteratur der Faustdramen.

Von E. Mentzel.

Obwohl sich bisher keine bestimmte Nachricht über eine Frankfurter Faustaufführung im 17. und im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auffinden ließ, so konnte doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß das alte Volksschauspiel in diesem Zeitraum bereits in verschiedenartiger Form von den hier auftretenden Wander-

truppen und Puppenspielern zur Darstellung gebracht wurde. Da die Repertoire der reisenden Schauspieler jener Zeit nicht solchen Wandlungen unterworfen waren wie die Spielpläne der ständigen Theater unserer Tage, so liegt es auf der Hand, daß die Stücke, die sozusagen den dramatischen Bestand ihrer Kunst bildeten, nicht nur an einem Orte, sondern in den verschiedensten Städten zur Aufführung gelangten. Von mehreren Truppen, die während des oben angegebenen Zeitraums Frankfurt auf ihren Wanderzügen berührten, steht es nun fest, daß sie das Volksschauspiel vom Doktor Faust in anderen Städten gegeben haben, weshalb die Annahme seiner hiesigen Aufführung zu jener Zeit kaum bezweifelt werden kann.

Wie allerorten, so brachte man sicher auch in Frankfurt a. M., wo ja bekanntlich 1587 in der Offizin von Spieß das älteste Faustbuch erschien, einem Stücke lebhaftes Interesse entgegen, dessen Held in einer Menge von Sagen und Geschichten im Volksmunde lebte und in seinen eigentümlichsten Zügen so viel von dem Kerne deutschen Wesens wiederspiegelte. Wie die Bühne stets tiefere Wirkungen auszuüben vermag als das gedruckte oder geschriebene Wort, so wird die titanenhafte Gestalt Fausts den Frankfurtern wohl auch mehr durch das Volksschauspiel als durch die breiten dickleibigen Prosadarstellungen seiner Schicksale menschlich näher gerückt worden sein. Und wäre man in der Lage folgerichtig nachweisen zu können, wo Goethe die ersten still weiterkeimenden Anregungen zu seinem bedeutendsten Werke empfing, so müßten wir wohl in seine Jugendzeit zurückgehen und dem Knaben Wolfgang in die Bretterbude wandernder Puppenspieler folgen, die gerade „das wunderliche Leben und erschröckliche Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fausti" mit ihren Marionetten zur Aufführung bringen. Aus den bezüglichen Akten des Frankfurter Stadtarchivs geht hervor, daß in Goethes Knabenzeit während der Messen häufig Puppenspieler hier Vorstellungen gaben und gute Geschäfte machten. Die Nachrichten über die gegebenen Stücke fließen ungemein spärlich, weil die Akten, wenigstens soweit ich festzustellen vermochte, keinerlei Angaben darüber enthalten. Sehr selten sind die Zettel von Frankfurter Puppenspielern. Nur wenige solcher Programme sind

mir zu Gesicht gekommen: jedoch unter diesen befindet sich der älteste bis jetzt nachgewiesene Frankfurter Faustzettel. Er ist datumlos, gehört aber seiner Fassung und seinem Druck nach mutmaßlich in den Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit gab die Witwe des in Frankfurt sehr angesehenen Marionettenspielers Theobald Neufzer während mehrerer Messen teils in einer Bude am Main, teils in einer solchen in der Allerheiligengasse hier Vorstellungen. Nach dem damaligen Sprachgebrauch wurde die Prinzipalin „die Neufzerin" genannt, welcher Umstand vielfach dazu beitrug, daß die berühmte Neuberin später mit dieser Puppenspielerin verwechselt wurde.

Wahrscheinlich war es also die Neufzerin, die mit ihren Puppen das Volksschauspiel vom Doktor Faust aufführte, dessen Zettel wir hier in buchstabengetreuer Wiedergabe folgen lassen.

Mit allergnädigster Erlaubniß einer hohen Obrigkeit
werden die allhier anwesende
Marionetten-Spieler
heute wiederum ihr Theater eröffnen und auf demselben
mit ihren Marionetten aufführen:
Eine sehenswürdige sowohl serieuse als lächerliche
Haupt-Comödie,
Betitelt
Das wunderliche Leben und Ende
des weiland berühmten
D. Joannis Fausti,
ehemaligen
Professoris in Wittenberg,

Mit Hannß-Wurst: Erstlich lächerlichen reisenden Wandersmann, 2tens curieusen Famulus bey dem Faust, 3tens furchtsamen Teufels-Beschwerer, und 4tens lustigen Nachtwächter.

Hierauf folget ein lustiges Nach-Spiel.

Der Anfang ist das erstemal um 1. Uhr.
Die Person zahlt auf dem ersten Platz 1. Batzen, auf dem zweyten 2. Kr.

Die Haupt-Comödie gehet an um halb 8 Uhr, die Person zahlt auf dem ersten Platz 3 Batzen, auf dem zweyten 2. Batzen, auf dem letzten Platz 1. Batzen.

Der Schauplatz ist allhier auf der Allerheiligen-Gasse,
in der großen Bute bey der Windmühl.

Wie der Zettel bekundet, wurde die Faustkomödie zweimal an einem Tage hier gegeben, was man wohl als ein Zeugnis für ihre Beliebtheit ansehen darf. Welche dramatische Fassung des alten Stoffes der Aufführung zu Grunde lag, vermag ich nicht zu sagen, allein die Thatsache, daß die lustige Figur nicht Harlekin, sondern Hanswurst heißt, zeugt für den Einfluß, den die Reformen des berühmten Wiener Komikers Stranitzky bereits auf volkstümliche Stücke gewonnen hatten. Dieser Künstler nannte nicht nur die beliebte lustige Figur Hanswurst, er machte diesen auch zu einer selbständig in den Gang der Handlung eingreifenden Gestalt. Hanswurst, der namentlich in den englischen Komödien die untergeordnete Rolle einer episodischen Figur spielt, gewinnt seit Stranitzkys Zeit immer größeres Ansehen und wird in alle möglichen Situationen und Verwickelungen eingeführt. War das Bestreben, durch diese komische Maske dem derben Humor neben dem Ernste im volkstümlichen Drama mehr Raum zu gönnen, anfangs durchaus gesund und dem Bedürfnis des damaligen Publikums entsprechend, so wandelte sich dieser Fortschritt im Laufe der Zeit jedoch in das gerade Gegenteil. Und als aus dem lustig treuherzigen Naturburschen Hanswurst erst ein unflätiger Zotenreißer, ein brutaler Tölpel geworden war, der nur noch durch gemeine Kneipenwitze, zweideutige Redensarten und saftige Vergleiche zu amüsieren verstand, da entartete unter der Obergewalt der Pritsche in den ersten drei Dezennien des 18. Jahrhunderts das deutsche Theater derartig, daß es zum Tummelplatz der Roheit und Sittenlosigkeit wurde und seiner künstlerischen Auflösung entgegenging — freilich, um sich aus dem Staube zu neuem Glanze wieder zu erheben.

Was von dem unter Wiener Einflüssen stehenden Volksdrama gesagt werden muß, das gilt auch von den Puppenspielen, in denen sich ebenfalls der launige Humor dem düsteren Ernste zugesellte und allerlei abenteuerliche Verwandlungen und phantastische Zaubereien noch mitwirken mußten, um die Schaulust zu reizen und auch dem Auge Befriedigung zu verschaffen. Der mitgeteilte Zettel der Frankfurter Marionettenspieler erwähnt namentlich die Situationen, in denen Hanswurst hauptsächlich auftritt. Dies ist ein Gebrauch, der ebenfalls unter Stranitzkys Einfluß Mode wurde und sich auf

Frankfurter Zetteln ungefähr bis in das Jahr 1770 verfolgen läßt. Die Nachtwächterszene, die sich zu Stranitzkys Zeiten und auch noch später in Wien, besonders wegen der Liedereinlagen des Hanswurst großen Beifalls erfreute, dürfte wohl kaum auf einem Zettel früher Erwähnung finden als auf dem in Rede stehenden Programm.

Obwohl die Versuchung nahe liegt, unterlasse ich es doch, weitere Schlüsse aus den Angaben des Zettels der Frankfurter Marionettenspieler zu ziehen oder irgendwelche Vermutungen über diese Faustkomödie auszusprechen. Ich bemerke nur, daß die angegebene Aufeinanderfolge der Hanswurstszenen sich in verschiedenen alten Faustkomödien findet, deren Quelle wohl ein Wiener Vorbild gewesen sein mag. Manche wirksame Bestandteile mögen aus diesen in die Faustdramen und Puppenspiele der wandernden Gesellschaften übergegangen und vielleicht da und dort durch erfinderische Prinzipale und Schauspieler mit lokalen Farben durchtränkt worden sein. Daß Hanswurst in seiner engen Beschränktheit dem himmelstürmenden Faust in parodistischem Gegensatze gegenübergestellt wurde, ist ein genialer Wiener Kunstgriff gewesen, den auch unsere Faustkomödie nicht unbeachtet läßt. Nach dem kühnen Magier Faust tritt der furchtsame Teufelsbeschwörer Hanswurst auf die Szene, der seinen Herrn nachäffen will, sich aber durch seine Ohnmacht, Unbeholfenheit und Unverschämtheit lächerlich macht. Höchst sinnig deutet hier die alte Volkskomödie auf den Unterschied zwischen einer freien genialen Seele und einer knechtisch abhängigen Natur hin, die sich voll blinden Eigendünkels über die ihr gesetzten Schranken erheben und einen Machtstandpunkt gewinnen möchte, der ihr nicht zu erreichen vergönnt ist. Welch eine Fülle echt tragischer und humoristischer Motive, deren Wirksamkeit ja auch die Verfasser alter Volksstücke schon zu würdigen verstanden, lassen sich aus diesen Gegensätzen ableiten!

Was auf dem ältesten Frankfurter Faustzettel noch besonders auffällt, ist, daß die Marionettenspieler den Helden „Professor in Wittenberg“ nennen. Als der berühmte Schauspieldirektor Joseph von Kurtz 1767 auch die Komödie vom Doktor Faust aufführte und diesen ebenfalls „Professor Theologiae Wittenbergensis“ titulierte, nahm die Frankfurter Geistlichkeit ein solches Ärgernis

an dieser Bezeichnung, daß sie den hierorts sehr angesehenen und einflußreichen Wanderprinzipal ob dieser unverschämten Verläumdung und kecken Beleidigung einer der ältesten Universitäten der evangelischen Kirche beim Rate der Stadt Frankfurt verklagte. Auf dringendes Ersuchen des evangelisch-lutherischen Predigerministeriums wurde Kurtz dann zur Rechenschaft gezogen und zu einem Widerruf des Prädikates „Professor Theologiae Wittenbergensis" genötigt. Es ist gewiß ein eigentümliches Zusammentreffen, daß dieser Widerruf auf einem Zettel zur ersten Wiederholung von Lessings „Minna von Barnhelm" steht. Daß die Marionettenspieler über den gewagten Titel nicht zur Verantwortung gezogen worden, beweist, daß sie ihre Vorstellung sehr viel früher gegeben haben müssen. Obwohl die Puppenspiele, besonders diejenigen des Prinzipals Neufzer und seiner Frau, stets sehr gut besucht waren, so scheint die Geistlichkeit gerade zu jener Zeit theatralischen Angelegenheiten nicht solchen Wert beigelegt zu haben wie in früheren und späteren Jahren.

Der älteste bisher bekannte Frankfurter Faustzettel stammte aus dem Jahre 1742, in welchem die Wallerottische Gesellschaft am 4. April in einer „vollkommen moralischen Haupt-Aktion das ruchlose Leben und den erschröcklichen Tod des Welt-Beruffenen Ertz-Zauberes Doktor Joannis Fausti mit Hanß Wurst einem von denen Geistern geplagten Wandersmann, unglückseeligen Diener und einfältigen Nacht Wächter" zur Darstellung brachte. Auf dem Zettel zu dieser Vorstellung ist ausdrücklich vermerkt, daß „diese Aktion schon hier gesehen worden sei", durch welche Notiz die Annahme früherer Faustaufführungen in der alten Kaiserstadt bereits eine Bestätigung erhielt. Es wird wohl in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kaum eine berühmte Wandertruppe hier gewesen sein, die das bekannte Zugstück nicht gegeben hat, nur fehlen bis jetzt die Zettel oder sonstige urkundliche Nachrichten, die den untrüglichen Beweis dafür liefern könnten. Der diesem Bande in Lichtdruck beigegebene Theaterzettel bezeugt aber wenigstens die Aufführung einer Faustkomödie in Frankfurt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Und zwar gewinnt diese Vorstellung für die Geschichte der hiesigen Bühne noch besonderen Wert, weil es

die berühmte Neuberische Bande ist, welche das alte Volksschauspiel hier in Szene gehen ließ. In der Herbstmesse 1736 kam die Neuberische Truppe zum erstenmale nach Frankfurt. Ihre Leistungen gefielen derartig, daß die Prinzipalin um zwei Wochen Verlängerung der Spielzeit einkam, welche Bitte ihr vom Rate der Stadt auch gewährt wurde. Im November ging die Gesellschaft von hier nach Straßburg, im April des folgenden Jahres kehrte sie zur Ostermesse hierher zurück und gab abermals ihre Vorstellungen unter großem Zudrang des Publikums. Da die Neuberin 1737 das für jene Zeit ziemlich hohe Standgeld von 150 fl. zahlen mußte, schloß ich früher, daß sie bis Ende Mai ihr Theater geöffnet hielt, allein der Faustzettel beweist, daß sogar erst am 7. Juni die letzte Aufführung der Truppe stattfand. Daß „auf vieles Begehren und Nachfrage" gerade das „Deutsche Schauspiel, das ruchlose Leben und erschreckliche Ende des Welt-bekannten Ertz-Zauberers D. Johann Faust" als letzte Vorstellung mit neuen Dekorationen und Kostümen hier gegeben wurde, läßt erkennen, wie beliebt die alte Faustkomödie in Frankfurt gewesen sein muß. Die Neuberische Truppe führte also den hiesigen Kunstliebhabern keineswegs eine Novität vor, aber der Prinzipal bemerkt ausdrücklich auf dem Zettel, daß das Stück „auf diese Art hier noch niemals gesehen und aufgeführt worden sei". Ob diese Notiz eine bloße Reklame ist, ob die Faustkomödie der Neuberischen Truppe wirklich inhaltlich so sehr von anderen, den gleichen Stoff behandelnden Stücken abwich, das zu entscheiden steht bei dem Mangel an weiteren Nachrichten nicht in meiner Kraft.

Wie die Inhaltsangabe auf dem Zettel bekundet, begann das 1737 hier gegebene deutsche Schauspiel vom Doktor Faust in der Unterwelt, im Bereiche des Pluto, der als Beherrscher der Hölle aufzufassen ist. Auch das alte Volksstück, das der Danziger Ratsherr Georg Schröder 1668 aufführen sah und in einer Niederschrift in für uns allzu knappen Zügen schilderte, wurde durch ein Vorspiel in der Hölle eingeleitet und, wie die Neuberische Komödie, durch eine Szene in dieser geschlossen. Schröder erzählt, es würde präsentiert, wie Faust in der Hölle gemartert und bald auf-, bald niedergezogen würde; auf dem Zettel heißt es, „die Furien haben

den Doktor Faust und halten um ihn herum ein Freuden-Ballet, weil sie ihn glücklich in ihr Reich gebracht haben". Ob der Verfasser des 1737 hier aufgeführten Dramas diese Szenen dem Volksbuche oder dem Faust des englischen Dichters Marlowe entnahm, muß dahingestellt bleiben, nur so viel scheint festzustehen, daß Fausts Geschick in dem Stücke im Vorspiel von den Mächten der Hölle bestimmt wurde, wie dies wohl in den meisten Faustkomödien des 17. und 18. Jahrhunderts geschah.

Als zweite Szene des Stückes wird auf dem Zettel Fausts Aufenthalt in seiner Studierstube bezeichnet. Hier beginnt die eigentliche Tragödie, weil Faust, von brennendem Wissensdurste erfüllt, sich dem Teufel verschreibt, um von ihm Aufschluß über die Dinge zu erhalten, deren Grund er weder durch eifriges Forschen in Büchern noch durch eignes Nachdenken zu finden vermag. Nach verschiedenen Versionen der unter Wiener Einfluß stehenden Faustkomödie des 18. Jahrhunderts verfiel Faust nach der Verschreibung in Schlaf. Währenddessen singt ihm erst der gute, dann der böse Geist einige Strophen. Diese gesanglichen Einlagen sind auch in das Geiselbrechtische, das Straßburger und das Weimarer Puppenspiel übergegangen. Daß in dem Neuberischen Stück „ein annehmlicher Oberirdischer Geist" unter einer sanften Musik eine bewegliche Arie singt,[1]) deutet auf dessen Zu-

[1]) Auf einem Hamburger Programm vom 7. Juli 1738, das inbezug auf die Inhaltsangabe genau so lautet wie der Frankfurter Zettel von 1737, findet sich diese Arie als Ergänzung zur Szene in Fausts Studierstube. Sie hat folgende Strophen:

Fauste! was ist dein Beginnen?
Ach, was hast du doch gethan?
Bist du denn nun gar von Sinnen
Und gedenkest nicht daran,
Daß an statt der Freud, die Pein
Und die Qual wird ewig sein?

Ist dir denn die Lust zur Sünde
Lieber als dein ewig Wohl?
Machst du dich zum Höllenkinde
Das doch in den Himmel soll?
Ist dir der Verdammten Lohn
Lieber als des Himmels Thron?

sammenhang mit der Wiener Bearbeitung des alten Volksschauspiels hin. Auch auf dem Wallerottischen Faustzettel aus dem Jahre 1742 wird auf die Arien besonders hingewiesen, die in der Aufführung „zum Vorschein kommen werden". Meiner Ansicht nach haben die gesanglichen Einlagen, die sich ja auch in anderen zeitgenössischen Volksschauspielen finden, hauptsächlich seit dem selbständigen Auftreten des Hanswurst Beifall gefunden. Da man erkannte, daß die Wirkung komischer Szenen durch den Gesang erhöht wurde, wird man wohl auch bei ernsten Vorgängen dieses Effektmittel nicht verschmäht haben. Möglich ist aber auch, daß die zu immer größerem Ansehen gelangende Oper in dieser Hinsicht das Volksschauspiel beeinflußte. Seit dem Ende des 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts stand das deutsche Theater unter dem Banne verschiedener ausländischer Einwirkungen, deren Spuren auch in der Faustkomödie klar nachzuweisen sind. In erster Linie muß hier auf die Zaubereien, abenteuerlichen Verwandlungen und phantastischen Zuthaten hingewiesen werden, die vom italienischen Theater stammen und zur Erhöhung komischer Effekte beitragen mußten. Auch in dem Neuberischen Fauststücke tritt dieser Einfluß klar zu Tage. Daß ein Rabe aus der Luft geflogen kam und das mit Fausts eigenem Blute geschriebene Dokument abholte, war ein ebenso wirksamer szenischer Kunstgriff wie der lustige Tanz der Schuhe am Schlusse der dritten Szene, in welcher Hanswurst, der fürwitzig seines Herrn Zauberkunst ausüben will, dem Publikum in einer höchst lächerlichen Situation vorgeführt wurde. Von dem Tanz der Schuhe erwähnen die beiden bekannten Frankfurter Faustzettel aus den Jahren 1742 und 1767 nichts, aber auf dem Programm der Kurtzischen Truppe (1767) heißt es „Fausts besonderer Contrakt mit der Hölle, welchen ein Raab aus der Luft abholet". In welchem Zusammenhange die Schuhszene zur Hand-

---

Kann dich denn gar nichts bewegen?
Ach so schau den Himmel an,
Wenn er durch viel Tropfen Regen,
Dich nicht gnug erweichen kann!
Mach dadurch dein Herze weich
Und erwehl das Himmelreich.

lung stand, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls war sie einer der Auftritte, die Hanswurst als parodistisches Gegenbild seines Herrn zeigten. Wie im Neuberischen Stücke die Zauberschuhe tanzen, so wird in dem berühmten Augsburger Puppenspiele der Ranzen des Hanswurst lebendig und fliegt fort.

Sowohl auf dem Wallerottischen als dem Kurtzischen Zettel findet sich die Beschwörungsszene am Fürstenhofe zu Parma, während sie auf dem Neuberischen Programme fehlt. Ob man in der Bude auf dem Roßmarkte nicht über die maschinellen Vorrichtungen verfügte, die notwendig waren, um die Gestalten der Geschichte und Sage erscheinen zu lassen, ob die Einrichtung des Textes diese Szene ausschloß, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Da jedoch der schon früher erwähnte Hamburger Faustzettel der Neuberischen Truppe vom 7. Juli 1738 in der Szenenfolge genau mit dem hiesigen übereinstimmt, scheint die letzte Annahme zweifelhaft. Sowohl Wallerotti als Kurtz boten dem Frankfurter Publikum gerade in dieser Szene 1742 und 1767 ganz außerordentliche Leistungen. Welche Vervollkommnung der maschinelle Apparat des Theaters noch vor der Mitte des Jahrhunderts erfuhr, geht aus der Geisterbeschwörungsszene deutlich hervor. Unter Wallerottis Leitung stellte Faust dem Herzog von Parma Folgendes vor Augen: „Die Plagen Tantali, item des Tity Geyer: item des Sisiphi Stein, item Pompey Tod". Bei Direktor von Kurtz präsentierte Faust an dem Hofe des genannten Herzogs „verschiedene sehenswürdige Vorstellungen aus der biblischen und Profanhistorie, als nehmlich 1) Wie Judith dem Holofernus im Bett in seinem Gezelt das Haupt abschlägt. 2) Wie Delila dem starken Simson seine Haarlocken beraubet, und die Philister über Simson siegen. 3) Die Marter des Titius, dem die Raben das Eingeweid aus dem Leib fressen. 4) Das Lager des Goliath, welcher von dem kleinen David mit einem Stein, aus einer Schleuder überwunden wird. 5) Die Zerstörung Jerusalems, welche gewis gut in die Augen fallen soll".

Unmittelbar auf die Beschwörung abgeschiedener Helden und Heldinnen folgte in der alten Faustkomödie die Hörnerszene, die auch auf dem Neuberischen und dem Kurtzischen Zettel angekündigt wird, wahrscheinlich auch in der Wallerottischen Vorstellung nicht ausfiel,

sondern nur aus unbekannten Gründen auf dem Programme weggelassen wurde. Im Kurtzischen Stücke zaubert Faust einem der Räte des Herzogs von Parma, mutmaßlich einem solchen, der sich über seine Zauberkünste lustig machte, Hörner an den Kopf, in der Neuberischen Komödie wird ein fürwitziger Hofbedienter dadurch bestraft. Die Bezeichnung „Hofbedienter" fällt auf und läßt die Vermutung aufsteigen, Faust müsse sich in dieser Szene eigentlich doch an einem Hofe aufgehalten haben. Daß Faust einem Ritter Hörner an die Stirne zaubert, kommt sowohl im Volksbuche als im englischen Drama des Christopher Marlowe vor. Dieser Dichter begründete Fausts Thun in feiner Weise dadurch, daß er den Ritter höhnische Worte äußern ließ. Während der Spötter am offenen Fenster schläft, wachsen ihm plötzlich Hörner an der Stirne weshalb er den Kopf nicht mehr in die Stube zurückziehen kann. Es ist klar, daß eine solche derb komische Szene das damalige Publikum ungemein belustigte und von den geschickten Wanderprinzipalen in jede Neufassung des Textes mit hinübergenommen wurde.

Das Motiv der nun folgenden Szene der Neuberischen Faustkomödie, in der ein Bauer dem Doktor Faust ein Pferd abhandelt und dafür übel gefoppt wird, stammt aus dem Volksbuche. Dem Auftritte liegt die Begegnung Fausts mit einem Roßtäuscher auf einem Jahrmarkte zu Grunde. Wie in der Prosadichtung, verwandelte sich auch das Pferd in dem Stücke alsbald in ein Bündel Heu, riß der im Zorn nach dem Gasthofe zurückkehrende Roßtäuscher dem schlafenden und laut schnarchenden Doktor Faust ein Bein aus. Mit diesem fiel der Roßtäuscher rückwärts in die Stube, während der Zauberer ein lautes Geschrei erhob. Gefoltert von der Angst, Faust wirklich ein Bein ausgerissen zu haben, macht sich der Mann schnell aus dem Staube und läßt diesem die für das Pferd gezahlten vierzig Gulden.

Wiewohl in dieser Szene mit derben Effektmitteln gearbeitet wurde, so unterliegt es doch wohl kaum einem Zweifel, daß sie die größte theatralische Wirkung auf das damalige, an starke Späße gewöhnte Publikum ausübte. Bei Wallerotti und Kurtz findet sich diese Szene nicht, auch auf keinem anderen Programme

mit Ausnahme des Hamburger Zettels von 1738 habe ich sie bis jetzt erwähnt gefunden. Ob sie in irgend einem der alten Faustkomödie nachgebildeten Puppenspiele vorkommt, ist mir nicht bekannt.[2])

Nach dem Auftritte mit dem Roßtäuscher, der bei Neuber, dem theatralischen Geschmacke jener Zeit folgend, in einen tölpelhaften Bauern verwandelt wurde, kam wieder eine komische Szene, deren Held aber Hanswurst ist. „Mephistophilis“ läßt ihm Geld regnen, um ihn zu vergnügen. Warum Hanswurst das Geld haben will, ist nicht angedeutet, allein in diesem Auftritte stimmte das Neuberische Stück wohl mit manchen alten Versionen überein, in denen Hanswurst bei seiner Entlassung aus Fausts Diensten den Teufel flehentlich bittet, ihm etwas Geld zu schenken. Hanswurst ist verzweifelt darüber, daß er allein in fremdem Lande zurückbleiben soll, und hört nicht eher auf zu jammern, bis „Mephistophilis“, um ihn zu trösten, Geld regnen läßt. In der ältesten Überlieferung, die mutmaßlich in das Augsburger Puppenspiel überging, endete die Szene mit einem derben Effekt. Als Hanswurst auf des Teufels Befehl einen Topf hinstellt, in den das Geld regnen soll, naht plötzlich ein höllischer Geist, der ihn durchprügelt und auf die Erde wirft. Darauf zerbricht der Topf, und aus den Scherben fällt ein Zettel mit einer lustigen Inschrift, die Hanswurst vorliest. Wahrscheinlich ließ sich die Neuberin, die eine so feine Kennerin szenischer Hilfsmittel war und wegen der Einnahme mit der Schaulust des hiesigen Publikums rechnen mußte, diesen wirksamen Schluß nicht entgehen.

Fausts Begegnung mit der schönen Helena ist im Neuberischen Stücke der tragische Wendepunkt seines Geschickes. Wo sie stattfand, ob ihm Mephistopheles die verlockende Schönheit zuführte, um Reuegedanken von Faust fernzuhalten, ob dieser den Geist bat, ihm Helena herbeizuschaffen, ist nicht angedeutet: nur so viel geht aus den Angaben auf dem Zettel mit Sicherheit hervor,

---

[2]) Lessing erbte aus der Bibliothek der Neuberin ein altes Manuskript des Faust für Puppenspiele. Vielleicht beeinflußte dies Stück die Neuberische Fassung des wirksamen Stoffes.

daß ihn das bezaubernde Weib an sein nahes Ende gemahnt. Unter einer angenehmen Musik singt die schöne Helena dem Doktor Faust eine unangenehme Arie, weil sie ihm damit seinen nahen Untergang ankündigt. Daß diese Aufgabe dem berückenden Weibe zu teil wird, dessen Reize Faust noch einmal mit aller Kraft an die Erde gefesselt haben, erscheint als ein tiefpoetischer Zug dieser Faustkomödie. Ob Helena sich vor Fausts Augen verwandelte, wie dies 1742 in der Wallerottischen Vorstellung augenscheinlich der Fall war, bleibt unentschieden. Da jedoch ausdrücklich auf dem Zettel vermerkt wird, daß mehr in dem Stück vorkam, als in den Angaben über die einzelnen Szenen angedeutet wurde, und die Verwandlungen vor den Augen des Publikums sich damals großer Beliebtheit erfreuten, ist die Vermutung einer Metamorphose der Helena in dieser Szene nicht ausgeschlossen.

Wie sich aus dem Berichte des Danziger Ratsherrn Georg Schröder über die Faustvorstellung von 1668 in Danzig ergiebt, erschien in dem alten Volksschauspiel die schöne Helena bereits früher als kurz vor dem Ende Fausts. Auch im Marloweschen Drama, in dem Faust die Studenten kurz vor seiner Höllenfahrt zu einem Gastmahl versammelt, wurde Helena in dieser Szene durch Zauberkunst vorgeführt. Trotzdem seit der Einwirkung des italienischen Geschmacks derartige Vorgänge, sich durch alle möglichen phantastischen Beigaben höchst fesselnd und wirkungsvoll gestalten ließen, fehlt doch diese abenteuerliche Spektakelszene im Neuberischen Faustdrama, schreitet der Gang der Handlung, durch keine störende Zuthat aufgehalten, ernst und wirkungsvoll dem Ende zu.

Gleich nachdem Faust durch Helena sein nahes Ende erfuhr, nimmt er Abschied von seinem Famulus Christoph Wagner. In diesem Auftritte, der ganz gewiß durch die Erkenntnis Fausts, daß er nun rettungslos den höllischen Mächten verfallen sei, eine ergreifende Wirkung erzielte, kommt merkwürdigerweise am Schluß Hanswurst noch einmal vor. Faust, der jetzt vergeblich bereut und in wilder Verzweiflung erkennt, daß es keine Erlösung mehr für ihn giebt, wird von seinem Famulus Wagner, an den er sicher, wie auch in der Faustkomödie des 17. Jahrhunderts, Worte der

*

Ermahnung richtete, schnell verlassen. Hanswurst folgt ihm und läßt seinen Herrn gleichfalls im Stich. Eine tragische Ironie klingt aus der einfachen Bemerkung „Hanswurst macht sich auch davon“.— Nun holen die Geister „unter einem künstlich spielenden Feuerwerk“ Faust hinweg, und das Drama schließt ergreifend mit einer Szene in der Unterwelt, in der die Furien in einem Freudenballet darüber triumphieren, daß sie Faust glücklich in ihr Reich gebracht haben. Diese schauerliche Szene, die nicht nur durch das Aufgebot aller dekorativen Mittel in ihrer Wirkung noch mehr gesteigert, sondern auch bei der Neuberischen Truppe durch die vollendete Kunst der Darstellung zu einem erschütternden Abschlusse des Ganzen erhoben wurde, ist ein Beweis für die meisterhafte Verwertung der gegebenen Motive in dem alten Volksschauspiele vom Doktor Faust. Das Wallerottische Stück scheint denselben Anfang und Schluß gehabt zu haben wie das Neuberische, dahingegen weicht die Kurtzische Faustkomödie in manchen Szenen sehr von den beiden anderen Versionen ab. War das Drama für diese zwei Truppen schon das, was man heut zu Tage ein Ausstattungsstück nennt, so wurde es bei Kurtz zur wahren Schauer- und Spektakelkomödie, womit freilich nicht behauptet werden soll, daß es ihm an wirklich ernsten und ergreifenden Stellen fehlte. Die „Große Maschinen-Komödie“ der Kurtzischen Gesellschaft beginnt nicht in der Unterwelt, sondern in Fausts Studierzimmer. Dann beschwört er die höllischen Geister zur Nachtzeit, von denen Mephistopheles unter Donner und Blitz erscheint. Auf diesen schauerlichen Vorgang folgte die Parodierung der Beschwörungsszene durch Crispin, einer der wirksamsten Auftritte des ganzen Stückes. Hanswurst, der bei Kurtz den italienischen Namen Crispin führt und als „exkludierter Studenten-Famulus, von Geistern übel vexierter Reisender, geplagter Kamerad des Mephistopheles, unglücklicher Luftfahrer, lächerlicher Bezahler seiner Schulden, natürlicher Hexenmeister und närrischer Nachtwächter“ bezeichnet wird, ist ebensogut der Held des Stückes wie Doktor Faust selbst. Der Einfluß des Wiener Vorbildes, der lustigen Figur als selbständiger Gestalt so viel Spielraum als möglich zu verschaffen, tritt bei Kurtz am klarsten zu tage. Alle komischen Zaubermotive werden ausgebeutet, um das Gegenbild Fausts in

lächerliche Situationen zu bringen. So kündigt der Zettel noch eine Szene an, in der Crispin in Fausts Bibliothek ein Buch aufschlägt, aus dem kleine Teufel herauskommen. Bei den für die damalige Zeit ganz außerordentlichen maschinellen Einrichtungen, die 1767 das neue bretterne Theater des Entrepreneurs von Kurtz aufwies, ist dieser Vorgang gewiß zur allgemeinen Belustigung des Publikums recht drastisch dargestellt worden.

Früher wurde bereits erwähnt, mit welch großem technischen Raffinement Kurtz die Szene am Fürstenhofe zu Parma gab. Mit ebenso erstaunlicher Sicherheit mag die in dem bretternen Musentempel angebrachte große „Flug Machina" die Luftreise Fausts und Mephistos ausgeführt haben. Auch bei Wallerotti war in der Faustkomödie die Flugmaschine vielfach in Thätigkeit, während bei der Neuberischen Truppe augenscheinlich mit einem einfacheren Apparat gerechnet werden mußte. Der Auftritt, wo Mephistopheles dem Hanswurst oder Crispin Geld regnen läßt, und die Hörnerszene mögen die drei Fassungen wohl gemeinsam gehabt haben, wenn auch diese Vorgänge auf dem Wallerottischen Zettel nicht angekündigt werden. Der letzte Teil der Faustkomödie hatte aber bei Kurtz ganz andere Gestalt wie bei Neuber und Wallerotti. Unmittelbar nach Fausts Aufenthalt am Hofe zu Parma, kam hier folgende Szene: „Zeiget sich ein Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epytaphiis und Grabinschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geist zur Buße ermahnet. Faust bekehret sich, wird aber von Mephistopheles durch verschiedene Blendwerke abermals verführet, wobey sich der traurige Begräbnißort in einen lustvollen Garten verwandelt."

Professor Wilhelm Creizenach weiß in seinem verdienstvollen Werke „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust" (Halle a. S., Max Niemeyer, 1878), dessen Mitteilungen ich zum öfteren hier benutzte, die Entstehung der Szene an der Leiche von Fausts Vater nicht zu erklären. Creizenach zitiert, was Meyer nach Schröders Bericht über die Darstellung des Faust durch den genialen Schauspieler Grünberg erzählt, und weist darauf

hin, daß hier nicht wie in anderen Versionen die Reue Fausts durch ein Gespräch mit Mephistopheles, sondern durch den Fluch seines Vaters, der ihn gewaltig erschüttert, herbeigeführt wird. Daß dieser tragische Vorgang sich schließlich in eine prunkende Ausstattungsszene verwandelte, schreibt Professor Creizenach mit Recht teilweise der künstlerischen Richtung des Prinzipals von Kurtz zu, der keine Gelegenheit zur Entfaltung szenischer Effekte vorübergehen ließ.

Nach der tragischen Szene am Grabe des Vaters wird im „lustvollen Garten" Fausts erwachtes Gewissen wieder durch Freuden der Welt eingeschläfert. Jedoch zu spät erkennt er den Betrug teuflischer Mächte. Die folgende Szene verwandelt die Freudenstätte plötzlich zur offenen Hölle. Der verzweifelte Faust wird „von denen Furien nach einer gebundenen Verzweiflungsrede unter Donner und Blitz in die Hölle abgeholet", wo ihn die Furien umtanzen. Mephistopheles zieht ihn unter einem Feuerwerk in den Höllenrachen.

Was Kurtz zu zeigen imstande war, wurde aufgeboten, um der Faustvorstellung zu einem großen Erfolge zu verhelfen. Und dieser ist auch nicht ausgeblieben. Wie sich nachweisen läßt, muß die Aufführung mindestens zweimal wiederholt worden sein. Goethe weilte damals in Leipzig: doch wenn er auch dies Spektakelstück deshalb nicht sehen konnte, so wohnte er außer dem Puppenspiel vom Doktor Faust wohl doch auch sicher einmal einer anderen Darstellung des alten Volksschauspieles in der Komödienhütte wandernder Mimen bei. Im Jahre 1764 spielte der Prinzipal Johann Ludwig Ludwig in Frankfurt, der wie Kurtz große Ausstattungsstücke gab und unter anderem auch „Don Juan" mit dem Hanswurst aufführte. Ludwig ließ jedenfalls auch die Faustkomödie in Szene gehen, und dieser Vorstellung wird der Knabe Wolfgang Goethe wohl beigewohnt haben. Gerade zu jener Zeit war ja sein Sinn für das Theater durch den einige Jahre früher gepflegten Umgang mit französischen Künstler und durch den häufigen Besuch der französischen Komödie im Junghofe ungemein geweckt und sein Verständnis für die Bühne bedeutend erweitert und geschärft worden.

Kehren wir nun nochmals zu den drei Frankfurter Faustaufführungen von 1737, 1742 und 1767 zurück und fassen deren Szenenfolge genau ins Auge, so dürfte wohl kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß sie trotz aller Abweichungen voneinander ein gemeinsames Vorbild hatten. Der Wiener Einfluß tritt im Aufbau und in der Selbständigkeit der lustigen Figur so klar zu tage, daß die Frage überflüssig erscheint, woher wohl das Vorbild stammte. Welchen Wandlungen aber die Überlieferung von ungefähr 1720 bis 1770 beständig unterworfen war, das können die drei Frankfurter Faustzettel ebenfalls beweisen. Je mehr man sich der Mitte des Jahrhunderts näherte, desto größer wurde der Einfluß der Zauberkomödie und der Harlekinade auf das Faustdrama. Die Schauspielergesellschaften suchten sich gerade in diesem beliebten Stücke durch überraschende Effekte zu überbieten und die Wirkung des ergreifenden Textes durch eingestreute komische und tragische Motive sowie glänzende dekorative Zuthaten noch zu erhöhen.

In den meisten alten Faustkomödien wird bei besonders hervorragenden Stellen der Alexandriner angewendet. Bei Kurtz heißt es ausdrücklich auf dem Zettel, daß Faust „eine gebundene Verzweiflungsrede" hält. Bei Walterotti ist diese wahrscheinlich ebenfalls vorgetragen worden, weil dessen Schauspieler in solchen rethorischen Künsten geübt waren und in anderen Stücken vorkommende Reden meist auf Zetteln besonders angekündigt wurden. Auch der Neuberischen Fassung, die vielleicht noch manches Motiv aus dem alten, durch das englische Drama des Christopher Marlowe beeinflußten Volksschauspiele enthielt, fehlten wohl die Alexandriner nicht. Umsomehr scheint diese Annahme an Halt zu gewinnen, als die Neuberischen Schauspieler eine große Gewandtheit im Sprechen dieses langatmigen Versmaßes besaßen und zum teil sogar selbst in Alexandrinern dichteten. Besondere Fertigkeit besaß in dieser Kunst die berühmte Prinzipalin der Truppe selbst, deren bekannte poetische Theaterreden meist in Alexandrinern geschrieben sind.

Fragt man nun, wer in der Frankfurter Faustkomödie von 1737 die wichtigsten Rollen darstellte, so läßt sich nach dem Per-

sonalbestande der Gesellschaft folgende Antwort geben. Faust wurde jedenfalls von dem tragischen Helden Gottfried Heinrich Koch gegeben, den selbst Lessing noch in seiner Jugend bewunderte. Als die Neuberische Truppe 1736 und 1737 in Frankfurt spielte, stand Koch in der Blüte des Mannesalters und auf der Höhe seiner Kunst. Da die Neuberin damals die Fünfzig beinahe erreicht hatte, wird sie die Rolle der schönen Helena zweifellos der jugendlichen Philippine Tummler überlassen haben, die zu jener Zeit in der Darstellung anmutiger Frauencharaktere glänzte. Den Hanswurst gab wohl der Harlekinspieler Johann Friedrich Schönemann, der in späteren Jahren eine eigene Truppe gründete, und „Mephistophilis“ mag von Suppig dargestellt worden sein.

Bevor die Neuberische Truppe im Juni 1737 Frankfurt wieder verließ, verschaffte sich die Prinzipalin, die fast alle Eingaben an den Rat der Stadt selbst schrieb, die Erlaubnis, zur Herbstmesse wiederkehren zu dürfen. Dies Ansuchen wurde gewährt, aber Neuber und seine berühmte Frau machten von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch. Sie spielten während der Herbstmesse in Leipzig und verbannten dort in einer feierlich aufgebauschten Szene, welche Lessing „die größte Harlekinade“ nannte, den Hanswurst für immer von der Bühne. In der Frankfurter Faustkomödie, die zugleich die Abschiedsvorstellung der Neuberischen Truppe war, sollte Hanswurst zum letztenmale bei dieser Gesellschaft seine Pritsche schwingen und ungezügelt sein keckes Regiment entfalten. Dieser Umstand giebt dem Faustzettel von 1737 noch eine besondere Bedeutung, die dadurch nicht abgeschwächt wird, daß die Neuberin trotz der Verbannung der lustigen Figur 1738 in Hamburg die Faustkomödie in derselben Gestalt und unter tüchtiger Mitwirkung des Hanswurst wieder zur Darstellung brachte.

Wenn es mir auch nicht gelungen ist, etwas zur Klarstellung der Beziehungen Goethes zum alten Volksschauspiel beizutragen, so hat es mich doch befriedigt, weitere Zeugnisse dafür erbringen zu können, daß die Faustkomödie schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Zugstück in Frankfurt gewesen

ist. Zweifellos wurde schon frühe in dem Dichter die Teilnahme für einen Stoff geweckt, dessen tiefsinniges Motiv er nach jahrhundertlangen Wandlungen aus seinen abenteuerlichen Hüllen befreien und mit dem sicheren Takte des Genius zu höchster poetischer Gestaltung bringen sollte.

3.

Ein Vorfahre Goethes als Dichter.

Von W. Frhr. von Biedermann.

Herr Dr. med. F. A. E. Ritter in Dresden macht mich auf ein kleines Buch aufmerksam, das betitelt ist: „Georg J Franci Doct. & Profess. publ. ord. in Electorali Heidelbergensi de studiorum noxa dissertatio in promotione trium medicinae Doctorum solemniter habita VI. Novembr. cIↄIↄcLXXIII. Editio secunda. Jenae. Apud Blekium. cIↄIↄcLXCV.

Zu Anfang dieser Schrift stehen zwei Gedichte an den — später als Franck von Franckenau geadelten — Verfasser (1643—1704), deren zweites von Goethes, 1690 von Heidelberg nach Frankfurt übergesiedelten Urgroßvater auf der 9. und 10. Seite zu lesen ist und lautet:

Ite in jus Musae, petit haec vadimonia Francus,
  Dic causam noxae turba novena tuae!
Scilicet assidui studiis sua corpora perdunt,
  Sed super extollunt sydera celsa animos;
Sunt morbi comites maturaque fata Minervae,
  Sed pascit mentes nectare Diva suas;
In Venerem & Bacchum magis haec mala noxa redundat,
  Vera quibus nemo gaudia mentis habet;
Non negat hoc Francus, studium moderatius esse,
  Exigit ut mentes corpora sana regant.
Sic Heliconiades causâ vicistis & idem,
  Qui litem movit, pectore vester erat.

Honoratissimo Domino Compatri & Collegae adscripsit
Joh. Wolffgang Textor.
U. J. D. Cod. P. P.

Der Ururenkel kannte dieses Gedicht wohl nicht, sonst hätte er doch vielleicht in seinem Gedicht „Vom Vater hab' ich die Statur etc." miterwähnt, daß er von jenem Vorfahren die Mahnung vererbungsweise übernommen habe, zunächst durch einen gesunden, mit Venus und Bacchus befreundeten Körper für einen gesunden Geist zu sorgen.



IV. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis zum 31. Dezember 1892 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Philosophie.

*Siebeck, H. Beiträge zur Entstehungs-Geschichte der neueren Psychologie. Gießener Universitäts-Programm 1891.

* — Über die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Akademische Festrede am 1. Juli 1892. Gießen 1892.

*Frohschammer, J. System der Philosophie im Umriß. Philosophie als Idealwissenschaft und System. Abth. 1. München 1892.

*Müller, M. Philosophische Betrachtung eines lebenserfahrenen Urgroßvaters über die Fragen: Wird die Menschheit glücklicher? Wer und was befördert Menschenglück am meisten? Leipzig 1892.

Geschichte und Biographie.

*Centenario do descobrimento da America. Memorias da commissão Portugueza. Lisboa 1892. Geschenk des Herrn Agostinho Ornellas, Lissabon.

*Rollet, H. Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. Baden b. W. 1892.

†Soldan, Fr. Der Reichstag zu Worms 1521. Den Wormsern gewidmet zur Lutherfeier 1883. Worms 1883.

*Schaible, K. H. Deutschland vor 100 Jahren. Die Einnahme von Mainz im Jahre 1792 und die Mainzer Jakobiner. Karlsruhe 1892.

†Weckerling, Aug. Die Römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. 1. Theil. Worms. 1885. 2. Theil. Worms 1887.

†Soldan, F. Beiträge zur Geschichte der Stadt Worms. Vereinsgabe des Alterthumsvereins zu Worms. Worms 1890.

†Luther-Bibliothek des Paulus-Museum der Stadt Worms. Gesammelt und zur 400jährigen Jubelfeier gestiftet vom Rittmeister Seyl. 16. November 1883.

†Soldan, F. Das römische Gräberfeld von Maria-Münster bei Worms. 1882.

†Fehr, Ph. J. Zur Restauration des Domes zu Worms. Worms 1886.

*Pick, A. Hohenzollern-Besuche in Erfurt. Erfurt 1891.

*Merx, Ad. Die Ideen von Staat und Staatsmann im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Festrede zum 40jähr. Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden. Heidelberg 1892.

*Hasselmann, Fr. Aufschlußerteilung über die in den Gräbern von Fayum &c. gefundenen Textiltheile und ganzen Gewänder.

* — Inhaltszusammenstellung einer altaegyptischen, griechisch-römisch-etrurischen und germanischen cultur-historischen Sammlung. München 1891.

†Roth, F. W. E. Die Buchdruckereien zu Worms a. Rh. im 16. Jahrhundert und ihre Erzeugnisse. Historisch-bibliographisch bearbeitet. Vereinsgabe des Wormser Altertumsvereins. Worms 1892.

*Luerßen. Wetzlar. Eine topographisch-historische Skizze. Wetzlar 1892.

†Soldan, F. Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Im Auftrage der Stadt Worms dargestellt. Mit 12 Lichtdrucktafeln. Worms 1889.

†Becker, Adalb. Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen. Worms 1880.

*Campe, H. H. Columbus oder die Entdeckung von Amerika. Bearbeitet von Friedr. Seidel. Volks- und Jugendbibliothek von A. Chr. Jessen. Wien 1891 und 92.

†Kofler, Fr. Archaeologische Karte des Großherzogtums Hessen. 2 Kartenblätter in Farbendruck mit begleitendem Texte. Darmstadt 1890.

*Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. 15. Jahrg. Heft 2 u. 3. Leipa 1892.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XII. Jahrg. 1892. Mit einer Abbildung im Text und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1892.

*Herder, F. G. v. E. Regel. Eine biographische Skizze. Botan. Centralbl. 1892 Nr. 37/39.

*v. Petényi, J. S. Der Begründer der wissenschaftlichen Ornithologie in Ungarn. 1799—1855. Ein Lebensbild unter Mitwirkung von Julius v. Madarasz, Stefan v. Chernel und Geza v. Vastagh. Verfaßt von Otto Hermann. Budapest 1891.

†Skandinavisches Archiv. Zeitschrift für Arbeiten Skandinavischer Gelehrten auf dem Gebiete der Philologie, Philosophie und Geschichte. Hrsg. von E. Th. Walter. Bd. 1, Heft 1/2. Lund 1891.

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Hrsg. von E. Fromm. Bd. 14. Aachen 1892.

†Ungarische Revue. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von K. Heinrich. 12. Jahrg. 1892. Budapest.

†Aus Aachens Vorzeit. Mittheilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit. Hrsg. von H. Schmock. Jahrg. 1—4. 1887—91.

†Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. XXX. Prag 1892.

†Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln. Heft 54 u. 55. Köln 1892.

†Neue Heidelberger Jahrbücher. Hrsg. vom Historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Jahrg. 2. Heidelberg 1892.

Litteratur.

*Croce, Benedetto. Figurine Goethiane. Note sul viaggio in Italia di W. Goethe. Traui 1887. Geschenk des Herrn H. Hanau.

*Gellerts Moralische Vorlesungen. Leipzig 1770. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes. Zwickau.

*Weinberg, G. Das französische Schäferspiel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1884.

*Goethe. Die Leiden des jungen Werthers. Freystadt 1775. Geschenk des Herrn J. Schnapper jr.

*Groß, F. Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie. Leipzig o. J.

*Hertel, E. Ferd. Freiligrath in seiner Bedeutung für die Geographie. Landsberg 1892.

*Beydemüller, Chr. Lose Blätter aus meinem Tagebuche. Hrsg. zum Besten des Stoltze-Denkmals 2c. von einem Altfrankfurter. Frankfurt a. M. 1892.

†John, A. Litterarisches Jahrbuch. Bd. 3. 1893. Eger.

*Behrends, Ph. Fr. Fausts Vermächtniß. Geister-, Seelen- und Körperwelt volksthümlich erörtert; zur Förderung allgemeiner Bildung, Menschenliebe und Duldsamkeit. Frankfurt a. M. 1892.

*Zöller, Ludw. Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Kaiserslautern.

*Seidel, Fr. Sprüche für Haus und Geräth. Weimar 1892.

*Beyer, C. Carmen Silva und Franz Liszt.

*Kistler, Cyrill. Harmonielehre für Lehrer und Lernende. Chemnitz 1880. Geschenk des Herrn W. Schimmelbusch, Würzburg.

* — Baldurs Tod. Musikdrama in 3 Acten. Dichtung von Freiherr von Sohlern. Kissingen 1891. Ebenso.

*Eulenspiegel. Komödie in 2 Acten. Text frei nach Kotzebue und Musik v. Cyrill Kistler. Kissingen. Ebenso.

*Kistler, Cyr. Kunihild. Oper in 3 Acten. Clavierauszug mit Text bearb. von A. Turek. Leipzig 1884. Ebenso.

*Bruns, K. Die Amtssprache. Verdeutschungsbücher des Allg. Deutsch. Sprachvereins V. Braunschweig 1892.

Kunst.

*Pick, A. Über den Erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger. Erfurt 1890.

*Verzeichniß der Gemäldesammlung des Städelschen Kunstinstituts. Herausgegeben von der Administration. Frankfurt a. M. Geschenk des Herrn Kühl, hier.

Jurisprudenz.

*Eisenhart, J. Fr. Institutiones juris Germanici privati. Halae 1761. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Hohenemser, H. Die Consumtion des Geldes durch Vermischung und Verausgabung. Marburg 1892.

*Boehmer, J. H. Doctrina de actionibus etc. Francofurti 1771. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

Volkswirtschaft.

*Gilou, E. Der Kampf um die Wohlfahrt. 21. Theil. Bearbeitet von Gustav Maier. Leipzig 1892.

*Scheidtweiler, P. Die Rhön und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse. Frankfurt a. M. 1887.

†14. Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg 1891/92. Augsburg 1892.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt am Main. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bockenheim, seine Entwickelung rc. Denkschrift. Herausgb. vom Verein für Handel und Industrie. Bockenheim 1892.

*Tabellarische Übersichten betreffend den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1892.

*Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. und ihrer Bevölkerung. Im Auftrage des Magistrats herausgegeben durch das Statistische Amt. I. Theil. Mit einem Stadtplan und 3 Beilagen. Bearbeitet von dem Vorsteher des Statist. Amts Dr. H. Bleicher. Frankfurt a. M. 1892.

*Waldhausen, R. Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Passau 1892.

†Katalog der Bibliothek der Gehe-Stiftung zu Dresden. II. Staatslehre. Staats- und Völkerrechts-Verwaltung. Bearbeitet von Th. Petermann. Dresden 1892.

Heilkunde.

*Kühner, A. Das Buch der Mutter. Eine Belehrung für junge Frauen. Frankfurt a. M.

* — Über Nahrungs- und Genußmittel. Frankfurt a. M.

*Ziegler, E. Historisches und Kritisches über die Lehre von der Entzündung. Freiburger-Universitäts-Programm 1892.

*Hübner, W. Wesen und Heilung der Cholera nach anatomisch-physiologischen Grundsätzen. Leipzig 1892.

Naturwissenschaften.

*Herder, F. v. Plantae Raddeanae Apetalae V. Acta horti Petropolitani. Vol. XII. Nr. 3. 1892.

*Höfer, H. Das Miocaen bei Mühldorf in Kärnthen. 1892.

†Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. XIV. Jahrgang 1891. Hrsg. von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1892.

*Thorkelsson, Jo'n. Supplement til islandske Ordboger. II. und III. Samling. Reikjavik 1891/1892.

* — Beyging Sterkra Saynorda i. Islensku. Fimta hefti. Reikjavik 1892.

*Schulze, E. Untersuchungen über den Holzgummi. Gött. Diss. 1892.

*Früstück, E. Beiträge zur Kenntniß des Pinens. Gött. Diss. 1892.

*Jenckel, L. Über Basen der Fenchonreihe. Gött. Diss. 1892.

*Diesselhorst, G. Zur Kenntniß der Phosphaminsäureester. Gött. Diss. 1892.

*Tornquist, A. Der Gypskeuper in der Umgebung von Göttingen. Gött. Diss. 1892.

*Busse, W. Über das Verhalten einiger ungesättigter Verbindungen gegen Oxyde des Stickstoffs. Gött. Diss. 1892.

*Flint, E. R. I. Über Bestimmung der Pentosen und Pentosane in Vegetabilien. II. Über Oxycellulose. III. Über Bornesit. Gött. Diss. 1892.

*Behrend, M. Neue Beiträge zur Kenntniß des Glyoxalins. Gött. Diss. 1892.

†A magyar állattani irodalom 1881/1890. Összeállította Daday Jenö Budapest 1891.

†A Magyarországi Tüksökfélék Termeszetrajza (Histoire naturelle des Gryllides de Hongrie). A kiralyi magyar természettudományi társulat megbizásából irta Pungur Gyula. Budapest 1891.

*Hasselmann, Fr. Die Geologischen und Geognostischen Verhältnisse der Steinbrüche zu Kapselberg und Poikam. 1892.

*Felgentraeger, W. Die längste nachweisbare Periode der erdmagnetischen Elemente. I. Gött. Diss. 1892.

†Hall, A. Observations of double stars made at the United States Naval Observatory. Part II. 1880/91. Washington Observations, 1888 Appendix. Washington 1892.

†Katalog der Batrachier-Sammlung im Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. von Professor Dr. A. Boettger. Frankfurt a. M. 1892.

†Bericht über die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1892. Mit 6 Tafeln.

†29/32 Bericht über die Thätigkeit des Offenbacher Vereins für Naturkunde. 1887/91. Offenbach 1892.

†Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 1891. red. von J. H. Graf. Bern 1892.

†40. und 41. Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover für 1889/90 und 1890/91. Herausgegeben von H. Uhde. Hannover 1892.

†Verzeichniß der Bücher und Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Emden. Emden 1892.

†76. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden für 1890/91. Emden 1892.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1891 nr. 4. 1892 nr. 1 und 2. Moskau 1892.

Mathematik.

*Eichler, Regula de tri ohne Brüche. Manuscript Ende des 18. Jahrhunderts. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Polack, J. F. Mathesis Forensis. Leipzig 1756, Ebenso.

†Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Bd. 8. 1889/90. Mit Unterstützung der kgl. ung. Akademie der Wissenschaften rc. Redigirt von J. Fröhlich. Berlin-Budapest 1891.

† — Dasselbe Bd. 9 1890/91. Budapest 1892.

Geographie.

*Fischer, Th. Die Fortschritte und die Entwickelung der geographischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren. Frankfurt a. M. 1887.

*Schnell, Paul. Das marokkanische Atlasgebirge. Theil I. Gött. Diss. Gotha 1891.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, etc.

†Tübingen. Vorlesungsverzeichniß des Sommer-Semesters 1892 und des Winter-Semesters 1892/93.

†Verzeichniß der Doktoren der philosoph. Fakultät der Universität Tübingen vom Jahre 1891/92. Beigefügt: E. Herzog. Zur Litteratur über den Staat der Athener. Tübingen 1892.

†Ergebnisse der Akademischen Preisbewerbung 1891/92 und Preisaufgaben für 1892/93 Tübingen 1892.

†Jena. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1892/93.

†Jena. Index scholarum hibernarum 1892/93. Jnest: De divi Hadriani sententiis et epistulis commentariolum Georgii Götz.

†Jena. Personal-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

†Heidelberg. Vorlesungs-Verzeichniß. Winter-Semester 1892/93.

*Leipzig. Personal-Verzeichniß für das Sommer-Semester 1892 und das Winter-Semester 1892/93. Vorlesungs-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

*Freiburg. Vorlesungen 1892/93. Personal-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

*Goettingen. Index Scholarum. Sem. Hib. 1892/93. De Stati Silvis commentationem Fridericus Leo praemisit.

*Gießen. Personal-Bestand. Winter-Semester 1891/92 und Sommer-Semester 1892.

* — Vorlesungs-Verzeichniß. Sommer-Semester 1892 und Winter-Semester 1892/93.

*Innsbruck. Akademische Behörden, Personalstand und Vorlesungsordnung. Winter-Semester 1892/93.

*Czernowitz. Übersicht der akademischen Behörden 1892/93. Vorlesungsverzeichniß 1892/93.

*Prag. K. k. deutsche Carl-Ferdinand-Universität. Vorlesungsverzeichniß Winter-Semester 1892/93.

*The Benefactors of the University of Toronto. Toronto 1892.

*Technische Hochschule Braunschweig. Programm für das Studienjahr 1892/93.

*Technische Hochschule Hannover. Programm für 1892/93.

*Technische Hochschule Darmstadt. Programm für 1892/93.

†Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das IV. Quartal 1892.

†Report of the superintendent of the U. S. Naval Observatory for the year 1890/91. Washington 1891.

†Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution showing the operations, expenditures and condition of the institution to Juni 1889. Washington 1891. Report of the National-Museum. to Juli 1890. Washington 1891.

*Skyrsla um hinn laerda skòla i Reykjavik. skòla-arid 1891/92. Reykjavik 1892.

*Programm der Vorlesungen der Gehe-Stiftung zu Dresden für 1892/93. Dresden 1892.

*Schlott, Gyula. Az Eperjesi kir. kath. Fögymnasium 1889/90. Tanévi Értesitője. Eperjes 1890.

*Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag für 1891. Prag 1892.

*Jahresbericht des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins für das Geschäftsjahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bericht des Turnraths des Frankfurter Turnvereins 1891/92. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Taunus-Clubs Frankfurt a. M. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Sängerchors des Lehrervereins in Frankfurt a. M. 1891/92. Bearbeitet von Jul. Bautz.

*Freih. v. Rothschild'sche öffentliche Bibliothek. Zugangsverzeichniß für das Jahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1892.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Karl Achenbach, Revisionsrat a. D., hier.
2. Franz Adickes, Oberbürgermeister, hier.
3. Frau Henriette Adler, hier.
4. Heinr. Becker, Dr. phil., vereidigter Handelschemiker, hier.
5. Martin Behrend, Dr. phil., Statistiker, hier.
6. Jul. Blau, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
7. Nathan Bock, Fabrikant, hier.
8. Alex Breul, Kaufmann, hier.
9. Carl Cahn, Rechtsanwalt, hier.
10. G. A. O. Collischonn, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
11. Paul Collischonn, Dr. phil., hier.
12. Otto Creizenach, Amtsrichter, hier. (Mk. 10.)
13. Frau Dorothea Demmer, Witwe, hier.
14. Alex. Dietz, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
15. Julius Ederheimer, Kaufmann, hier.
16. F. Eisenstaedt, Kaufmann, hier.
17. Rud. Ellinger, Dr. jur., Referendar, hier.
18. Wilhelm Eysen, Schüler der Wöhlerschule, hier.
19. Georg Adolf Finck, Kaufmann, hier.
20. Adolf Friedlaender, Dr. jur., Referendar, hier.
21. Albert Fürth, Kaufmann, hier.
22. Louis Graubner, Kaufmann, hier.
23. Herm. Grombacher, stud. chem., Wiesbaden. (Mk. 12.)

*

24. August Grünewald, Dr. med., Arzt, hier.
25. Wilhelm Hanauer, Dr. med., Arzt, hier.
26. Aug. Harnier, Dr. jur., Landrichter, hier.
27. Eduard Hartmann, Eisenbahnsekretär, hier.
28. Aug. Hellmann, Lehrer, Eichen bei Kreuzthal.
29. Philipp Henß, Gymnasiast, hier.
30. Rob. Heß, Referendar, hier.
31. Frl. Johanna Hessel, Privatiere, hier.
32. Gustav Hoch, Redakteur, hier.
33. Hugo Hoffmann, Oberlehrer a. D., hier.
34. Emil Hüttenbach, Cavaliero, hier.
35. Aug. Jeckeln, Kaufmann, hier.
36. Leopold Joseph, Kaufmann, hier.
37. Leopold Kahn, Bankier, hier.
38. Jacob Kaufmann, Kaufmann, hier.
39. Max Kayser, Amtsrichter, hier.
40. Frl. Linde Kilzer, hier.
41. Frl. Helene Kirsten, hier.
42. Walter König, Dr. phil., Professor, hier.
43. Amson Kohn, Kaufmann, hier.
44. Frau Lina Krebs, hier.
45. Walther Lampe, stud. mus., hier.
46. Jul. Landsberg, Dr. jur., Referendar, Offenbach a. M.
47. Otto Langerfeldt, Dr. med., Stabsarzt, hier.
48. Gustav v. d. Leyen, Major a. D., hier.
49. Wilhelm Liermann, Dr. med., hier.
50. Berthold Litzmann, Dr. phil., Universitäts-Professor, Bonn.
51. Bernhard Loeb, Kaufmann, hier.
52. Michael Loeb, Dr. med., hier.
53. Siegfr. Löwenthal, Silberarbeiter, hier.
54. Zacharias Lorch, Kaufmann, hier.
55. Adolf Lossen, Ober-Landesgerichtsrat, hier.
56 Nic. Alex. Manskopf, Kaufmann, hier. (Mk. 12.)
57. Frau Clara Marx, Witwe, Privatiere, hier. (Mk. 12.)
58. Wilhelm May, Gravieranstalt, hier.
59. Ludwig Mayer, Kaufmann, hier.

60. Leopold Merzbach, Kommis, hier.
61. Bernh. Mettenheimer, Dr. jur., Referendar, hier.
62. Jacob Meyer, Dr., Chemiker, hier.
63. Rob. Meyer, Dr. jur., Landrichter, hier.
64. Oscar Müller, Dr., Chemiker, hier.
65. L. Theodor Müller, Rektor, Höchst a. M.
66. Nathan Obst, Kaufmann, Mannheim.
67. Frau Brandine Oswalt, Witwe, hier. (Mk. 10.)
68. Oscar Pfungst, Kaufmann, hier.
69. Frau Virginie Philipp, hier.
70. Otto Porsch, Kgl. Regierungs- und Baurat, hier. (Mk. 12.)
71. Karl von Portatius, Major a. D., hier. (Mk. 12.)
72. Frau Cornelie Prange, Privatiere, hier.
73. Paul Mart. Rade, Dr. theol., Pfarrer, hier. (Mk. 12.)
74. Moritz Ransohoff, Dr. med., Augenarzt, hier.
75. Max Regensburg, beeidigter Wechselsensal, hier.
76. Edm. Baron von der Ropp, Hütteningenieur, hier. (Mk. 12.)
77. Felix Rothschild, Dr. jur., Referendar, hier.
78. Albert Sabarly, Privatier, hier.
79. Ludwig Schiff, Kaufmann, hier.
80. Paul Schlatter-Drexel, Kaufmann, hier.
81. Philipp Schlerff, Handelsgärtner, hier.
82. Wilh. Schleuning, Architekt, hier.
83. Frau Ed. Schmidt-Benecke, hier.
84. Phil. Schmidt, Eisenbahnbeamter, hier.
85. Ferd. Schnatter, Architekt, hier.
86. Frau Emma Schubert, Witwe, hier.
87. Hans Schulze-Hein, Zahnarzt, hier.
88. Joh. Schulze-Nickel, Kgl. Regierungsrat, hier.
89. M. L. Schwab, Kaufmann, hier.
90. Georg Seestern-Pauly, Architekt, hier. (Mk. 12)
91. Frau Bertha Simon, geb. Weil, Witwe, hier.
92. Carl Soemmerring, Privatier, hier.
93. Georg Sombart, Dr. jur., Kgl. Regierungsrat, hier.
94. Max Speier, Kaufmann, hier.
95. Gustav Stilgebauer, Bankdirektor, hier.

96. Eduard Stoessel, stud. electr., hier.
97. Friedr. Stoltze, Ingenieur, hier.
98. Adolf Strauß, Kaufmann, hier.
99. Heinrich Strauß, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
100. Frau Oscar Strauß, hier.
101. Paul Strauß, Techniker, hier.
102. Josef Szyskowitz, Kgl. Regierungsrat, hier.
103. Georg Frhr. von der Tann, Jurist, Würzburg. (Mk. 10.)
104. Jean Valentin, Dr. phil., Chemiker, hier.
105. Jean Veit, Obergärtner, hier.
106. Frl. Liesb. Vogt, Lehrerin, hier.
107. Siegfried Waldeck, Kaufmann, hier.
108. Frl. Sophie Weimar, hier.
109. Leo Weiß, Dr. jur., Referendar, hier.
110. Wilhelm Wetz, Dr. phil., Privatdozent, Straßburg i. E.
111. Aug. Winkler, Dr. phil., Bibliothekar, Hanau.
112. Ferd. Lorenz Wucherer, Kaufmann, hier.
113. Julius Ziegler, Dr. phil., Chemiker, hier.
114. Frau Otto Ziegler, hier.
115. Ludwig Zoeller, Schriftsteller, Zweibrücken.

B. Gestorben:

1. Theodor Andreae, Privatier, hier.
2. Frl. Eleonore de Bary, hier.
3. Adam Blodt, Königl. Preuß. Feldmesser, Alzei.
4. Julius Bode, Königl. Preuß. Major a. D., Sorau.
5. Wilhelm Breul, Dr. med., Darmstadt.
6. Hermann Burmeister, Professor, Buenos-Aires.
7. Gottfried Fenger, Rechnungsrat, hier.
8. Adam Flesch, Dr. med., hier.
9. Gustav Gerheuser, Geh. Kriegsrat, München.
10. Max Gerngroß, Kaufmann, hier.
11. Albert Groß, Dr. med., hier.
12. E. C. Henle, Schriftstellerin, hier.
13. Louis Hirschhorn, Kaufmann, hier.
14. Ignaz Hoppe, Dr. med., Professor, Basel.

15. Frau Constanze Kling, Witwe, hier.
16. Benno Klopfer, Bankdirektor,
17. Franz von Löher, Reichsarchivdirektor, München.
18. Robert Löwenstein, Wechselsensal, hier.
19. Jacob Meister, Fabrikant, Bockenheim.
20. Alfred Nicolovius, Universitätsprofessor, Bonn.
21. Ludwig Adolf Oplin, Kaufmann, hier.
22. Ludwig von Rau, Direktor, hier.
23. Johann Römer, Amtsgerichtsrat, hier.
24. Bernhard Schäfer-Hölz, Privatier, hier.
25. Alexander Carl Scheidler, hier.
26. August Schmidt, Dr. phil., Musikschriftsteller, Unter St. Veit bei Wien.
27. Frau Ida Siegel, hier.
28. Carl Söndermann, Dresden.
29. Leo Strippelmann, Ingenieur, Berlin.
30. Jakob Strube, Hofrat a. D., hier.
31. Sourindro Mohun Tagore, Raja, Calcutta.
32. Wagner-von Harnier, Kaufmann, hier.
33. Ignaz Zingerle, Dr. phil., Universitätsprofessor, Innsbruck.

60 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Druckberichtigung.

Seite 27* ist der in den Titel ohne Schuld des Autors eingeschlichene Fehler zu verbessern. Der Titel lautet: „Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit“.

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

In dieser Abteilung sprachen am

11. Januar 1893 Herr Dr. A. Pfungst über „Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramâditiya";

22. Februar Herr Dir. Dr. K. Rehorn über „Marcellus Emants Götterdämmerung";

8. März Herr Dr. Sulzbach über „Tauber und Schlange";

8. März Herr Dr. Böcker über „Neuestes von A. F. von Schack";

19. April Herr M. Speier über „Roseggers persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramâditiya von Herrn Dr. A. Pfungst.

Von der ungeheueren Zahl indischer Märchen- und Erzählungswerke sind bis jetzt wohl mehrere der hervorragendsten in die deutsche Sprache übersetzt worden, wie die Sammlungen des Pantschatantra, des Hitopadeça, des Kathâ Sarit Sâgara: aber drei indische Werke von großer Bedeutung sind uns noch immer nicht in deutscher Sprache zugänglich, indem sie zum Teil überhaupt nicht übersetzt, zum Teil nur in Bruchstücken vorhanden,

zum Teil aber ausschließlich nach mongolischen Manuskripten verdeutscht sind. Diese drei Werke sind: die Çukasaptati d. h. die 70 Erzählungen eines Papageis, von denen Dr. Richard Schmidt kürzlich vier publiziert hat, die Vetâlapançanvimçati, oder 25 Erzählungen eines Vetâla, welche unter dem Namen Siddi-kür in die mongolische Litteratur übergegangen ist, und endlich die Sinchasanadvâtrimçati oder die 32 Erzählungen des Thrones des Vikramâditiya — in der mongolischen Litteratur unter dem Namen: „Geschichte des Ardschi Bordschi Chan" berühmt. Über die letztgenannte Sammlung, welche Professor Leon Féer in Paris im Jahre 1883 aus dem Bengali ins Französische übersetzt hat, und welche ich in nächster Zeit in deutscher Sprache herauszugeben gedenke, möchte ich heute einige Mitteilungen bringen.

In den 32 Erzählungen des Thrones finden wir dieselbe eigenartige Anordnung des Stoffes, wie sie auch in dem Pantschatantra, den 70 Erzählungen eines Papageien, den 25 Erzählungen eines Vetâla und in einer Reihe anderer Werke hervortritt. Die einzelnen Erzählungen fügen sich nämlich alle in einen gemeinsamen Rahmen ein, indem sie von einer Haupterzählung abhängig bleiben. Die Personen dieser Haupterzählung berichten sich die verschiedenen Geschichten zur gegenseitigen Belehrung, und die einzelnen Stücke erscheinen gleichsam um einen gemeinsamen Brennpunkt strahlenförmig gruppiert. Diese merkwürdige Einkleidung ist gleichzeitig mit den einzelnen Fabeln und Märchen auch zu anderen Völkern übergegangen, und namentlich die Araber und die Perser haben sie angenommen — ich erinnere nur an Tausend und eine Nacht, sowie an das Tuti-Nameh, eine türkische Bearbeitung der obenerwähnten 70 Erzählungen eines Papageien, welche durch Georg Rosens Übersetzung weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Allerdings erscheint die grundlegende Fabel für die 32 Erzählungen des Thrones recht kompliziert, wenn wir sie mit der des Çukasaptati vergleichen, welche letztere nach Benfey wie folgt lautet.

Eine Frau, deren Mann sich auf eine Reise begeben hat, wird während seiner Abwesenheit nach fremden Männern lüstern. Der Mann hat ihr einen klugen Papagei und ein Drosselweibchen hinterlassen. Sie fragt dieses, ob sie ihrer Neigung folgen solle:

es tadelt sie darüber heftig und wird deshalb von ihr getötet. Dann wendet sie sich mit derselben Frage an den Papagei. Dieser, durch das Schicksal seiner Gefährtin gewarnt, billigt ihr Verlangen, macht sie aber auf die Gefahren aufmerksam, und bedingt, daß sie nur dann gehe, wenn sie sich aus einer Gefahr oder Verlegenheit so geschickt zu ziehen wisse wie die oder der. Sie fragt dann, was das für eine Geschichte sei; der Papagei erzählt nun eine Geschichte bis zu der Verlegenheit, dann sagt er: „Nun ist die Frage: was thut sie oder er?“, die Frau kann nicht antworten, dann sagt der Papagei: „Wenn du heute zu Hause bleiben willst, dann will ich es sagen.“ Auf diese Weise geht es 70 Nächte, dann kehrt der Mann zurück.

Die 32 Erzählungen des Thrones knüpfen sich dagegen an folgende Fabel, welche ich Leon Féers Einleitung entnehme.

In der Stadt Dhârâ lebte einst ein Landmann namens Yaynadatta, welcher seine Felder bestellte. In der Nähe seines Besitztums befand sich ein dichter Wald, aus welchem täglich die wilden Tiere hervorbrachen und die Ländereien verwüsteten. Um diesem Übelstande ein Ende zu bereiten, errichtete der Landmann ein Observatorium, wo er sich regelmäßig aufhielt. Jedesmal, wenn er sich auf dem Observatorium befand, benahm er sich genau in der Weise, wie sich ein König der Könige benimmt: er ordnete an, gab Befehle, hielt Beratungen ab, u. s w. Sowie er aber seinen Posten im Observatorium verlassen hatte, war er derselbe einfache Landmann wie zuvor. Seine Nachbaren wurden aufmerksam, und sie sprachen so oft und so viel davon, daß die Kunde von dem merkwürdigen Ereignis bis zum Ohre Bhojas, des Königs der Stadt Dhârâ drang. Der König wurde von Neugierde erfaßt und begab sich in Begleitung seiner Räte, seiner Offiziere, seines Heeres und seines Generals nach jenem Observatorium. Nachdem er das merkwürdige Treiben des Landmanns mit eigenen Augen beobachtet hatte, befahl er einem seiner Räte, zu dem er ganz besonderes Vertrauen hatte, auf das Observatorium emporzusteigen. In der ganzen Zeit, während welcher sich dieser Rat auf dem Observatorium befand, benahm er sich genau in der Weise, wie sich ein König der Könige benimmt: er

ordnete an, gab Befehle, hielt Beratungen ab u. s. w. Da wurde dem Könige Bhoja klar, daß weder dem Observatorium, noch dem Landmann, noch dem Rate die seltsame Erscheinung zuzuschreiben sei, sondern, daß sich an dem Orte irgend ein Gegenstand befinde, welchem es zu verdanken sei, daß sich der Landmann für einen König hielt. Um den Gegenstand zu ermitteln, ließ König Bhoja an diesem Orte nachgraben — und es fand sich ein wunderbarer Thron göttlichen Ursprungs, der mit edelsten Gesteinen geschmückt und mit 32 Figuren versehen war. Der Thron war so herrlich, daß man ihn nicht anschauen konnte. Der König ließ den Thron nach Beseitigung einiger Hindernisse in den prächtig geschmückten Ratssaal seines Hauses tragen, und nachdem er alle Vorbereitungen zu einem glänzenden Feste angeordnet hatte, näherte er sich dem von dem gesamten Hofstaate umgebenen Thron, um sich salben zu lassen; er stand gerade im Begriff, sich auf den Thron zu setzen, als sich die erste Figur mit folgenden Worten an den König wandte:

„Höre mir zu! nur ein König, welcher die hervorragendsten Eigenschaften in sich vereinigt, welcher außerordentlich reich, freigebig und mitleidvoll ist, welcher durch seinen Heldenmut und durch seine Güte alle überstrahlt, der voll Kraft und Majestät ist, ein solcher König allein ist würdig sich auf diesen Thron zu setzen; ein anderer, ein gewöhnlicher König ist dessen nicht würdig." Da fragte der König Bhoja: „Wem gehörte dieser Thron? Zögere nicht länger, mir seine Geschichte zu erzählen."

Da erzählte die erste Figur die folgende Geschichte: „In einer Stadt namens Avantî lebte ein König namens Bartrihari. Zu der Zeit als er gesalbt wurde, verließ sein jüngerer Bruder, welcher Vikramâditiya hieß, sein Heimatland, nachdem er beleidigt worden war, und ging in die Fremde. Bartrihari wachte seit seiner Salbung über seine Unterthanen als ob sie seine Kinder wären und strafte die Bösen. Anangasenâ, die Königin, welche den Thron mit ihm teilte, unterwarf sich ihren Gemahl vollständig durch ihre Schönheit und durch ihre seltenen Eigenschaften. Es befand sich aber ein Brahmane in der Stadt, welcher Devî, die Gottheit des Landes, verehrte. Die Gottheit, welche mit dem Dienste des

Brahmanen zufrieden war, näherte sich diesem und sprach: „Brahmane, sage mir, was Du wünschest." Da sprach der Brahmane: „O Göttin, wenn ich Gnade vor Dir gefunden habe — befreie mich vom Alter und von dem Tode." Als die Devî diese Worte hörte, war sie befriedigt und sprach zu dem Brahmanen, indem sie ihm eine Frucht gab: „Wenn Du von dieser Frucht gegessen hast, bist Du vom Alter und vom Tod befreit." Nachdem ihm die Devî das gegeben, was er sich gewünscht hatte, verschwand sie, und der Brahmane kehrte in sein Haus zurück. Den Tag darauf, als der Brahmane nach Vollführung der vorgeschriebenen Opfer daran ging die Frucht zu verzehren, sprach er zu sich selbst: „Ich bin nichts weiter, als ein überaus armer Bettler, wozu sollte ich meine Lebensdauer verlängern? Der König Bartrihari ist außerordentlich gerecht, die Verlängerung seines Lebens wird eine Wohlthat für eine Menge von Menschen sein." Nachdem ihm diese Gedanken so gekommen waren, begab er sich in die Ratsversammlung des Königs, begrüßte diesen und verehrte ihm die Frucht, indem er ihm gleichzeitig deren Geschichte erzählte. Der König, welcher sich sehr über die Frucht freute, bewilligte dem Brahmanen mehrere Ehrenbezeugungen, worauf dieser nach seinem Hause zurückkehrte.

Nachdem sich der König in das Frauengemach begeben hatte, schenkte er der Rânî die Frucht als Ausdruck seiner höchsten Gnade und erzählte ihr gleichzeitig deren Geschichte. Die Rânî unterhielt zarte Beziehungen mit dem ersten Ratgeber; sie erzählte ihm natürlich die Geschichte und gab ihm die Frucht. Der erste Ratgeber war der Liebhaber einer Kourtisane: er erzählte ihr die Geschichte und gab ihr die Frucht. Nachdem die Kourtisane die Frucht erhalten hatte, überlegte sie sich die Sache und dachte: Wenn ich dem König Bartrihari diese Frucht gebe, werde ich große Reichtümer dadurch gewinnen — und sie gab dem Könige die Frucht. Als der König die Frucht empfing, konnte er sich kaum vor Staunen fassen. Er sprach: „Ich habe doch der Königin Rânî diese Frucht gegeben — woher rührt diese außerordentliche Zuneigung, welche Rânî für eine Kourtisane empfindet?" Er forschte nach und erfuhr den Zusammenhang. Da dachte er: „Ich sehe, daß diese Frau, welche ich mehr als mein Leben geliebt habe,

keine Treue für mich hat, denn sie hing meinem Ratgeber an, dieser Ratgeber hatte seinerseits keine Anhänglichkeit für die Râni, sondern nur für eine Kourtisane; die Kourtisane hatte wieder keine Treue für den Ratgeber: ihre einzige Leidenschaft war der Reichtum. So ist denn die Zuneigung, welche man zu einer Frau, zu Kindern und zu anderen Dingen dieser Welt hat, der reine Trug."

Nachdem der König sich dies alles klar gemacht hatte, verzichtete er auf seinen Thron und begab sich in den Wald. Daselbst aß er die Frucht, welche der Gott gegeben hatte, und versenkte sich in tiefe Meditation. Der König Bartrihari war kinderlos; das Reich hatte keinen Herrscher, der Schrecken, welchen die Diebe und die Übelthäter verbreiteten, wuchs täglich mehr. In dem Lande wohnte aber ein Vetâla namens Agni. Dieser tötete jedesmal denjenigen, welcher von der Ratsversammlung zum König erwählt worden war, so daß es den Räten unmöglich wurde einen König für das Land zu erhalten. Die Übelthaten mehrten sich überall, aber es gelang nicht, einen der erwählten Könige vor dem Vetâla zu schützen.

Eines Tages nun waren die Minister versammelt und in Beratung begriffen, als der erhabene Vikramâdiya eintrat, welcher sich verkleidet hatte. Er sprach zu den Ministern: „Warum ist dieses Königreich ohne König?" Die Minister antworteten: „Der König ist in den Wald gegangen, und jedesmal, wenn wir einen neuen König erwählen, welcher das Land beschützen soll, tötet uns der Vetâla Agni den neuen König."

Als Vikramâdiya diese Worte vernommen hatte, sprach er: „Erwählt mich heute zum König." Als die Minister sahen, daß Vikramâdiya der Königswürde wert war, sprachen sie: „Von heute ab ist Deine Hoheit König von Avantî."

Nachdem Vikramâdiya auf diese Weise König geworden war, beschäftigte er sich den ganzen Tag mit seinen königlichen Obliegenheiten. In der Nacht bereitete er in Erwartung des Vetâla Agni verschiedene Getränke, welche er in seinem Hause aufbewahrte, und erwartete den Vetâla im Bette liegend.

Nach einer Weile trat der Vetâla Agni in das Haus ein. Er trug ein Schwert in der Hand und wollte den erhabenen

Vikramâdiya töten. Der König sprach zu ihm: „Weil Du gekommen bist, um mich umzubringen, so wird Dir dies ohne allen Zweifel auch gelingen; iß aber vorher alle diese Gerichte, welche für Dich zubereitet sind: dann magst Du mich töten." Als der Vetâla Agni diese Worte gehört hatte, verschlang er alle aufgetragenen Gerichte und war so befriedigt über den König, daß er zu ihm sagte: „Ich bin außerordentlich zufrieden mit Dir, und bin Dir wohlgeneigt, ich gebe Dir dieses Land Avantî. Herrsche darüber und erfreue Dich aller Genüsse; nur das Eine bedinge ich mir aus, nämlich daß Du mir täglich ein derartiges Mahl bereitest!"

Mit diesen Worten verließ der Vetâla den Ort, um an seinen Wohnplatz zurückzukehren.

Nachdem der König am anderen Morgen seine Obliegenheiten erfüllt hatte, begab er sich in die Ratsversammlung. Als ihn die Räte kommen sahen, sprachen sie zu sich selbst: „Er wird ohne Zweifel ein großer Mann sein, weil es ihm gelungen ist dem Vetâla zu entschlüpfen"; und alle bezeugten dem Könige nunmehr große Ehrerbietung.

So war also Vikramâditiya anerkannter König von Avantî.

(Im weiteren Fortgang der Rahmen-Erzählung wird uns jetzt berichtet, auf welche Weise Vikramâdiya den Vetâla überlistet hat. Diesen Teil müssen wir hier übergehen, da er den Rahmen für das oben erwähnte Fabelbuch „Die 25 Erzählungen eines Vetâla" abgiebt, dessen Betrachtung uns zu weit von unserem Thema abführen würde.)

Vikramâditiya herrschte so gut auf Erden, daß die Kunde von seiner Vortrefflichkeit bis zu Indra, dem Könige der Götter gelangte. Indra war sehr zufrieden mit ihm und sprach: „In der Menschenwelt ist Vikramâditiya die Perle der Könige — ebenso wie ich die Perle unter den Göttern bin. Um meiner günstigen Stimmung für ihn Ausdruck zu verleihen, gebe ich ihm meinen Thron von Edelsteinen, an welchem 32 Figuren befestigt sind. Gott des Windes! bringe ihm den Thron hinab!" Der Gott des Windes brachte mit der ihm eigenen Schnelligkeit den Thron auf Indras Befehl mitten in die Ratsversammlung des Königs. Der erhabene Vikramâditiya wurde hierauf inmitten einer großen Ver-

sammlung gesalbt und setzte sich auf den Thron. Und während er auf dem Throne seinen Sitz hatte, waren ihm alle Tugenden Indras zu eigen. Er herrschte lang und fiel schließlich glorreich im Kampfe mit dem König Çâlivâhana. Als die Nachricht von dem Tode des Königs eintraf, tröstete die erste Gemahlin die Räte indem sie sprach: „Macht Euch keine Sorgen; ich trage einen Sohn unter meinem Herzen, der Euch schützen wird." Wirklich genas sie nach kurzer Frist eines Knäbleins, welches sie den Räten zur Erziehung übergab, während sie sich auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, um mit dem Könige Vikramâditiya vereint die ewigen Freuden zu genießen. Vikramasena, der Sohn des Königs Vikramâditiya, beschützte alle Geschöpfe ebenso wie es sein Vater gethan hatte — aber niemals setzte er sich auf den Thron Indras. Und es hat sich überhaupt niemand auf den Thron seitdem gesetzt, denn eine überirdische Stimme ließ sich wie folgt, vernehmen: „Auf der ganzen Erde ist niemand, der würdig wäre, sich auf den Thron zu setzen. Grabet ihn darum ein, und bewahret ihn."

Also sprach die erste Figur und fügte hinzu: „Höre, großer König Bhoja — dieser Thron ist es, den Du entdeckt hast"

Hiermit schließt die Rahmen-Erzählung ab und nun beginnen die 32 Figuren der Reihe nach mit den eigentlichen Erzählungen, indem jede der 32 Figuren in dem Augenblicke, in welchem der König Bhoja den Thron besteigen will, diesem ein „Halt" zuruft mit der Erklärung, daß nur derjenige König sich auf den Thron setzen dürfe, welcher so groß sei wie Vikramâditiya. Auf die Frage Bhojas, worin denn eigentlich die Größe Vikramâditiyas bestanden habe, erzählt dann die Figur, welche die Reihe trifft, eine auf die Tugenden Vikramâditiyas bezügliche Fabel.

Über Vikramâditiya selbst wäre noch zu bemerken, daß sein Name Sonne des Heldentums bedeutet. Sein Name ist einer der strahlendsten unter allen der indischen Herrscher. Seine Regierung bezeichnet einen Höhepunkt in der Ausbildung der Künste und Wissenschaften, und das Zeitalter Vikramâditiyas ist für Indien, was für Griechenland das perikleische, für Rom das augustische und für Italien das Zeitalter Leo X war. — Unglücklicherweise wissen wir von der Regierung dieses Königs so gut wie nichts

Thatsächliches. Die Hindus sind des historischen Sinnes bar, sie glaubten das Andenken des großen Herrschers am besten dadurch zu ehren, daß sie ihn zum Mittelpunkte einer Reihe von Erzählungen machten, welche ihn glorifizieren.

Zum Schlusse möchte ich noch eine dieser Erzählungen geben, um ihre Eigenart zu kennzeichnen. Ich wähle die der 25. Figur.

„Und wieder wollte sich der König Bhoja auf den Thron setzen, als die 25. Figur sprach, um ihn davon abzubringen: He! König Bhoja, niemand ist dazu fähig, sich auf diesen Thron zu setzen, wenn er nicht dem erhabenen Vikramâditiya gleicht! „Wer war der erhabene Vikramâditiya?“ erwiederte der König. Die Figur antwortete: „Höre mir zu!

„Die Kunde von dem Heldenmute, der Festigkeit, der Geistestiefe, der Hochherzigkeit, der Kernhaftigkeit des erhabenen Vikramâditiya und von dem Wohlergehen, von welchen alle diese Vorzüge begleitet erschienen, war bis zur Götterwelt gelangt, und die Gottheiten des Svarga feierten in ihren Unterhaltungen und in ihren Erzählungen regelmäßig den Ruhm Vikramâditiyas. Eines Tages erbat sich Indra, der höchste unter allen Göttern, welcher von Glückseligkeit umgeben, im Kreise der Götter auf seinem Throne saß, der aus verschiedenen edlen Gesteinen gebildet war, die Aufmerksamkeit der Gottheiten und sprach: heute ist auf der ganzen Erde niemand, welcher dem Vikramâditiya vergleichbar wäre, wegen seines Bestrebens allen Geschöpfen Gutes zu thun, wegen seines Eifers jederzeit Tugend zu üben, wegen des geringen Wertes, den er seinem eigenen Leben beimißt, wegen der Sorge um die Erhaltung der anderen Wesen, wegen jenes treuen Festhaltens an einem guten Betragen, und wegen der Verfügungen eines Geistes, welcher ganz von Erbarmen durchtränkt ist.“ Als Indra also sprach, befanden sich unter allen Anwesenden zwei Gottheiten, deren Geist Indras Rede nicht recht zu verstehen vermochte. Um festzustellen, was in dem Lobe des erhabenen Vikramâditiya richtig, was unrichtig war, begaben sich diese beiden Gottheiten in die Stadt Avantî.

Der erhabene Vikramâditiya, welcher auf einem herrlichen Pferde saß, das in den fünf Gangarten geschickt war, nämlich im

Gang, im Trab, im Paßgang, im Galopp und im Sprung, ritt einsam im Lustgarten, welcher sich am äußersten Ende der Stadt befand. Mittlerweile hatte die eine der Gottheiten die Gestalt einer alten Kuh, die andere diejenige eines mächtigen und furchtbaren Tigers angenommen. Als die alte Kuh den Tiger erblickte, erfaßte sie Todesangst und sie ergriff die Flucht. Der Tiger lief ihr nach. Als die Kuh das Ufer eines Teiches erreicht hatte, sprang sie hinein und blieb im Schlamme stecken.

In diesem Augenblicke langte der König Vikramâditiya, welcher seinen Spazierritt machte, an diesem Orte an. Die in den Schlamm gefallene Kuh, welche den Tiger in ihrer Nähe erblickte, kam in die größte Angst und fing an verzweiflungsvolle Schreie auszustoßen; sie erregte die Aufmerksamkeit des erhabenen Vikramâditiya durch ihre lauten Schreie und ihr verstärktes Gebrüll. Als der König die Lage und die Verlegenheit dieser Kuh erkannt hatte, sprang er eilig von seinem Pferde herab und ergriff sein Schwert mit der rechten Hand, während er mit der linken die Kuh faßte, und blieb dann im Teiche stehen. Hierauf begann er sich die Sachlage klar zu machen und sprach: wenn ich diese Kuh aus dem Schlamm herausziehe und mich entferne, dann wird diese alte Kuh nicht imstande sein zu entkommen; der Tiger wird sie mühelos ergreifen und sie auffressen. Wenn ich jedoch die Kuh verlasse und wenn ich mich entferne, nachdem ich den Tiger getötet haben werde, dann wird diese Kuh infolge ihres Sturzes in den Schlamm nicht mehr die Kraft haben sich fortzubewegen, und wenn ein ihr schädliches Tier sie trifft, wird es sie töten. In dieser Unschlüssigkeit verbrachte der König die ganze Nacht, indem er stets die Kuh und sein Schwert festhielt — er war der Kälte ausgesetzt, dem Wind und der Nässe, er war allein und stand im Wasser.

Als der Morgen herangekommen war, entledigten sich die Gottheiten der magischen Verkleidungen, welche sie angenommen hatten, die eine der Gestalt der Kuh, die andere der Gestalt des Tigers, nahmen ihre wahre Gestalt an und sprachen zum erhabenen Vikramâditiya: „Ja, Vikramâditiya, großer König der Könige, wir sind Gottheiten, welche mit Hilfe der Magie diese Ver-

kleidungen angenommen haben, um zu ermitteln, wie weit Deine Treue gegen das Gesetz vereint mit Deinem Erbarmen geht. Wir sind erleuchtet worden. Ebenso wie die Götter die Mondscheibe mit etwas Saft aus dem Milchmeer gebildet haben, auf daß es Butter gäbe, ebenso hat der Schöpfer, indem er das Meer schlug, welches die Gestalt des Erbarmens hat, Dein Herz aus Saft von diesem Erbarmen gebildet. Wie sollen wir Dich preisen? Unser König, der Gott Indra, lobt Dich regelmäßig in der Götter-Versammlung; aber jetzt haben wir die Richtigkeit seiner Worte festgestellt. Sprich einen Wunsch aus, nach Deiner Wahl". — Der König anwortete: „Ich habe keine Gunst von Euch zu erbitten, jedes Glück ist mir geworden; warum soll ich es leichtsinniger Weise verderben?" Die Gottheiten erwiderten: „Wir zeigen uns nicht vergebens. Wir geben Dir diese Kâmadhenu (Wunschkuh), ohne daß Du darum gebeten hast. Jedesmal, wenn Du einen Wunsch hast, brauchst Du ihn nur dieser Kâmadhenu auszusprechen." Als sie dieses Geschenk gemacht hatten, verschwanden die Götter.

Nachdem der König die Kâmadhenu erhalten hatte, ging er heimwärts, als sich ihm auf dem Wege ein Armer näherte, welcher ihn um ein Almosen bat. Der König gab dem Armen die Kâmadhenu und kehrte in seine Hauptstadt zurück."

Aber als der erhabene König Bhoja die Erzählung der 25. Figur vernommen hatte, ging er ganz verstört von dannen.

2. Marcellus Emants: Götterdämmerung von Herrn Direktor Dr. K. Rehorn.

Beinahe zwei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem der Vortragende es unternahm, die damals vorhandenen Nibelungendichtungen zu sammeln und sie sowohl auf die Mittel zu prüfen, mit welchen die Dichter unseres Jahrhunderts den alten Sagenstoff in ein neues Gewand zu kleiden gesucht haben, wie auch auf die Treue, die sie hierbei dem nationalen Schatze bewiesen. Das Ergebnis war schon damals ein überraschend großes und erfreuliches. Seitdem hat sich aber die Zahl der Nibelungendichtungen, Übersetzungen und Bearbeitungen so bedeutend vermehrt, daß ein ein-

gehender Umblick auf diesem Gebiete unsere neueste Litteraturgeschichte um ein wertvolles Kapitel bereichern würde. Insbesondere wäre bemerkenswert, daß auch außerhalb des deutschen Sprachgebietes die deutsche Sage Beachtung und vielfach Verwertung gefunden hat. Freilich ist auch nur diese Thatsache von Belang; sonst würde sich an diesen ausländischen Erzeugnissen nicht viel rühmen lassen. Eine anerkennenswerte Ausnahme bildet jedoch die „Götterdämmerung" von Marcellus Emants, welche 1892 bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Nach den an der Quelle eingezogenen Erkundigungen ist der unserer Litteratur noch unbekannte Dichter in Voorburg bei Haag geboren (12. August 1848), hat sowohl Ingenieurwissenschaften wie Jurisprudenz studiert, erweiterte sodann seine Welt- und Menschenkenntnis durch weitausgedehnte Reisen und konnte seine unabhängige Muße ganz seinen litterarischen und poetischen Bestrebungen widmen. In seinem engeren Vaterlande hat er sich als Schriftsteller und Dichter einen geachteten Namen erworben; seine „Götterdämmerung" ist, soviel bekannt, das erste seiner Werke, welches in die deutsche Sprache übersetzt worden ist.

In diesem Epos erweist er sich nicht nur als ein belesener Mann, sondern auch als ein Forscher, welchem die kritische Seite des behandelten Gebietes nicht fremd ist. Doch dringt in seiner Dichtung kaum etwas von den vorausgegangenen Studien auf die Oberfläche. „Ich habe dahin getrachtet, die alten Figuren mit modernem Auge zu betrachten, mit modernem Gefühl in sie durchzudringen und danach frei die Eindrücke wiederzugeben, die durch diesen Anblick und dieses Mitempfinden in meinem modernen Innern hervorgerufen worden sind." So spricht er sich in der Einleitung über seine Absicht aus; sehen wir zu, wie er diese Absicht ausgeführt hat.

In fünf Gesänge hat er sein Epos geteilt.

I. Gesang: Der Jote Thiassi ist von Thor besiegt und niedergeworfen; da naht ihm Loki, richtet ihn auf und reizt seine leidenschaftliche Begehrlichkeit, welche schon längst auf den Besitz der Iduna gerichtet ist. Thiassi vertraut sich Loki an, läßt sich nach Asgard tragen und raubt Iduna mit Lokis Hilfe.

II. Gesang: Das Alter überkommt die Götter, da Iduna verschwunden ist. Dazu gesellen sich angstvolle Träume, welche Odhin den baldigen Tod Baldurs offenbaren. Da erbietet sich Frigga, durch einen Eid alle Wesen zu verpflichten, daß sie Baldur kein Leid zufügen wollen. Inzwischen wird Iduna von Loki zurückgebracht und der nachstürmende Thiassi im Feuer verbrannt. Der Dank der Götter genügt Loki jedoch nicht: er begehrt Größeres, denn er ist Odhins Sohn; seine Mutter Laufeya wurde von dem „Wanderer" entführt und verlassen; von seinem Vater begehrt er die Zusage der Nachfolge in der Herrschaft über die Asen. Aber Odhin will und darf ihm diese Zusage nicht geben; nun verbinden sich in Loki Haß und Racheburst, das Asenreich zu stürzen.

III. Gesang: Frigga ist zurückgekehrt, der Eid ist geleistet; nun beginnt das Spiel um Baldur, aber Baldur fällt von Hödurs Hand. Loki ist geflohen und Hermodher wird zu Hel entsendet, um Baldur zu lösen. Da bekennt sich Odhin als den Schuldigen, welcher das Unheil heraufbeschworen hat; denn noch wußten die Götter nicht, daß Loki Odhins Sohn sei. Darum will Odhin alle Buße und Strafe auf sich nehmen, welche Hel bestimmen wird. Nun steigert sich die Trauer der Götter um Baldurs Tod in gleicher Weise, wie Odhins Sorge um die Zukunft.

IV. Gesang: Aber Loki soll die Strafe für seinen Frevel büßen; aus seinem brennenden Berge wird er herbeigeholt und an die Ygdrasill gebunden; durch seine Schmähungen und Lästerworte reizt er den Zorn der zum Gericht versammelten Asen, weil er nicht glauben will, daß Odhin die Strafe an ihm vollziehen werde. Da kehrt Hermodher zurück ohne Baldur: er berichtet den Spruch der Hel; das Riesenweib, welches um Baldur nicht weinen wollte, war Laufeya. Loki jauchzt; aber Odhin beschließt, selbst zur Hel hinabzusteigen, um sowohl für Loki, wie für sich das Urteil zu holen. Baldur wird bestattet.

V. Gesang: Wieder sitzen die Götter um Ygdrasill und den gefesselten Loki; da kehrt Odhin zurück — blind! —: sein rechtes Auge hat er zur Buße bei Hel gelassen. Aber über Loki wird ein furchtbares Urteil gesprochen. Sein Sohn Narwi wird von Thor erschlagen, und mit dessen Eingeweiden wird Loki an den Felsen

gefesselt, über ihn eine Giftschlange geheftet, deren herabtropfender Geifer Loki die furchtbarsten Qualen verursacht. In dieser Not erscheint sein Weib Sigun zu seiner Hülfe; in einer Schale fängt sie das Gift auf; aber wenn die Schale gefüllt ist und ausgegossen wird, treffen einzelne Tropfen Loki an Haupt und Brust; dann windet er sich unter den Qualen, daß die Felsen erbeben und der Donner rollt durch den Weltenraum;

> dann graut's den Alfen in den Bergen, fällt
> der Mensch verzagt dem Feind an seine Brust,
> Allvaters hohen Thron umdrängen bang
> die Götter allzusammen. — Odhin nur
> bleibt unentwegt, und sorgend weilt sein Blick auf Erden.

Schon diese kurze Übersicht läßt erkennen, daß die Dichtung sich ganz auf dem Boden der Edda bewegt: Oegisdrecka und Gylfaginning haben hauptsächlich den Stoff geliefert. Nur in dem einen Hauptpunkte weicht der Dichter von der Tradition ab, daß er Loki als den Sohn seinem Vater Odhin gegenüberstellt, eine Verschiebung, welche sich aus der Edda nicht rechtfertigen läßt, ihr aber auch insofern nicht widerspricht, als das verwandtschaftliche Verhältnis Lokis zu Odhin von der Sage zwar in verschiedener Weise bestimmt wird, jedenfalls aber ein sehr nahes ist. Der Dichter gewinnt hiermit eine klare und unmittelbare Quelle für die Verwickelungen, welche in der Vergangenheit Odhins Schuld bestätigen und für die Zukunft den Zusammenbruch der Asenherrschaft ahnen lassen. Loki wird dabei so sehr der Mittelpunkt der ganzen Dichtung, daß es fraglich erscheinen muß, ob sich der Titel „Götterdämmerung" rechtfertigen läßt, und ob nicht vielmehr Loki als der Träger der Handlung angesehen und darum auch genannt werden muß. Odhin und Loki stehen jedenfalls im Vordergrund; aber auch die anderen Götter, insbesondere Frigga sind hell beleuchtet, so daß der ganze Ablauf der Dichtung eine ausgesprochen dramatische Bewegung gewinnt. Schon die Anlage des Epos weist in einzelnen Äußerlichkeiten dramatische Formen auf; der I. Gesang könnte als Einleitung gelten; die nächstfolgenden Gesänge bauen sich auf bis zur Katastrophe in Odhins Rückkehr aus dem Reiche der Hel und rechtfertigen die Bestrafung Lokis im V. Gesang.

Dazu bringt jeder Gesang wieder ein in sich geschlossenes Bild mit einem dramatischen Höhepunkte: der zweite den gescheiterten Versuch einer Aussöhnung zwischen Loki und Odhin, der dritte das erschütternde Schuldbekenntnis Odhins, der vierte Hermodhers Schilderung des Schattenreiches und Odhins Entschluß, selbst hinabzusteigen, und der fünfte Odhins Bericht nach seiner Rückkunft.

Zu dem Reichtum an plastischen Bildern kommt eine Fülle von Gedanken und Urteilen allgemeinen Inhalts, welche in dem Dichter einen Mann von weitreichendem Blicke und einer kräftigen, gesunden Weltanschauung erkennen lassen. Hiermit wird die Scheidung zwischen der Welt der Menschen und der Region der Götter überbrückt, denn auch im Reiche der Götter werden Schuld und Sühne unter das Walten einer vergeltenden Gerechtigkeit gestellt und die Schleier, welche über die Tragik des Asengeschlechtes gebreitet sind, werden in einer menschlich begreifbaren Weise gelüftet.

Nach alledem wird die Dichtung wohl auf einen nicht niedrigen Platz unter unseren Nibelungendichtungen Anspruch erheben dürfen. Auch die Übersetzung, welche der Dozent an der Kriegsakademie im Haag, P. A. Schwippert, ein geborener Deutscher, im Auftrage des Dichters unternommen hat, ist eine soweit durchaus glückliche, daß man an nicht vielen Stellen an die Schwierigkeit erinnert wird, mit welcher eine Übersetzung stets zu kämpfen hat.

3. P. K. Rosegger: Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling von Herrn Max Speier.

Es hat von jeher einen ganz besonderen Reiz gewährt, große Künstler, auf welchem Gebiete sie auch immer ihre Künstlerschaft bethätigt haben mögen, in ihren Selbstaufzeichnungen über die Schicksale ihres Lebens und Strebens berichten zu hören. Blättert man dadurch doch in der Seele des Betreffenden wie in einem offenen Buche, erkennt man doch daraus mit dem Aufgebote einiger Mühe bei längerem Verweilen den Zusammenhang zwischen seiner äußeren und seiner geistigen Entwickelung, gewinnt man dann doch auf grund dieser Geständnisse ein nach allen Richtungen hin vollkommenes und naturgetreues Bild von ihm und sind endlich diese intimen Ergüsse, je ungezwungener und nachlässiger sie hingeworfen

sind, doch um so mehr geeignet, wichtigere oder minder wichtige Punkte in seinen Schöpfungen in der rechten Weise zu beleuchten. Die modernen autobiographischen Darstellungen locken freilich den von dem eben angedeuteten Standpunkte Ausgehenden oft mit bewußter Absicht auf eine falsche Fährte. Anstatt sich ohne jeglichen Hinterhalt so zu geben wie man ist, anstatt seine inneren Regungen, sein allmähliches Werden und den Einfluß der Verhältnisse darauf frank und frei zu offenbaren, greift man zu allerlei Kunstmittelchen, um die Schilderung nur möglichst anziehend zu gestalten. Man brüstet sich mit Tugenden, welche man in Wirklichkeit nie besessen und nie zu besitzen sich eingebildet hat, man hüllt einzelne Partieen seines Lebens in ein heilig-geheimnisvolles Dämmerlicht, damit der ergänzenden Phantasie der weiteste Spielraum gelassen ist, man mag der flotteste und weltfreudigste Mensch gewesen sein und entblödet sich trotzdem nicht, sich als etwa von den berühmten „melancholischen Stimmungen“ heimgesucht auszugeben. Und wie die Großen, so die Kleinen, wie die erlauchten Herrscher von Gottes Gnaden, so ihre Trabanten und Hofschranzen, die da mit devoten Bücklingen Ihro Majestät umkreisen und sich glücklich schätzen, wenn ihnen die Gunst einer höchstpersönlichen Audienz oder gar ein unter den ausgeklügeltesten Vorwänden erbetteltes Handschreiben Ihrer Hoheit zu Teil geworden ist. Kaum daß ein Dichter das Zeitliche gesegnet, so schwillt bedrohlich die Flut der „Erinnerungen, Denkwürdigkeiten, vertraulichen Briefe“ u. s. w. an, angeblich, um der Oeffentlichkeit Mitteilenswertes und Kennzeichnendes nicht vorzuenthalten, in der That jedoch wird man häufig vergeblich danach suchen: nur das hochansehnliche „Ich“ des Verfassers tritt in den Vordergrund.

Sowohl in der einen wie in der anderen Hinsicht sind die beiden bedeutendsten Werke, welche mit Bezug auf Hamerlings Lebenslauf erschienen sind, frei von jedem Mangel und deshalb in ihrer Gemeinschaft wohl geeignet, einen Mann in seiner ganzen fleckenlosen Reinheit und Hoheit hinzustellen, dessen Verkennung und Schmähung einen wertvollen, traurigen Beitrag zu einer noch zu schreibenden psychologischen Geschichte der deutschen Kritik bilden dürfte. Hier Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“,

dort Roseggers „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling", beide Bücher in erster Linie ausgezeichnet durch eine ungeschminkte Wiedergabe des Thatsächlichen, durch das Vermeiden geistreich-gespreizten Stiles und berechneter Ziererei. Hamerlings Veranlassung zu einer schmucklosen Chronik seines Seins waren die willkürlichen Deutungen seiner Epen und die märchenhaften Erzählungen, welche Journalistenfindigkeit den Leuten über seine privaten Zustände aufgetischt hatte. Kein Zweiter war in gleichem Maße wie Rosegger berufen, uns den Menschen Hamerling noch lieber und werter zu machen, als er uns durch seinen eigenen Bericht schon geworden war. Es sei hier nur kurz erwähnt, auf welche Weise das Freundschaftsband geschlungen wurde, das ihn mit jenem durch lange Jahre verknüpfte. Noch lag der spätere Dichter des gewaltigen, erschütternden Warnrufes an die moderne Menschheit, „der Gottsucher", sozusagen in den Windeln, als er den Mut hatte, dem wegen seiner Nachsicht bekannten Verfasser des „Ahasver in Rom" ein Bündel Gedichte zur Beurteilung zu unterbreiten. Die herzigen und traulichen Weisen, die sich darunter fanden, stahlen sich in Hamerlings Herz hinein, und mit einer persönlichen Zusammenkunft war die Grundlage zu einem Freundschaftsbunde gegeben, der zum mindesten für Rosegger eine Fülle von geistig befruchtenden Anregungen barg. Eine Geistesverbrüderung zwar nicht, aber eine unleugbare Geistesverwandtschaft entstand aus diesem innigen Verkehr, eine Geistesverwandtschaft, für welche besonders der Grundzug des litterarischen Schaffens beider beredtes Zeugnis ablegte. „Immer werden Sie einen sittlichen Grundgedanken haben, immer auf ein Großes, Ewiges hinweisen und hinter heiterem Lachen sich den ernsten Blick bewahren. . . . . . Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menschentume weist, wer soll es denn sonst thun? Wir sind der Kompaß, welcher in der Welt den Magnet des Göttlichen spürt und stets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt." Das war es ja, wofür Hamerling von Jugend auf alle seine Kräfte eingesetzt hatte, das war es ja, was sein Wirken zu einem so edlen und verdienstlichen stempelte, daß er ein Mann von geradezu herbem und strengem sittlichem Ernste war, daß er niemals sein großes Ziel aus dem Auge verlor:

*

das Ziel der ethischen Förderung des Menschengeschlechtes. Wohl kaum hat man jemanden ungerechter mit Steinen beworfen, als ihn, indem man ihn wegen seiner verführerischen Schilderungen starker Neigung zur Sinnlichkeit und beabsichtigter Ausnutzung dieser Neigung zieh. Wer sein Streben von der „Venus im Exil" bis zum „Homunculus" verfolgt hat, wird nicht leichtfertig solch schweren und schwer kränkenden Vorwurf aussprechen. Vier Abschnitte lassen sich in seinem Schaffen nachweisen, vier scheinbar unvereinbare, thatsächlich indessen in tiefstem Zusammenhang stehende Abschnitte. Der Epoche des brausenden, schäumenden Phantasie- und Gefühlsüberschwanges entstammen als schönste Blüten die Sammlung „Sinnen und Minnen", eine positive wundervolle Besingung erhabener Ideale, und das „Schwanenlied der Romantik", mit seinen gramerfüllten, leidenschaftlichen Klagen über ihren Niedergang. Es stellt eine Übergangsstufe zur zweiten Gattung dar, der Vorführung der Entartung und Selbsterniedrigung der Menschen, welchen jene Ideale entschwunden sind. Ragende Gipfelpunkte dieser Abteilung sind „Ahasver in Rom" und der „König von Sion". In dem bestrickend lieblichen idyllischen Märchen „Amor und Psyche" und der „Aspasia" zaubert er uns das Volk zurück, das noch naiver und ungeschmälerter Begeisterung für das Ideale fähig war, und endlich nahm er so vielen Gestalten seiner Hauptepen die Masken weg und brandmarkte im „Homunculus" den modernen Materialismus in geistvollster Art. Aber genug vom Dichter: die Privatperson Hamerling rückt uns Rosegger menschlich näher. Aus der Mosaik von Zügen kann ich nur die bezeichnendsten hervorheben. Hamerling besaß ein peinlich ausgeprägtes Ehrgefühl, einen Stolz, der manchmal wahrhaft ausartete. Es war ihm ein drückendes Bewußtsein, wenn ihm jemand während seiner langjährigen Krankheit die kleinste Aufmerksamkeit erwies. Auch seine Bescheidenheit überstieg alle Grenzen, sich umjubelt oder selbst in engerem Kreise gefeiert zu sehen, war ihm unerträglich. Ein Beweis, wie die Anschuldigung in nichts zusammenfällt, daß die „Literarische Walpurgisnacht" im „Homunculus" persönlich verletzter Empfindlichkeit entsprungen sei. Dabei besaß er ein ungemein weiches und zart fühlendes Herz. Er behandelte den Freund nach einem schweren

Verluste, den dieser erlitten hatte, mit einer solchen Sanftheit und hingebenden Milde, daß es ein wirklich rührendes Schauspiel ist. Ein anderes Mal beschwichtigte und tröstete er den über einen gemeinen, von antisemitischer Seite herrührenden Angriff gewaltig Empörten unendlich fein und rücksichtsvoll. Welche bitteren Empfindungen mußte es dieser sensitiven Natur verursachen, daß er so häufig von der Welt böswillig mißachtet wurde! „Auf die Rezensionen lege ich gar kein Gewicht, aber die Bosheit der Menschen kränkt mich." Um so außerordentlicher war sein Vergnügen, wenn ihm jemand seine Erkenntlichkeit für den Genuß, welchen ihm seine Werke bereitet, in zartsinniger und nicht zu kostspieliger Weise ausgedrückt hatte: er hielt diese unbedeutenden Liebeszeichen hoch in Ehren. Und sie waren ihm wahrlich zu gönnen, die kargen Lichtstrahlen, die in sein einsames, nicht von frohem Kindergeschrei noch von weicher Frauenstimme durchtöntes Heim fielen, in das Heim, in dem der Sonnenschein nicht auf die Dauer Einkehr zu halten vermochte, weil es so viele Jahre eine Krankenstube war. Daß ihm, der sich trotzdem die Freude am Leben und der Natur, den teilnehmenden Sinn für die gedeihliche Fortbildung der Menschen nicht verkümmern, geschweige denn gar ganz rauben ließ, dieser Zustand kein behaglicher dünkte, erhellt aus folgenden Sätzen: „Ich beglückwünsche Sie, daß Sie rüstig auf des Lebens goldenem Baum umherklettern können und sich nicht, wie manch anderer, mit den dürren Blättern begnügen müssen, die der Herbstwind ihm in die einsame Kammer wirft. Lesen Sie Trauben anstatt Worte, Sie haben wahrlich recht" ..... „Sie sind ein gesunder, glücklicher Mensch, Sie können munter wie die Biene umherfliegen und Honig sammeln aus Blumen und Disteln. Ich bin der an den Felsen Geschmiedete, sehe von ferne die Freuden der Welt, die Früchte des Lebens, und kann sie nicht erreichen. Geduldig warten muß ich, bis es einem mitleidigen Freunde einfällt, zu mir zu kommen und mir, dem Verschmachtenden, zu erzählen, wie süß die Früchte sind, die andere genießen." Zwei Personen halfen ihm neben seiner Lektüre und dem Umgange mit dem Herzensfreunde über die öden und trüben Leidensstunden weg: Frau Clotilde Gstirner, die Minona aus „Sinnen und Minnen", und sein kleines

Mündel Bertha, das ihm vielleicht als Ersatz für fehlende eigene Nachkommenschaft ans Herz wuchs. Warmer und uneingeschränkter Dank gebührt der hochsinnigen Frau, die es sich nicht der Mühe verdrießen ließ, tagtäglich und unermüdlich dem Kranken in allen Dingen beizustehen.

Hamerling hatte einen begeistert und begeisternd hohen Begriff von der Würde seines Berufes: mit der ängstlichsten Sorgfalt war er darauf bedacht, daß ihm keiner den geringsten Makel nachsagen konnte, da er fühlte, daß seiner Mitwelt mit gutem Beispiel voranleuchten muß, wer die Kraft in sich glaubt, ihr Apostel zu werden. Niemand ließ sich weniger denn er je von einer vorübergehenden Zeitströmung beeinflussen, niemals opferte er ein kleinstes Teilchen seiner Überzeugung des lieben Publikums halber oder schrieb gar diesem etwas zu Gefallen: seine Charakterfestigkeit bewahrte ihn davor durchaus. Manch parteiisch gefärbter Bericht, manch verleumderische, ehrenrührige Behauptung von Rezensenten ist wohl dieser letzten Eigenschaft zuzuschreiben, und doch war Hamerling grade geeignet, seinen Feinden und Neidern darin zum Muster zu dienen, da er sich aufs äußerste hütete, andere mittel- oder unmittelbar zu beleidigen und jedes derartige Wort erst auf die Goldwage legte, ehe er es aussprach.

Ein ergreifender, aus seinem letzten Lebensjahre stammender Seelenausbruch möge hier noch Platz finden als Zeichen, wie selbst der höchststrebende und idealste Geist zeitweilig durch äußere Umstände geknickt werden kann. „Einen Materialisten nennt Ihr Zola! Einen Naturalisten nennt Ihr ihn! Oh, das ist er nicht. Zola ist Idealist, kindlicher Idealist! Er schildert die Menschen viel zu gut. Die Menschen sind unsagbar schlecht. Sie, lieber Rosegger, leben in Ihren vier Wänden still dahin und haben keine Ahnung davon, wie schlecht die Menschen sind! Die kindischen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es giebt kein Glück, es giebt keine Treue, es giebt nicht einmal eine Mutterliebe!" Dem von den heftigsten Schmerzen Gefolterten muß diese Aufwallung verziehen werden und man darf sie nicht etwa ernst als Vermächtnis dessen nehmen, der den festgegründeten Bau der Neronischen Weltanschauung (Ahasver in Rom)

mit dem Wankendwerden des Glaubens an die Mutterliebe zusammenstürzen, der den Weltuntergang durch die Gattenliebe im „Homunculus“ zu nichte werden läßt, der der Liebe in „Amor und Psyche“ ein wahres entzückendes Hohelied gesungen hat und Amors Zauberreich mit einem Glanz und einem Farbenreichtum ausstattet, die jeder Beschreibung spotten. Das ist der echte und unverfälschte Hamerling, und in solcher Gestalt mag er dauernd seine Stätte finden nicht nur in den Schatzkammern der Litteraturgeschichte, sondern auch im Herzen des deutschen Volkes.

---

2. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (X).

In dieser Abteilung sprachen

am 3. Februar Herr Oberlehrer Dr. O. Rausenberger über „Allgemeinere Untersuchungen über elementargeometrische Konstruktionen“;

am 17. Februar Herr Ingenieur J. Olshausen über „Die Rechenmaschine Brunsviga“;

am 21. März Herr Oberlehrer Dr. Dobriner über „Die Zerlegung gleicher Flächen in kongruente Stücke“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. „Allgemeinere Untersuchungen über elementargeometrische Konstruktionen“ von Herrn Oberlehrer Dr. Otto Rausenberger.

Bei den Konstruktionen der Planimetrie werden lediglich Lineal und Zirkel als Hilfsmittel zugelassen. Der Grund hierfür ist ein rein praktisch-technischer; keine Linie läßt eine annähernd so einfache und genaue Zeichnung zu wie die Gerade und der Kreis. Ist nun auch kein besonderer wissenschaftlicher Grund für die genannte Beschränkung vorhanden, so muß doch, nachdem sie sich einmal in

der Geometrie Bürgerrecht verschafft hat, die Frage aufgeworfen werden: welche Konstruktionen sind mit den genannten Hilfsmitteln auszuführen, welche nicht? Schon im Altertum machte man die Wahrnehmung, daß einige sehr einfache Aufgaben, nämlich die Quadratur des Kreises, die Dreiteilung des Winkels, die Verdoppelung des Würfels, ihrer vielfach angestrebten elementaren Lösung den beharrlichsten Widerstand entgegensetzten. Für die moderne Wissenschaft hat es keine Schwierigkeit bei den beiden letztgenannten (algebraischen) Problemen die Unmöglichkeit der elementargeometrischen Konstruktion darzuthun, während die erstgenannte (transzendente) Aufgabe erst vor etwa 12 Jahren durch die Untersuchungen von Lindemann ihren Abschluß im negativen Sinne erlangte.

Die Sammlungen geometrischer Aufgaben verfolgen meistens den Zweck, reichliches Übungsmaterial für den geometrischen Lehrstoff zu beschaffen; Vollständigkeit in der Auswahl wird weniger erstrebt. Ist doch das ganze Gebiet in gewisser Hinsicht von unbegrenzter Ausdehnbarkeit. Soll indessen der Gegenstand als wissenschaftlich erledigt angesehen werden, so müssen die innerhalb gewisser Grenzen ausgewählten Aufgaben klassifiziert werden; dann ist zu entscheiden, welche von ihnen mit Zirkel und Lineal ausführbar sind, welche nicht. Im folgenden wird diese Aufgabe keineswegs gelöst. Es ist vorläufig nur meine Absicht, nach Besprechung der allgemeineren Gesichtspunkte einige Aufgabengruppen zur vollständigen Erledigung zu bringen.

Die Lösung elementarer Aufgaben pflegt zunächst geometrisch — ohne oder mit Analysis — versucht zu werden, und in der That empfiehlt sich dieser Weg in den meisten Fällen. Führen diese Versuche nicht zum Ziele, so kann stets die algebraische Behandlung gewählt werden. Man berechnet aus den gegebenen eines der gesuchten Stücke, bezw. eines Stückes, welches zur völligen Lösung führt, und schließt aus dem Charakter der erhaltenen Gleichung auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Konstruktion; zugleich erhält man im ersteren Falle eine wirkliche Lösung, die freilich nicht die geometrisch einfachste zu sein pflegt. Welche Gleichungen konstruierbar sind, ist im Prinzip leicht, im speziellen Falle oft sehr schwer festzustellen.

Alle Konstruktionen lassen sich auf folgende drei Elemente zurückführen:

a) eine Gerade wird durch zwei gegebene Punkte gelegt und schneidet eine feste Gerade;
b) ein Kreis mit gegebenem Radius und Mittelpunkt schneidet eine festgelegte Gerade;
c) zwei Kreise mit gegebenen Radien und Mittelpunkten schneiden einander.

Durch a) werden nur Beziehungen veranlaßt, welche durch Gleichungen ersten Grades auszudrücken sind, wie aus der (auch analytisch begründeten) Eindeutigkeit des Schnittpunktes zweier Geraden hervorgeht.

Die Lage einer Geraden zu einem Kreise ist durch ihren Abstand von seinem Mittelpunkte charakterisiert. Zwischen diesem Abstande, dem Radius und der ausgeschnittenen Sehne besteht aber eine Gleichung zweiten Grades. Ebenso läßt sich die gemeinsame Sehne zweier sich schneidenden Kreise aus den beiden Radien und der Zentraldistanz durch eine quadratische Beziehung ausdrücken. Umgekehrt kann jede quadratische Gleichung konstruiert werden, da die vier Spezies und das Quadratwurzelausziehen durch Elementarkonstruktionen ausführbar sind. Dies giebt das bekannte Resultat:

Eine Aufgabe ist dann und nur dann elementargeometrisch lösbar, wenn die gesuchten Größen sich aus den gegebenen durch eine Reihe von quadratischen Gleichungen berechnen lassen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn diese Berechnung durch die vier Spezies und durch Quadratwurzelausziehen ausgeführt werden kann.[1])

Soll daher entschieden werden, ob eine Aufgabe elementargeometrisch lösbar ist, so muß untersucht werden, ob die analoge Gleichung durch die vier Spezies und eine Anzahl Quadratwurzelausziehungen lösbar ist.

---

[1]) Da in der rechnenden Elementargeometrie gewöhnlich keine höheren als quadratische Gleichungen angewandt werden, so fallen die üblichen planimetrisch-trigonometrischen Rechnungsaufgaben vollständig mit den konstruierbaren zusammen.

Dies ist in einzelnen Fällen unmittelbar, in anderen sehr schwer zu entscheiden. Aus der Zweideutigkeit der Quadratwurzeln geht hervor, daß die Zahl der Lösungen einer Konstruktionsaufgabe (imaginäre eingerechnet und zusammenfallende getrennt gezählt) 2^n sein muß. Führt die Analyse auf eine irreduzible Gleichung von anderem als dem 2^nten Grade, so ist die Konstruktion ausgegeschlossen. Hieraus geht die Unmöglichkeit der Dreiteilung eines beliebigen Winkels oder der Verdoppelung des Würfels hervor.

Wir wollen uns nun in der Folge auf Dreiecksaufgaben einschränken; es handelt sich um die Konstruktion eines Dreiecks aus drei gegebenen Stücken. In den bekannten Aufgaben treten außer Seiten und Winkeln selbst auch Funktionen dieser Größen, ferner Höhen, Mitteltransversalen, Winkelhalbierende,[2]) Radien des umbeschriebenen, des einbeschriebenen und der anbeschriebenen Kreise u. a., sowie durch Funktionen (z. B. Summen und Differenzen) dieser Größen auf. Alle diese zum Dreieck in Beziehung stehenden Liniengrößen lassen sich aus den Seiten algebraisch berechnen, während die trigonometrischen Funktionen der Winkel algebraische Funktionen der Seiten sind. Man könnte daher diese spezielleren Aufgaben in die allgemeinere zusammenfassen: ein Dreieck zu konstruieren, wenn drei Funktionen (insbesondere algebraische Funktionen) seiner Seiten gegeben sind. Doch sind wir noch sehr weit von der Lösung dieses Problems entfernt.

In der Folge können wir alle Aufgaben weglassen, in denen zwei Winkel des Dreiecks (nicht Funktionen von ihnen!) und eine beliebige allgemein konstruierbare Längengröße gegeben sind; denn man kann alsdann bekanntlich zunächst ein dem Dreieck ähnliches zeichnen und dieses so umwandeln, daß die gegebene Längengröße in es eintritt.

Wir wollen nun einige Gruppen von Dreiecksaufgaben betrachten, die sich allgemeiner erledigen lassen.

1) Ein Dreieck läßt sich immer konstruieren, wenn außer Winkeln nur lineare Funktionen der drei Seiten gegeben sind.

[2]) Wir bezeichnen die Höhen mit h_a, h_b, h_c, die Mitteltransversalen mit t_a, t_b, t_c, die Winkelhalbierenden mit w_a, w_b, w_c, u. s. w.

Seien zunächst gegeben

$$s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c$$
$$s_2 = l_2 a + m_2 b + n_2 c$$
$$s_3 = l_3 a + m_3 b + n_3 c,$$

worin die l, m, n entweder rationale oder doch geometrisch konstruierbare Zahlen bedeuten oder auch durch das Verhältnis zweier Strecken definiert sind. Man kann dann a, b, c durch s_1, s_2, s_3 als lineare Funktionen darstellen, deren Koeffizienten nur Zahlen derselben Art enthalten. Die Konstruktion von a, b, c selbst ist daher möglich.

Sind gegeben

$$\alpha,\ s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c,\ s_2 = l_2 a + m_2 b + n_2 c,$$

so drücken wir zunächst b und c durch s_1, s_2 und a aus; es ergiebt sich

$$b = p_1 a + q_1,\ c = p_2 a + q_2,$$

worin p_1 und p_2 Zahlen, q_1 und q_2 aber lineare Funktionen von s_1 und s_2 sind. Setzen wir diese Werte in

$$a^2 = b^2 + c^2 - 2bc \cos\alpha$$

ein, so folgt die Gleichung

$$a^2 = (p_1 a + q_1)^2 + (p_2 a + q_2)^2 - 2(p_1 a + q_1)(p_2 a + q_2)\cos\alpha,$$

die in a quadratisch ist, also die geometrische Konstruktion von a gestattet.

2) Alle Aufgaben, in denen irgend eine Kombination dreier der Größen a, b, c; α, β; h_a, h_b, h_c; t_a, t_b, t_c gegeben ist, sind lösbar. Man überzeugt sich hiervon durch geometrische Ausführung in den einzelnen Fällen.

3) Ein Dreieck ist konstruierbar, wenn

$$\alpha,\ s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c + p_1 h_b + q_1 h_c,$$
$$s_2 = l_2 a + m_2 b + n_2 c + p_2 h_b + q_2 h_c$$

gegeben sind. Da $h_b = c \sin\alpha$, $h_c = b \sin\alpha$ ist, so kann diese Aufgabe unmittelbar auf 1) zurückgeführt werden.

4) Wenn eine Kombination dreier der Größen

$$a,\ b,\ c;\ \alpha,\ \beta;\ r;\ \rho;\ \rho_a,\ \rho_b,\ \rho_c$$

gegeben ist, so ist die Konstruktion möglich mit Ausnahme der Fälle: ρ, a, b; ρ_a, a, b; ρ_a, b, c.

Die Ausführung der lösbaren Aufgaben gelingt direkt oder auf algebraischem Wege. An der ersten der unlösbaren Aufgaben wollen wir darthun, wie sich diese Unlösbarkeit beweisen läßt; die beiden weiteren Aufgaben geben analoge Resultate.

Es handelt sich darum, aus der bekannten Gleichung

$$\rho^2 = \frac{(-a+b+c)(a-b+c)(a+b-c)}{4(a+b+c)},$$

in der ρ, a, b bekannt sind, c zu bestimmen. Setzen wir $a+b=m$, $a-b=n$, so wird hieraus

$$\rho^2 = \frac{(c-n)(c+n)(m-c)}{4(m+c)}$$

oder

$$c^3 - mc^2 + (4\rho^2 - n^2)c + m(4\rho^2 + n^2) = 0.$$

Da a und b willkürliche Größen sind, so sind es auch m und n. Haben wir m einen willkürlichen Wert gegeben, so können wir noch $4\rho^2 - n^2$ und $m(4\rho^2 + n^2)$ beliebige Werte durch geeignete Wahl von ρ und n verschaffen. Die Koeffizienten der Gleichung sind daher willkürliche Größen; eine kubische Gleichung mit allgemeinen Koeffizienten läßt sich aber nicht auf eine Reihe quadratischer Gleichungen zurückführen.

5) Der Nachweis der Unmöglichkeit der Lösung führt, wenn man sich an die allgemeinen Gleichungen hält, schon bei sehr einfachen Aufgaben zu höchst verwickelten Untersuchungen. Es ist dabei unwesentlich, ob man mit den direkt gegebenen Größen selbst oder geeigneten Funktionen von ihnen, z. B. r und den Winkeln rechnet. Dagegen ist die Bemerkung öfters von großem Werte, daß eine Aufgabe unlösbar ist, wenn es einer ihrer Spezialfälle ist. Hiernach wollen wir die Unlösbarkeit der Aufgabe darthun: ein Dreieck aus w_a, w_b, w_c zu konstruieren.

Es ist allgemein

$$w_a^2 = bc - \frac{a^2bc}{(b+c)^2},\quad w_b^2 = ca - \frac{b^2ca}{(c+a)^2},\quad w_c^2 = ab - \frac{c^2ab}{(a+b)^2}$$

Wollte man hieraus b und c eliminieren, um a durch w_a, w_b, w_c auszudrücken, so würde dies zu großen Weitläufigkeiten führen.

Zu entsprechenden Schwierigkeiten gelangt man, wenn man die trigonometrischen Beziehungen

$$w_a = \frac{2r \sin\beta \sin\gamma}{\cos\frac{\beta-\gamma}{2}},\quad w_b = \frac{2r \sin\gamma \sin\alpha}{\cos\frac{\gamma-\alpha}{2}},\quad w_c = \frac{2r \sin\alpha \sin\beta}{\cos\frac{\alpha-\beta}{2}}$$

zu Grunde legt. Wir untersuchen daher die Aufgabe zunächst für ein gleichschenkliges Dreieck, setzen also $b=c$, $\beta=\gamma$, $w_b = w_c$. Die letzten Formeln werden dann zu

$$w_a = 2r \sin^2\beta,\quad w_b = \frac{2r \sin\alpha \sin\beta}{\cos\frac{\alpha-\beta}{2}},$$

woraus

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{\sin\beta \cos\frac{\alpha-\beta}{2}}{\sin\alpha}$$

folgt. Da $\alpha = 2R - 2\beta$ ist, so wird hieraus

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{\sin\beta \sin\frac{3\beta}{2}}{\sin 2\beta} = \frac{\sin\frac{3\beta}{2}}{2\cos\beta}$$

oder

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{3\sin\frac{\beta}{2} - 4\sin^3\frac{\beta}{2}}{2\left(1-2\sin^2\frac{\beta}{2}\right)}$$

oder

$$\sin^3\frac{\beta}{2} - \frac{w_a}{w_b}\sin^2\frac{\beta}{2} - \frac{3}{4}\sin\frac{\beta}{2} + \frac{1}{2}\frac{w_a}{w_b} = 0.$$

Diese kubische Gleichung für $\sin\frac{\beta}{2}$ ist irreduzibel. Wäre nämlich die Absonderung eines Faktors möglich, der $\frac{w_a}{w_b}$ nicht enthielte, so müßte sich aus dem Ausdrucke für $\frac{w_a}{w_b}$ ein Faktor wegheben, was nicht der Fall ist. Wäre aber eine rationale Zerlegung in zwei Faktoren möglich, von denen jeder $\frac{w_a}{w_b}$ enthielte, so müßte

$\frac{w_a}{w_b}$ durch $\sin\frac{\beta}{2}$ ausgedrückt mehrere Werte aufweisen, was gleichfalls nicht zutrifft. Unsere Aufgabe ist also selbst im Falle $w_b = w_c$ und umsomehr allgemein nicht lösbar.

6) Zum Schlusse wollen wir den Fall untersuchen, daß außer einer Streckengröße zwei lineare Funktionen der Dreieckswinkel gegeben sind. Da die Konstruktion des Dreiecks auch zur Bestimmung seiner Winkel führt und umgekehrt, so läuft die Aufgabe darauf hinaus, zu bestimmen, wann sich die Dreieckswinkel aus ihren gegebenen linearen Funktionen konstruieren lassen. Die beiden linearen Funktionen σ_1 und σ_2 seien durch die Gleichungen

$$k_1\sigma_1 = l_1\alpha + m_1\beta, \quad k_2\sigma_2 = l_2\alpha + m_2\beta$$

definiert, in denen k_1, l_1, m_1; k_2, l_2, m_2 ganze Zahlen bedeuten; von einer additiven Konstanten kann abgesehen werden, da diese von $k_1\sigma_1$ oder $k_2\sigma_2$ sofort weggenommen werden könnte. Man berechnet

$$\alpha = \frac{m_2 k_1 \sigma_1 - m_1 k_2 \sigma_2}{l_1 m_2 - l_2 m_1}, \quad \beta = \frac{l_1 k_2 \sigma_2 - l_2 k_1 \sigma_1}{l_1 m_2 - l_2 m_1}.$$

Da die Teilung eines beliebigen Winkels in 2^n gleiche Teile, aber keine andere möglich ist, so ist die Aufgabe dann und nur dann lösbar, wenn der von 2^n verschiedene Faktor von $l_1m_2 - l_2m_1$ in den vier Zahlen

$$l_1k_2, \quad l_2k_1, \quad m_1k_2, \quad m_2k_1$$

enthalten ist. Da vorausgesetzt werden kann, daß k_1, l_1, m_1 sowie k_2, l_2, m_2 keinen gemeinsamen Teiler besitzen, und da andrerseits jeder den vier Größen l_1, m_1, l_2, m_2 gemeinsame Faktor in der Determinante $l_1m_2 - l_2m_1$ quadratisch auftritt, so ergiebt sich leicht, daß das Wegheben nur gegen k_1 und k_2 möglich ist. Bezeichnen wir den größten gemeinsamen ungeraden Teiler von k_1 und k_2 mit k, so folgt als notwendige und hinreichende Bedingung für die Konstruierbarkeit von α und β

$$\frac{l_1m_2 - l_2m_1}{k} = \frac{2^n}{m},$$

worin m eine ungerade ganze Zahl ist.

---

3. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Karl Berger, Gymnasiallehrer, Mainz;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Alfred Fürth, Referendar hier,
„ Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar hier.

In der Sitzung vom 13. März sprach Herr Gymnasiallehrer Karl Berger über „Schillers Kallias".[1])

In Schillers Jugendphilosophie finden wir eine vollständige Vermischung von moralischen und ästhetischen Anschauungen: schön und gut, Tugend und Harmonie, häßlich und böse, Laster und Dissonanz werden da als gleiche oder doch als sich absolut bedingende Faktoren aufgestellt. Zwei Ideale, das moralische und das ästhetische, waren dem jugendlichen Gefühlsmenschen in einunddasselbe verwachsen, sie lösten sich gegenseitig aus und bedingten sich. Mit schwärmerischem Idealismus huldigte der junge Schiller dem Shaftesburyschen Satz: all beauty is truth.[2])

Im Laufe der Entwickelung von Schillers Ästhetik lösen sich zwar diese Begriffe aus ihrer engen Verbindung los, aber so, daß das Moralische noch immer in engster, unmittelbarer Wechselwirkung mit dem Schönen steht. In den „Künstlern" nehmen die Ausführungen über die Kunst eine zwischen dem Reinästhetischen und dem Moralischen unsicher schwankende Stellung ein; teilweise wird die Kunst als ein blos vom moralischen Gesichtspunkte aus zu

[1]) Der hier behandelte Gegenstand wird demnächst in weiterer Ausführung und eingehenderer Begründung unter dem Titel: „Die Entwickelung von Schillers Ästhetik" bei Hermann Böhlau in Weimar erscheinen.

[2]) Durch das ganze 18. Jahrhundert hin zieht sich diese Zusammenfügung des Ethischen und Ästhetischen; vgl. H. v. Stein, die Entstehung der neueren Ästhetik, S. 143 ff.

Betrachtendes gefaßt, andrerseits dem Kunstwerk Freiheit und Selbstzweck zuerkannt; von der stoffartigen Wirkung des Schönen wird mehr abgesehen: dessen formale Bedeutung ist in den Vordergrund getreten.

Und auch da, wo Schiller unter Kants kritischen Einfluß tritt, findet erst allmählich eine gründliche Klärung statt: beim Ausarbeiten seiner ästhetischen Schriften fördert sich Schiller noch und lernt. Dieser Übergang zum kritischen Standpunkt ist durch die zwei Aufsätze über das Tragische, wie wir sie der Kürze halber nennen wollen, bezeichnet: seinem sittlichen Ideal ist Schiller treu geblieben; als höchstes Ziel der Menschheit schwebt ihm immer noch die Sittlichkeit, das sittliche Handeln vor, aber er beginnt bereits die Kunst als eine Sache für sich zu betrachten, er trennt mit Bewußtsein die zufällige Wirkung vom Begriffe des Zweckes. Die tragische Kunst ist ihm zwar eine ethische in dem Sinne, daß sie mit sittlichen Mitteln ein „edles Vergnügen“ wirkt, welches selbst wieder auf die Sittlichkeit wirken kann. Aber mit der Setzung eines anderen als ästhetischen z. B. moralischen Zweckes hat die Kunst ihre Aufgabe verfehlt: sie will ästhetisch wirken d. h. gefallen, indem sie jenes „freie Vergnügen“ schafft, und dies kann sie nur entbunden von jeder einschränkenden Bestimmung. Das Schöne, die Kunst wird auf die Form gegründet, und zwar auf die Form der subjektiven Zweckmäßigkeit, welche auch bei Kant die Grundlage des ästhetischen Gefallens bildet. (Harmonie des Objektes mit unserer Vorstellungskraft heißt es bei Kant).

Die Spuren der Kritik der Urteilskraft sind unverkennbar; im einzelnen darauf hinzuweisen ist hier nicht der Ort. Über Kant hinaus geht das Bestreben auch dem Rührenden sein rechtliches und notwendiges Teil am Wesen des Ästhetischen zu verschaffen. Denn wie sollte ohne das Rührende das Problem des Tragischen überhaupt gelöst werden können? Wenn Kant die „Rührung“ vom Gebiete des rein-ästhetischen Geschmacksurteils ausschloß, so war ihm die tragische Kunst in ihrem Nerv nicht faßlich: er hat auch in der That das Problem des Tragischen nicht ernstlich beachtet. Es lag dies in

der Anknüpfung des „Geschmacksurteils“ an die Harmonie von Verstand und Einbildungskraft, während Schiller seine Bestimmung des Rührenden (Schönen) an die Kantischen Bestimmungen vom Wesen der praktischen Vernunft anknüpfte. Und dieser Schritt führte, wie wir sehen werden, in die ästhetischen Prinzipienlehre, wie sie im „Kallias“ vorliegt, hinein.

Mit diesen beiden Aufsätzen über das Tragische war der Anfang gemacht, mit der Sichtung und Einordnung des vorhandenen Materials und des empirisch Gewonnenen in feste Begriffe und sicheren Zusammenhang. Schiller fühlte, daß seine im Laufe des Entwickelungsprozesses erworbenen Anschauungen aus der Kantischen Philosophie sich nicht nur ableiten, sondern auch befestigen und erweitern ließen, und damit war seine dem Freunde Körner am 5. März 1791 mitgeteilte Bekehrung zu Kant gesichert. Nun galt es vor allen Dingen die breite, feste Basis einer Prinzipienlehre zu gewinnen, auf der man einen gesunden, nach allen Seiten gesicherten ästhetischen Bau würde aufführen können.

Jene Grundlagen nun sind im „Kallias“ gegeben, in jenen Briefen an Körner, den mitsuchenden Freund und Berater; auf diesen Untersuchungen ruhen alle späteren ästhetischen Abhandlungen Schillers oder jene enthalten doch wenigstens den Schlüssel zu diesen.

Im „Kallias“ steht Schiller in den Grundanschauungen ganz auf dem Boden der Kritik der Urteilskraft, seine Selbständigkeit aber beruht darauf, daß Kant gegenüber die Möglichkeit der Auffindung eines objektiven Kriteriums der Schönheit nicht allein behauptet, sondern auch erwiesen wird. In dem Suchen darnach liegen dann noch mancherlei Abweichungen von Kant begründet.[3])

Die Möglichkeit eines solchen Kriteriums hatte Kant immer wieder geleugnet, so namentlich § 17 Anf. mit folgenden Worten: „Ein Prinzip des Geschmacks, welches das allgemeine Kriterium des Schönen durch bestimmte Begriffe angäbe, zu suchen, ist eine fruchtlose Bemühung, weil, was gesucht wird, unmöglich und sich selbst widersprechend ist.“ In diesem Verzicht lag die Lücke der

[3]) Die Lehre Kants selbst müssen wir hier als bekannt voraussetzen.



Kantischen Theorie. Und es war nur eine Folge jener Einseitigkeit, daß Kant seine Scheidung in vage und fixe (intellektuierte) Schönheit hatte machen müssen: er hatte so erklären müssen, daß die höchste Organisation der Erscheinungswelt, die menschliche Gestalt, weil sie unter dem Begriffe eines Zweckes stehe, kein reines Geschmacksurteil hervorrufen könne, d. h. keine reine Schönheit sei. Denn das teleologische Urteil diene da dem ästhetischen zur Grundlage und Bedingung.[4]) Er hatte nicht bedacht, daß das ästhetische Urteil sich im Anschauen jenes teleologischen Momentes gar nicht bewußt zu werden braucht und in der That auch nicht wird; daß diejenigen Elemente, die ich mir im logischen Urteil genau auseinanderhalte und scheide, im ästhetischen nur in einem zusammenbestehen, was schon Baumgarten mit seiner Interpretation des alten Begriffes der confusa cognitio gemeint hatte; kurz, daß es etwas anderes sei, einen Gegenstand vom ästhetischen Gesichtspunkte aus zu betrachten als vom logischen oder teleologischen.

Kant selbst konnte sich übrigens dieser Thatsache nicht ganz entziehen; und sobald er sich ihr nähert, scheint auch schon das gesuchte objektive Merkmal aus seinem Versteck gleichsam hervorzulugen; so sagt er z. B. § 67 (vorletzter Absatz u. Anm.), wo er sich auf den ästhetischen Teil beruft: (In dem ästhetischen Teile) „wurde gesagt, wir sehen die schöne Natur mit Gunst an, indem wir an dieser ihrer Form ein ganz freies (uninteressiertes) Wohlgefallen haben, denn in diesem bloßen Geschmacksurteil wird gar nicht darauf Rücksicht genommen, zu welchem Zwecke diese Naturschönheiten existieren.“ Und er fügt hinzu: „In einem teleologischen Urteil aber geben wir auf diese Beziehung acht.“ Da sagt Kant ja selbst, was Schiller will: wir können im Momente der ästhetischen Beurteilung (Betrachtung) ganz von dem Zwecke rc. der logischen Dinge abstrahieren, um ganz in der Anschauung des ästhetischen „Dinges“ aufzugehen. Diesen Unterschied nicht durchgehends beobachtet zu haben, darin liegt der Hauptfehler Kants. Ferner war zu beachten, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind,

[4]) Kant, Kritik der Urteilskraft, § 48 Rekl. S. 179.

„einen Begriff von der Schönheit zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden".[5]) Also auch Schiller leugnete mit Kant, daß die Schönheit durch den Begriff gefalle: denn „durch einen Begriff gefallen setzt die Präexistenz des Begriffes vor dem Gefühle der Lust im Gemüte voraus, wie bei der Vollkommenheit, Wahrheit, Moralität immer der Fall ist." „Aber," setzt Schiller launig hinzu, „daß unsrer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistiere, erhellt schon unter anderem daraus, daß wir ihn jetzt immer noch suchen." Also das war das erste, worin Schiller, von seinem künstlerischen Takt geleitet, über die Kantischen Schranken hinausging, daß „die ästhetische Form eines Objekts eine andere ist als die Form desselben Objekts qua Organismus".[6]) Schiller gab dieser gesunden Erkenntnis treffenden Ausdruck im Briefe an Körner vom 25. Januar 1793:

„Ich finde," schreibt er, „daß Kants Bemerkung (die Scheidung in pulchritudo vaga und fixa betreffend) den großen Nutzen haben kann, das Logische von dem Ästhetischen zu scheiden, aber eigentlich scheint sie mir doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objekts überwindet."

„Daß eine Arabeske und was ihr ähnlich ist, als Schönheit betrachtet, reiner sei als die höchste Schönheit des Menschen, blos weil diese auf Ideen der Vernunft beruhe," konnte Schiller, wie gesagt, nicht einleuchten. Es mußte ihm darauf ankommen, die subjektive Grundlage des Kantischen Schönheitsbegriffes so umzugestalten, daß er gerade aus dem Wesen dieser Vernunft das ästhetische Wohlgefallen herleiten konnte: „er mußte zeigen, daß die Funktionen dieser Vernunft als solcher schon ein rein-ästhetisches Wohlgefallen begründen können". Vielleicht konnte er auch so zu dem objektiven Wesen des Schönen gelangen.

Um seine Theorie „auf sicheren inneren und objektiven Gründen" aufzubauen, mußte es Schiller vor allem darum zu thun sein, ganz

[5]) Schiller an Körner 18. Februar 1793.

[6]) Vgl. Siebeck, Das Wesen der ästhetischen Anschauung S. 79.

ohne Benutzung des „unterhaltenden und leichten Weges der Erfahrung“ seinen „Schönheitsbegriff durch reine Vernunftschlüsse“ zu erweisen. Deswegen sehen wir ihn auch die „Ausdrücke“ und Erklärungen Körners für das Schöne als: „Leben in den äußeren Objekten, herrschende Kraft und Sieg der herrschenden Kraft“ u. dgl.[7]) als zu unbestimmt und zufällig zurückweisen: sie seien zwar ästhetisch-, aber nicht logisch-deutlich und somit der Willkür ausgesetzt. Man sieht, wie streng Schiller vorgehen wollte, er, der Dichter, dem der „ästhetisch-deutliche“ Ausdruck von jeher geläufiger gewesen war als der unbequemere „logisch-deutliche“.

Zunächst lehnt sich Schiller in den allgemeinen Bestimmungen über das Schöne zum Unterschiede vom Angenehmen u. s. w. ganz an Kant an: aber gesonnen, aus dem Wesen und Inhalte der Vernunft selbst den ästhetischen Eindruck eines Dinges (das „Geschmacksurteil“) abzuleiten und hierdurch auch ein objektives Kriterium desselben zu gewinnen, kümmert Schiller sich wenig um die Kantische Abtrennung eines besonderen Vermögens der „Urteilskraft“ von der „Vernunft“, zumal dieser Weg Kants wenig Aussicht auf Erfolg versprach. Bei Kant aber selbst findet er die Möglichkeit seines Beweises und deduziert sie im „Kallias“ aus rein Kantischen, in der „Kritik der praktischen Vernunft“ vorliegenden, Prämissen: er wendet den Kantischen Sätzen nur gleichsam das Gesicht nach einer andern Richtung und widerlegt so die Kantische Lehre gleichsam aus ihr selbst. In dem Briefe vom 8. Februar 1793 beginnt er diesen Nachweis anzutreten.

Schiller zeigt, daß das Schöne dem Gebiete der theoretischen Vernunft nicht angehören könne, da es schlechterdings von Begriffen unabhängig sei: weder durch die logische noch durch die teleologische Beurteilung eines Gegenstandes erscheint dieser als schön. Da die Schönheit aber doch zuverlässig in der Familie der Vernunft muß gesucht werden „und es außer der theoretischen keine andere als die praktische giebt, so werden wir sie wohl hier suchen müssen und auch finden“.

[7]) Körner an Schiller 4. Februar 1793.

Das Wirkungsgebiet der handelnden Vernunft „erstreckt sich über freie und unfreie Handlungen": Handlungen durch Vernunft und Handlungen nicht durch Vernunft. „Übereinstimmung freier Handlungen mit der Form der praktischen Vernunft ist also notwendig, Übereinstimmung unfreier mit dieser Form ist zufällig." Bezieht die praktische Vernunft nun ihre Form auf eine Willenshandlung, so sagt sie aus, ob die Handlung das ist, was sie sein will und soll. Jede moralische Handlung ist ein solches Produkt des durch bloße Form und also autonomisch bestimmten Willens, welcher als solcher von selbst der Form der praktischen Vernunft gemäß ist: denn reine Selbstbestimmung ist Form der praktischen Vernunft. Eine Beurteilung solcher Handlungen nach dieser Form ist moralische Beurteilung.

Naturwirkungen aber (unfreie Handlungen), wenn sie mit der Form der praktischen Vernunft übereinstimmen sollen, müssen erst das Vermögen sich selbst zu bestimmen (regulativ, nicht konstitutiv) von der praktischen Vernunft zu Lehen erhalten; es muß ihnen, wie den Anschauungen bei der teleologischen Beurteilung theoretische Vernunft, die Form der praktischen Vernunft geliehen werden. Alsdann wird der Gegenstand unter der Form dieses seines Willens betrachtet, („ja nicht ihres Willens, sonst würde das Urteil ein moralisches werden"). Wie also ein Vernunftwesen, wenn es handelt, aus reiner Vernunft handelt, so muß das Naturwesen, dessen Selbst Natur ist, aus reiner Natur handeln, wenn es Selbstbestimmung zeigen soll. Bei der Betrachtung eines durch sich selbst bestimmten Naturwesens also schreibt die praktische Vernunft ihm Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Da aber die Freiheit als solche und als ein Übersinnliches nie in die Sinne fallen kann,[8]) so zeigt sich in dieser Analogie eines Gegenstandes mit der praktischen Vernunft nicht Freiheit in der That, sondern Freiheit in der Erscheinung. Und zwar ist eine Beurteilung nicht freier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ästhetisch. Oder: Analogie einer Erscheinung mit der Form des

[8]) Vgl. Kant, Kritik der Urteilskraft § 39; 1. Alinea.

**

reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung). „Schönheit also ist nichts anderes, als Freiheit in der Erscheinung."

Schiller hatte in seinen Betrachtungen über das Tragisch-schöne und über das „Rührende" sich wesentlich an die Kantischen Bestimmungen über das Erhabene angelehnt: das Problem des Tragischen, in dem die von Kant beim reinen Urteil des Geschmackes verpönte „Rührung" ein wesentlicher Bestandteil war, dessen Nichtbeachtung die Lösung dieses Problems jenem unmöglich machte, drängte Schiller, seine Bestimmung des Schönen überhaupt an die Kantischen Bestimmungen vom Wesen der (praktischen) Vernunft, wie Kant es beim Erhabenen gethan hat, anzuknüpfen. Wie die tragische Wirkung, so konnte die ästhetische überhaupt aus dieser Quelle vielleicht abgeleitet werden! Dann wäre auch die Reinheit jenes ästhetischen Urteils, das da sagt: „Schön ist die Menschengestalt" gerettet, da ja dann ihre Schönheit, was Kant als degradierend für das Geschmacksurteil betrachtet hatte, gerade auf „Vernunftideen bezw. dem Bedürfnis der Vernunft, dieselben überall zu suchen", beruhen würde.

In der Kritik der teleologischen Urteilskraft waren die Naturerscheinungen unter der (regulativen) Idee objektiver Zweckmäßigkeit betrachtet worden, d. h. ihre Zweckmäßigkeit war aus dem Wesen der Vernunft heraus so erklärt, daß wir ihnen gleichsam theoretische Vernunft (Gedanken) leihen. „Was lag nun näher, ja was schien konsequenter und mehr im Geiste des Kantischen Systems zu sein, als daß die Parallele durchgeführt und das Wesentliche des Ästhetischen darauf zurückgeführt wurde, daß wir in ihm der Natur auch Vernunft leihen, und zwar praktische oder Freiheit?" [9]) Sicherlich war Schillers tiefinnerstes Wesen ergriffen von der Idee der Freiheit, der Selbstbestimmung, und so mußte ihn gerade die Möglichkeit, durch jene Analogie das gesuchte Prinzip zu finden, am meisten anziehen. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philo-

[9]) Danzel, Gesammelte Aufsätze 234; vgl. auch Tomaschek, Schiller im Verhältnis zur Wissenschaft S. 158.

sophie ist: „bestimme dich aus dir selbst";" sowie das in der theoretischen Philosophie: „die Natur steht unter dem Verstandesgesetze." „Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück und diese nennen wir Schönheit," schreibt Schiller bedeutungsvoll genug am 18. Februar an Körner. Kant hatte selbst für das Geschmacksurteil „Autonomie" verlangt; nun sollte man meinen, daß „eine solche Art der Beurteilung blos wichtig und möglich sei durch die praktische Vernunft", weil der Freiheitsbegriff sich nur in der praktischen Vernunft findet und nur bei ihr Autonomie über alles geht.[10])

Hatte nun Kant mit der teleologischen Beurteilung zu einem analogen Vorgehen in ästhetischer Beziehung gleichsam aufgefordert, so liegen doch auch außerdem noch in dessen Theorie selbst einige Bestimmungen vor, die unmittelbar sowohl auf eine Begründung auf die „Vernunft" als auch auf ein objektives Merkmal, „Freiheit in der Erscheinung", hinwiesen. Allerdings sind diese gleichsam wider Willen und unbemerkt eingeschlüpft, wie ängstlich auch Kant allem „Unreinen" den Eintritt wehren mochte. Des Raumes halber müssen wir uns die nähere Begründung hier versagen.

Vor allen Dingen ist sich Kant in der konsequenten Durchführung seines Grundgedankens (Subjektivität des ästhetischen Urteils) nicht überall gleich geblieben: das gilt besonders da, wie wir sehen werden, wo es sich um die nicht zu vermeidenden begrifflichen Angaben hinsichtlich der Form des Schönen handelt; ganz besonders war bei der Lehre vom Schönen der Kunst um objektive Bestimmungen herumzukommen fast ganz unmöglich.

Kant mußte bei seiner subjektiven Zweckmäßigkeit in der Vorstellung des Schönen, der Zweckmäßigkeit der Stimmung, stehen bleiben. Unbewußt hatte er selbst den Weg vorgezeichnet, der über das von ihm erreichte Ziel hinausführen mußte. Und merkwürdig genug: gerade der Schlußstein seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft (im vorletzten § 59), wo Kant die subjektive Freiheit beim ästhetischen Wohlgefallen als ein Analogon der Autonomie der Vernunft setzte, sollte, indem er gleichsam in die umgekehrte (ob-

---

[10]) Schiller an Körner 18. Februar 1793.



jektive) Lage gebracht wurde, zum Grundstein von Schillers ästhetischem Umbau bezw. Weiterbau werden. „In diesem (d. i. dem ästhetischen) Vermögen", heißt es da, „sieht sich die Urteilskraft nicht wie sonst in empirischer Beurteilung einer Heteronomie der Erfahrungsgesetze unterworfen; sie giebt in Ansehung der Gegenstände eines reinen Wohlgefallens ihr selbst das Gesetz, sowie die praktische Vernunft es in Ansehung des Begehrungsvermögens thut, und sieht sich sowohl dieser inneren Möglichkeit im Subjekte, als wegen der äußeren Möglichkeit einer damit übereinstimmenden Natur, auf etwas im Subjekt selbst und außer ihm, was nicht Natur, auch nicht Freiheit, doch aber mit dem Grunde der letzteren, nämlich mit dem Übersinnlichen verknüpft ist, bezogen, in welchem das theoretische Vermögen mit dem Praktischen auf gemeinschaftliche und unbekannte Art zur Einheit verbunden wird." Also: das Schöne (aber wieder nur im Gefühl) ist ein Symbol des Sittlichguten, die ästhetische Freiheit ein Analogon der praktischen (der sittlichen) Autonomie. So waren im Subjekte zwar durch das Schöne Natur und Geist ausgesöhnt, die Kluft zwischen Freiheit und Notwendigkeit künstlich ausgefüllt. Künstlich, sage ich: denn wie konnte von einer völligen, ernstlichen Vermittlung zwischen diesem Gegensatze die Rede sein, so lange sie blos eine Scheinwirklichkeit in einer subjektiven Reflexionsweise hatte, so lange noch das Objekt, die Erscheinung, in den Friedensbund nicht eingeschlossen und durch dieses die Unfehlbarkeit des sensus communis aestheticus bestätigt und bekräftigt war. Das Objekt war unberücksichtigt geblieben, indes das autonome Subjekt seine Freuden genoß, zu denen ihm doch die Anregung auch von jenem geworden war.

Schiller blieb es vorbehalten, diese Rechte des Objektes zu wahren. Wir haben bereits gesehen, wie er, von allen Seiten zu seiner Auffassung dieser Aufgabe gedrängt, sie im Briefe vom 8. Februar zu lösen begann.

Körner macht unter anderem auch die Einwendung,[11]) daß das von Schiller zu Grunde gelegte Prinzip blos subjektiv sei,

[11]) Körner an Schiller 15. Februar 1793.

weil es auf der Autonomie, welche zu der Erscheinung hinzugedacht werde, beruhe. Nun frage es sich aber, ob es nicht möglich sei in den Objekten die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieses Hinzudenken der Autonomie beruhe. Schiller in seinem Briefe vom 18. Februar 1793 giebt dies zu, weil er bis dahin nur aus der Vernunft selbst herausargumentiert habe, ohne sich auf die Objekte einzulassen. Er hatte also bis jetzt nur erwiesen, daß ein ästhetisches Gefallen in der Natur der „Vernunft" selbst ohne die spezielle Abtrennung einer besonderen „Urteilskraft" zu suchen und zu finden sei. Und den Beweis, „daß in den Objekten selbst etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieses Prinzips der Freiheit darauf möglich macht", tritt er an, indem er seine „Theorie" in demselben Briefe sofort weiter entwickelt. Das Verhältnis von Schönheit und Sittlichkeit war, wie diese grundlegenden Gedanken schon zeigen, bestimmt ein ganz anderes zu werden, als wie Schiller es seither immer aufgefaßt hatte. Weit davon entfernt, „die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten", wie Körner im Mißverständnisse meinte,[12]) hielt er „sie vielmehr damit beinahe unverträglich", denn es war ja nur die Form der Selbstbestimmung, welche die Schönheit zu einem Analogon der Sittlichkeit macht: „Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit als eine Eigenschaft der Erscheinungen ist Bestimmung durch reine Natur." Existenz aus bloßer Form ist ihr gemeinsames Prinzip.

„Es giebt also," entwickelt Schiller weiter, „eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter als Freiheit verlangen, wo wir blos darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind."

„Zeigt sich nun ein Objekt in der Sinnenwelt blos durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als ein Produkt einer Willensbestimmung) beurteilt." Denn

[12]) Körner an Schiller 15. Februar 1793.

auch die praktische Vernunft verlangt, daß eine Handlung blos um der Handlungsweise (Form) willen geschehe, ohne Rücksicht auf Stoff und Zweck. Demnach „ist eine Form in der Sinnenwelt, die durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit; denn dargestellt heißt eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide eine Erkenntnisregel mit einander teilen." So sehr wir aber „Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln" vom Schönen verlangen, so sind doch Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an sich durchaus nicht unverträglich mit der Schönheit — nur darf sich der Einfluß eines Zweckes nicht bemerklich machen und sich so als Zwang (Heteronomie) für das Objekt ankündigen. „Das schöne Produkt darf und muß sogar regelmäßig sein, aber es muß regelfrei erscheinen."

Allerdings ist kein wirkliches Ding, weder der Natur noch der Kunst, zweck- und regelfrei, (durch sich selbst bestimmt), „sobald wir es zum Gegenstand einer theoretischen Erkenntnis machen, sobald wir über es nachdenken. Vermittelst der blos theoretischen Vernunft, auf dem Wege des Nachdenkens werden wir niemals in der Sinnenwelt auf ein Intelligibles (Freiheit) stoßen." „Aber alles wird anders, wenn man die theoretische Untersuchung hinweg läßt und die Objekte blos nimmt, wie sie erscheinen." Dann bemerken wir weder Regel noch Zweck, die ja als Begriffe nicht erscheinen, nicht angeschaut, sondern nur erkannt werden können. Eine solche bloße Erscheinung, die sich von allen äußeren Bestimmungsgründen losgesagt zu haben scheint, wird als durch sich selbst bestimmt, als frei beurteilt. „Man wird also folgendes als einen Grundsatz aufstellen können, daß ein Objekt sich in der Anschauung als frei darstellt, wenn die Form desselben den reflektierenden Verstand nicht zur Aufsuchung eines Grundes nötigt. Schön heißt also eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heißt aber hier, sich ohne Hilfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt sich selbst, aber vermittelst eines Begriffs. Eine Schlangenlinie erklärt sich selbst ohne das Medium eines Begriffes."

So war das subjektive Prinzip ins Objektive hinübergeführt, auf die Autonomie des Sinnlichen gegründet.

Die Übereinstimmung mit den uns bekannten Sätzen Kants, daß das Schöne „ohne allen Begriff" und ohne jede materielle Einwirkung gefallen müsse, leuchtet von selbst ein. Aber, ergiebt sich diese wichtige Einsicht in das Wesen des Schönen durch die Schillerische Erklärung nicht in viel einfacherer und deshalb evidenterer Weise? Muß doch ein bestimmender Einfluß der Empfindungen und Begriffe, als für die Erscheinung heteronomisch, von selbst ausgeschlossen sein: denn die Schönheit ist Autonomie in der Erscheinung. Die von Schiller so lange gehegte Ansicht von der Identität von Schönheit und Sittlichkeit, von dem moralischen Zwecke der Kunst ist jetzt definitiv überwunden. Der in dieser Ansicht enthaltene Widerspruch ist ein für allemal aufgedeckt durch die Erkenntnis, daß die Kunst und das Schöne sich immer nur auf die Form (Selbstbestimmung), nicht auf die Materie (moralischen Zweck) beziehen können. Auch in Bezug auf die „Darstellung einer Idee" schließt sich Schiller an Kant an. Der Idee kann keine Anschauung „adäquat" sein, sie (die Idee) kann nur symbolisch dargestellt werden, so daß Idee und Anschauung der Form der Reflexion, der Regel des Verfahrens nach, nicht dem Inhalte nach übereinkommen.[13])

Schiller betont hier von vornherein das Sinnliche als ein Merkmal des Schönen: wie Kant das Schöne blos an Dingen aufsucht, die den Sinnen sich darbieten, so findet es auch Schiller in der Welt der Erscheinungen. Demgemäß ist für Schiller ein Charakter, eine moralische Handlung nur dann zugleich schön, wenn auch die Sinnlichkeit dabei frei erscheint, ihre Integrität gewahrt ist. Die moralische Handlung muß aussehen, wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur, und sie muß vor sich gehen, ohne daß wir der „Operation" zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird.[14]) Unser Gemüt muß die Resultate nicht gegeben erhalten, sondern sie selbst entwickeln. Doch ist hier blos von einem „uneigentlichen Schönen" zu reden.

[13]) Vgl. Kant, K. d. U. S. § 59 S. 228.

[14]) Brief an Körner vom 19. Februar 1793.

Ein bedeutsamer Satz ist es, wenn Schiller hier sagt[15]: „Das Maximum von Charaktervollkommenheit eines Menschen ist moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn die Pflicht ihm zur Natur geworden ist." Hier ist der erste Ansatz zu der Opposition, die Schiller in „Anmut und Würde"[16]) gegen den Kantischen Rigorismus erhebt: diese moralische Schönheit, die hier eine „uneigentliche" genannt wird, werden wir in Schillers Entwickelung noch zu einer ganz hervorragenden Bedeutung kommen sehen.

Das Resultat seiner apriorischen Entwickelung des Schönheitsprinzipes faßt Schiller in seinem Briefe vom 23. Februar 1793 so zusammen: „Es giebt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem Übrigen abstrahiert und blos darauf gesehen wird, ob sie frei, das ist durch sich selbst bestimmt, scheinen. Diese Vorstellungsart ist notwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert."

Jetzt blieb Schiller noch die Aufgabe, durch Beispiele der Erfahrung zu erhärten, „erstlich, daß dasjenige Objektive an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleiht, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet;" und zweitens: „daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen notwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden."

Aber Schiller setzt sofort hinsichtlich dieser zweiten Aufgabe hinzu: „Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen sein, dieses Letzte — die Gleichheit des Gefühls hervorgerufen durch Freiheit in der Erscheinung mit dem Gefühle bei der Vorstellung des Schönen — a priori zu beweisen, da nur die Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriffe der Freiheit noch aus dem der Erscheinung ein solches

[15]) Brief an Körner vom 19. Februar 1793.

[16]) Vgl. dazu Raphael und Julius, in der Magister-Diss.: „Einheit von beiden Naturen", Kritik „Bürgers: „Herstellung der Menschheit in uns."

Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist es ebensowenig." Doch hofft er „durch Induktion und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriff der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonierenden Sinnlichkeit, ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt."

Diesen Erweis bleibt Schiller uns in den Kallias-Briefen schuldig. Diejenigen der „Briefe über die ästhetische Erziehung", welche sich hauptsächlich über das Schöne in seiner subjektiven Beziehung auslassen,[17]) über die ästhetische Stimmung, können als eine Ausfüllung dieser Lücke betrachtet werden.

Die Lösung der ersten Aufgabe findet sich in diesem Briefe vom 23. Februar unter der Aufschrift:

I. „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit."

Die Frage, wie kann man einen objektiven Grund dieser Vorstellung der Freiheit in der Erscheinung suchen, gestaltet sich zu einer Untersuchung der Beschaffenheit der einzelnen Objekte, welche uns nötigen, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf sie zu beziehen. Diese objektive Beschaffenheit des Schönen stellt sich etwa folgendermaßen dar:

„Jede Bestimmung geschieht entweder von außen oder nicht von außen (von innen); was also nicht von außen bestimmt erscheint und doch als bestimmt erscheint, muß als von innen bestimmt vorgestellt werden." Da aber diese Selbstbestimmung (Freiheit) als eine Idee der Vernunft an einem sinnlichen Dinge als Merkmal sich nicht zeigen kann, so kann nur die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins zugleich indirekt die Veranlassung dazu werden, daß die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins („Freiheit") in uns hervorgerufen wird. Aber die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins muß notwendig zugleich mit dem Vorstellen des Objektes herbeigeführt werden, da auch, „unser Urteil vom Schönen Notwendigkeit und Jedermanns Beistimmung fordert". Notwendig muß

[17]) Vgl. bes. 18., 19., 20., 21. Brief.

jene Vorstellung auch deshalb sein, weil ohne sie die Vorstellung des P o s i t i v e n (Voninnenbestimmtsein, Freiheit), nicht wachgerufen werden kann und somit auch kein ästhetisches Wohlgefallen möglich wäre.

Man sieht hier wieder die enge Berührung mit der Kantischen Auffassung inbezug auf die allgemeinen Bedingungen des Schönen: zugleich aber liegt es in der Natur der Schillerischen Untersuchungen, daß „Notwendigkeit" und „Allgemeingiltigkeit" nicht blos subjektive Geltung haben, sondern mit der N a t u r des schönen G e g e n s t a n d e s in enge Verknüpfung gebracht sind. Für Kant ist nur das Gefühl, die Wirkung des Schönen, als im S u b j e k t e bedingt, a l l g e m e i n g i l t i g (der Möglichkeit nach) und notwendig als ein Gefühl a priori, dessen „Bestimmungsgrund vielleicht im Begriffe von demjenigen liegt, was als das übersinnliche Substrat des Menschen angesehen werden kann."[18])

Und dieses „subjektive Prinzip, nämlich die unbestimmte Idee des Übersinnlichen in uns" ist Kant zwar „der einzige Schlüssel der Enträtselung dieses uns selbst seinen Quellen nach verborgenen Vermögens —"[19]): aber die geheime Pforte der Erkenntnis sucht er weiter nicht zu öffnen. Gerade diese „u n b e s t i m m t e I d e e" sucht Schiller hier zu bestimmen: festzustellen, in welchen b e s t i m m t e n Fällen diese Idee wachgerufen und in Thätigkeit gesetzt wird.

Zu dieser n o t w e n d i g e n Vorstellung also muß die B e s c h a f f e n h e i t des Objekts führen: in dem b e s t i m m t e n Objekt selbst muß etwas B e s t i m m e n d e s, ein Bestimmungsgrund, sein; nach diesem zu fragen, muß ein Bedürfnis vorhanden sein. „Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht" und das Bestimmende zu dem Bestimmten: „folglich muß der V e r s t a n d ins Spiel gesetzt werden, er muß veranlaßt werden, über die F o r m des Objekts zu reflektieren, da der Verstand es nur mit der F o r m zu thun hat." Ein Äußeres, das wissen wir, kann das B e s t i m m e n d e nicht sein, — („weder eine

[18]) Vgl. K. D. U. § 57 S. 214/15; ferner § 19 ff. § 36/37.
[19]) Vgl. § 57.

andere Erscheinung, noch ein anderes als die Erscheinung oder ein Begriff, sonst hätten wir gar keine reine Erscheinung mehr").[20] „Das Objekt muß also eine solche Form besitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt. Denn der Verstand kann sein Geschäft nur nach Regeln verwalten." „Und zwar ist es genug, daß der Verstand auf eine Regel — unbestimmt welche — geleitet wird," „weil wirkliche Erkenntnis der Regel allen Schein der Freiheit zerstören würde, wie bei jeder strengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall ist." Eine solche Form nun, die „auf eine Regel deutet, heißt kunstmäßig oder technisch; und insofern also eine solche Form ein Bedürfnis erweckt, nach einem Grunde der Bestimmung zu fragen, so führt hier die Negation des Vonaußenbestimmtseins ganz notwendig auf die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit." [21])

Zu der ersten Grundbedingung des Schönen tritt somit eine zweite hinzu, ohne welche „die erste blos ein leerer Begriff sein würde": Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber Technik ist die notwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit."

Durch Zusammenfassung der beiden Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung der Schönheit erhält Schiller die Definition: „Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit." Den Begriff „Natur" zieht Schiller mit gutem Grunde herbei: „weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne sich einschränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch sogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet." Wenn nun Kunst nur durch Technik, durch Regeln sein kann, Natur aber der Technik gegenübergestellt das bedeutet, was durch sich selbst ist, so ist, „Natur in der Kunstmäßigkeit das, was sich selber die Regel giebt": es herrscht dann „Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit". Indem Schiller nun noch den Begriff „Natur" des näheren erörtert, findet er, daß damit alles unbedingt zu dem Wesen und Sein

[20]) Vgl. Danzel, Ges. Aufsätze S. 237.

[21]) Vgl. Anmut und Würde. Ausg. v. Goed. X S. 73; Vorlesungen ebd. S. 56.

eines Dinges Gehörige bezeichnet werde, dasjenige, „wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist," mit Ausschluß alles Zufälligen: also gewissermaßen die „Person des Dinges". Die Form muß über die Masse herrschen, die eigentümliche Natur eines Dinges die allgemeine Körpernatur unterdrücken, — dann haben wir „Autonomie des Organischen".

„Natur an einem technischen Dinge" aber „ist seine technische Form selbst, gegen welche alles Andere, was nicht zu dieser technischen Ökonomie gehört, als etwas Auswärtiges, und, wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird". Die Technik muß aber wieder aus dem Dinge selbst entstanden sein, mit seiner ganzen Existenz eins sein („freiwilliger Konsenz des Dinges zu seiner Technik"). Kurz, Natur ist „das innere Prinzip der Existenz an einem Dinge, zugleich als der Grund seiner Form betrachtet: die innere Notwendigkeit der Form". Und jetzt verstehen wir auch vollkommen jene Erklärung des Schönen als „Natur (Autonomie) in der Kunstmäßigkeit". (Technik): „sie ist die reine Zusammenstimmung des inneren Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist." Es muß also dem Schönen nicht blos Autonomie, sondern auch Heautonomie zugeschrieben werden: die Form muß zugleich selbstbestimmend und selbstbestimmt sein.

Das Schöne befriedigt so durch seinen gesetzmäßigen Eindruck unseren Verstand, ohne daß er sich anzustrengen braucht, und zugleich die Einbildungskraft: der Verstand braucht blos zu allem, was er an Schönem draußen vorfindet, Ja und Amen zu sagen.

An diesem Ziele angelangt glaubt Schiller, „die objektiven Beschaffenheiten der Gegenstände", die uns zu dem transszendentalen Akte des Leihens einladen, d. h. derjenigen, welche schön sind, sicher genug begründet zu haben: diese „Beschaffenheiten" „bleiben ihnen", wie er hinzufügt, „auch wenn das vorstellende Subjekt ganz hinweg gedacht wird."

Die gewonnenen Resultate werden nun an einzelnen Gegenständen, dem Schönen der Erfahrung, gemessen; durch die bei-

gezogenen Beispiele wird die ganze Theorie in ein überraschendes Licht gesetzt, ebenso wie auch der Unterschied der Begriffe des Schönen und des Vollkommenen, die so oft verwechselt werden, scharf hervorgehoben wird. Das Vollkommene kann, insofern es durch seinen eigenen Begriff bestimmt ist, Autonomie haben, aber niemals Heautonomie, wie das Schöne, „weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist". Ich erinnere an die Worte jenes Briefes vom 25. Januar 1793, daß Schönheit nur die Form einer Form sei, daß es die Form einer Vollkommenheit sei: das wird hier erst recht klar. Die Einheit des Mannigfaltigen in seinem Begriff ist das Vollkommene — unter der Form der Freiheit, aus seinem inneren Wesen heraus bestimmt erscheinend, wird es schön: erscheint die Vollkommenheit als Natur, so ist sie schön.

Man sieht, wie durchgreifend und sicher Schiller die Kantischen Bestimmungen betreffs der formalen Zweckmäßigkeit ohne Zweck (subjektive Zweckmäßigkeit ohne Zweck) im Sinne seiner eigenen Lehre umgeformt und weitergebildet hat. Wir fanden, daß bei Kant alles auf den Begriff des Geschmacksurteils hinauslief: Schönheit sagten wir nach ihm von einem Gegenstande dann aus, wenn die Einbildungskraft (als Sinn für das Mannigfaltige) in ihrer Freiheit mit dem Verstande (der die Vereinigung giebt) in seiner Gesetzmäßigkeit übereinstimme.[22]) Wie aber der Gegenstand beschaffen sein müsse, dem doch das Subjekt die Lust jenes „freien Spiels" mitverdankt, hat Kant nicht untersucht: es stand ihm, wie immer, jenes „Durch-den-Begriff-gefallen" im Wege. Schiller hielt durchaus an dieser „Zweckmäßigkeit ohne Zweck" fest, aber bei ihm war die im Objekte selbst liegende formelle Beschaffenheit, die Autonomie in der Technik, der Grund jenes subjektiven Wohlgefühls; die Analogie mit der sittlichen Freiheit liegt zu Tage: „so wie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Kausalität und materiellen Willensbestimmungen gegenüber gedacht werden kann", so kann Freiheit nur mit Hilfe der Technik sinnlich dargestellt werden.

---

[22]) K. d. U. Allg. Anm. § 22.

„Die Vorstellung der Technik dient blos dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produkts von derselben ins Gemüt zu rufen und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.“

Anmerkung. Tomaschek a. a. O. S. 171 ist der Ansicht, „daß besonders die Begeisterung für die Idee der sittlichen Freiheit“, zu der „die dichtende Einbildungskraft“ hinzugetreten sei, Schiller zur Aufstellung dieser Analogie vermocht hätte! „Und so wurde dem Gegenstand eine Person und freie Selbstbestimmung geliehen, das Reich des Geschmackes war fortan ein: „Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer dem Menschen ein glücklicher Bürger, der ihm zuruft: „So frei, wie ich.““ Ich glaube gezeigt zu haben, daß es doch nicht blos „Begeisterung“ und „dichtende Einbildungskraft“ waren, die die Analogie nahe legten. Schiller bleibt doch hier „sachlicher“ als jemals vorher oder nachher. Im einzelnen mag ja eine zersplitternde Kritik Ungenauigkeiten u. dgl. aufdecken können — im Ganzen, an das wir uns halten, ist die Lehre konsequent und in sich selbst geschlossen. Es war allerdings ein tiefinneres, richtiges Gefühl, welches Schiller zu jener Analogie hinleitete — in jenen Worten: „ein glücklicher Bürger — so frei, wie ich!“ liegt die ganze Schillerische Theorie wie im Keime vorgebildet: damit war schon angedeutet, was noch heute die ästhetische Theorie auf festeren psychologischen Grundlagen aufstellt: daß das Schöne durch seinen charaktermäßigen Eindruck als ein analogon personalitatis in der Erscheinung empfunden werde.

Ganz im Sinne Kants ist jene Ansicht, daß „alles Steifregelmäßige“ der Schönheit Abbruch thue[23]); besonders beim Schönen der Kunst nahm Kant die Gelegenheit wahr, darauf aufmerksam zu machen, daß zwar „Pünktlichkeit“, aber nicht „Peinlichkeit“ durchscheinen dürfe. Als Natur muß das Schöne erscheinen, „ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt, und seinen Gemütskräften Fesseln angelegt habe.“[24])

[23]) Vergl. K. d. U., S. 22 allg. Anm.

[24]) Vergl. § 45 ebend. S. 173.

Gleichwohl ist Regelmäßigkeit auch bei ihm zum Schönen notwendig, als „die conditio sine qua non, um den Gegenstand in eine einzige Vorstellung zu fassen.“ Vor allem eintönig Regelmäßigen hatte Schiller von jeher eine Abneigung. Dieser Vergleich ihrer Ansichten führt uns unmittelbar zu einer anderen Betrachtung.

Kant hatte in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft[25]) einen Satz aufgestellt, der erst durch die von Schiller aufgestellte Theorie,[26]) wie dieser selbst erinnert, seine richtige Erklärung erhalten und in seiner ganzen Konsequenz aufgefaßt werden kann: „Die Zweckmäßigkeit in der Form (eines Produktes der schönen Kunst) muß von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sei.“ Da haben wir wieder das unausweichliche Objektive, das sich aller Orten geltend macht. Was ist denn diese „Form“? „Auf diesem Gefühle, ... fährt Kant fort, als ob er von der „Form“ gar nicht gesprochen hätte. „Die Natur“ heißt es weiter, „war schön, wenn sie zugleich wie Kunst aussah; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.“ Wodurch nun sollen wir uns dessen bewußt werden? Gerade an diesem Vergleiche des Natur- und des Kunstschönen hätte Kant die Notwendigkeit objektiver Eigenschaften und Bedingungen klar werden müssen. Denn „dieser Satz macht die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht Kant also selbst ein, daß Schönheit nichts anderes als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.“[27])

Interessant und für die Entwickelung von Schillers Ästhetik von Bedeutung sind namentlich auch die Bemerkungen Schillers über den „guten Ton“, die „Schönheit des Umganges“ in seinem Briefe vom 23. Februar 1793. Wenn er sagt, daß aller

[25]) § 45, Anf.

[26]) Schiller an Körner 23. Februar 1793, Briefw. III, S. 58.

[27]) Schiller, Bw. III, S. 58/59.

despotische Zwang, alle Künstelei und alles Eckige, „jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen“ den Eindruck störe, so können wir darin Ansichten erblicken, die der ganzen späteren Richtung seiner Untersuchungen vorausdeuten. Aus seinem Begriffe der Schönheit will er das alles entwickeln, er will über den Geschmack und seinen Einfluß einen besonderen Brief schreiben — was allerdings unterblieb, aber in seinen späteren Schriften oft genug zur Sprache kommt.

Hier wie in dem folgenden Aufsatz über „Das Schöne der Kunst“ betont Schiller oft und ausdrücklich, daß das Schöne nicht der Materie (Stoff an sich) zugesprochen werden könne, sondern in der Darstellungsweise, der Form, dem harmonischen Verhältnisse eines Geistigen zum Sinnlichen gesucht werden müsse. Schon in seiner Kritik der Gedichte Bürgers (1791) hatte er darauf hingewiesen, daß dem verfeinerten Kunstsinn nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedige. Auch sonst schon sind wir dieser Auffassung begegnet. Wiederum ein Zeugnis dafür, das sich Schillers genialer Geist oft mit sicherem Gefühl zu geahnten Wahrheiten aufgeschwungen und Ziele vorausbezeichnet hatte, zu denen er sich später, um Gewißheit zu haben, daß er recht gegangen, und um auch anderen den Weg zu bahnen, auf dem beschwerlichen, langsamen Pfade des Denkens erst noch einmal hinarbeiten mußte. Und wie das oben Gesagte in Einzelansichten anzuwenden ist, so kann man Ähnliches von seiner Lehre im Ganzen und im Verhältnisse zu dem heutigen Stande der ästhetischen Wissenschaft sagen.

Schiller hat mit seinen Erörterungen und Ergebnissen die ästhetische Forschung auf die richtige Bahn gewiesen; und im wesentlichen hat er selbst schon gefunden, was die heutige Theorie der Kunst, die den Begriff der Idealisierung in die Mitte stellt, von sichreren psychologischen Grundlagen ausgehend, als sie Schiller geboten waren, erreichen konnte.[28])

---

[28]) Vgl. Vischer, Ästhetik II, 357 ff. Köstlin, Ästh. 894 f., 945 f. Kirchmann, Ästh. 47 ff. Siebeck, a. a. O. 75.

Schon in dem Briefe vom 23. Februar hatte Schiller es betont, „daß auch die Formen der Kunst mit der Existenz des Geformten eines ausmachen“ müßten, daß auch ihnen innere Notwendigkeit der Form unerläßlich sei. Zur Anwendung seines Prinzips auf „Das Schöne der Kunst“ (zum Nachweis des eben Gesagten) kam es erst im Brief vom 28. Februar 1793.

Es sind gerade in dieser letzten kleinen Abhandlung Grundsätze und Gedanken enthalten, die einen bedeutenden Fortschritt Schillers innerhalb der eigenen Entwickelung und auch besonders gegenüber den Ansichten Baumgartens und seiner Schule von der „Nachahmung“ bekunden. Dieser hatte den Dichter dem Schöpfer verglichen, das Gedachte der Welt: der Dichter ahmt die Natur nach, indem er so gestaltet wie sie; er muß die Wirklichkeit nachbilden, so daß das Nachgeahmte auch einen Erkenntniswert besitze.[29]) Kant hatte, da seine Untersuchungen, seiner subjektiven Auffassung des Schönen gemäß, sich mehr auf den „Vorstellenden“ (den Künstler) als auf das „Vorgestellte“ (das Kunstwerk) bezogen, eine derartige objektive Unterscheidung nicht gemacht: aber es lag doch in seinen Auslassungen über das Schöne der Kunst der Grund zu der Unterscheidung Schillers. Schiller verlangte nun nicht nur, wie Baumgarten, „Nachahmung der Natur“ schlechthin: in seiner Fassung des Begriffes „Nachahmung“ ist es von selbst inbegriffen, daß sie nicht eine bloße „Kopie“, sondern ein künstlerisch-idealisierendes, formales „Ähnlichmachen“, Nachbilden sei. Nicht plötzlich und neu war diese Erkenntnis bei Schiller aufgetreten. Die Kunstauffassung, wie sie in den „Räubern“ ihren Ausdruck gefunden hat, die Ästhetik von „Sturm und Drang“, war schon zur Zeit der Selbstkritik der „Räuber“ einer inneren mehr auf die Form und Komposition gerichteten Ansicht gewichen. Wie sich (in Schillers Bewußtsein) die Kunst vom Bann und Dienste der Moral u. dgl. allmählich losgerungen, wie sie allmählich in eigener Veredelung und Vollendung ihren höchsten Zweck zu erblicken gelernt hatte, so mußten auch die Anforderungen an die künstlerische Thätig-

[29]) Vgl. H. v. Stein a. a. O. S. 345. Dieser sagt: Schillers Begriff der „Nachahmung der Natur“ sei identisch mit dem Baumgartens. Bei einer Vergleichung ergeben sich doch Verschiedenheiten.

**

keit immer reinere und ihrem Berufe angemessenere werden. War das Kunstwerk berufen, ein selbständiges, lebendiges Formganzes zu sein, so mußte es auch aus dementsprechenden formalen Elementen, „Gliedern“, bestehen: die Harmonie, das leichte Ineinandergreifen und -spielen der Teile zu einem stimmungsvollen Gesamtbild konnte nicht das Werk eines groben „Abklatsches“ der Natur sein: die Begriffe „Poetische Wahrheit“ und „Idealisierung“ wurden in unserem Dichter lebendig. Solche Ansichten sehen wir sich schon abklären in jener Zeit der Gährung, in der „Die Künstler“ gedichtet wurden.

Der Forderung der „Idealisierung“ begegnen wir zum erstenmale in der Kritik Bürgers, wo für alle wahre Lyrik Grundregeln aufgestellt sind: Idealisierung, ohne welche der Dichter aufhöre seinen Namen zu verdienen, war dort als dessen „erstes Erfordernis“ aufgestellt. Nicht allein für die Handlung, auch für die Empfindung verlangte er jene Veredelung: und zwar setzte er sie in die Allgemeinheit der Empfindung,[30]) so daß alle Menschen sie mitempfinden könnten und müßten.

Körner nahm am Gange der Untersuchungen des Freundes regen Anteil, indem er nach seiner Art, nichts ungeprüft passieren zu lassen die etwaigen Schwächen der Schillerischen Theorie andeutete, ohne ihnen jedoch durch seine eigenen Analysen und Hypothesen aufhelfen zu können. Auch er versuchte nicht etwa auf induktivem Wege Gesetze des Geschmackes zu finden, sondern ähnlich wie Schiller den Begriff der Schönheit aus obersten Prinzipien zu deduzieren. Erst verlangte er von Schiller immer wie der ein wirklich objektives Merkmal der „Freiheit in der Erscheinung“, weil die Freiheit ja doch nur hinzugedacht sei. Schiller antwortet nun mit seinem Briefe vom 18. Februar durch den Begriff der „inneren Notwendigkeit der Form“. Aber Körner, immer noch nicht zufrieden, will nun ein positives, nicht blos verneinendes Merkmal haben: daraufhin erklärt Schiller in seinem Briefe vom 5. Mai 1793, ein bejahendes objektives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung sei endlich gefunden, ohne daß er sich damals

[30]) Vgl. Schillers W. W. Goedeke VI, S. 323, 336.

oder später näher darüber ausgelassen hätte. Die verschiedenen Bearbeiter der Sache haben Verschiedenes als dieses positive Merkmal in Anspruch nehmen wollen. Danzel (Gesam. Aufsätze S. 242), von den „Briefen über ästhetische Erziehung“ ausgehend, will es darin erblicken, daß im Schönen in menschlicher oder in menschenähnlicher Weise eine Einheit von Freiheit und Sinnlichkeit sich darstelle, — aber, wie Überweg[31]) mit Recht bemerkt: „Danzel nimmt die Freiheit, für welche das Kriterium doch erst gesucht werden soll, im Kriterium selbst mit auf“. Und außerdem, möchte ich hinzufügen, brauchte man zur Auffindung dieses objektiven Merkmals, das sich doch aus den Bestimmungen des „Kallias“ selbst entwickelt und begreifen läßt, nicht zu den ästhetischen Briefen zu greifen.

Tomaschek (a. a. O. S. 185), der die Danzelische Hypothese aus anderen Gründen verwirft, stellte selbst eine auf, dahin lautend: unzweifelhaft habe Schiller geglaubt sein positives Merkmal in „der Bewegung“ gefunden zu haben.

Aber da fragt es sich wieder, welche Bewegung als frei erscheine oder aus der Selbstbestimmung des Objektes hervorgegangen scheine, und aufs neue müßte nach dem Kiterium gefragt werden. Man könnte ja, zufrieden mit der Gesamterklärung des Schönen, auf weitere Nachforschungen nach diesem positiven Merkmal verzichten. Aber der gesuchte positive Ausdruck liegt klar zu Tage im 15. Briefe über die ästhetische Erziehung (zu Anfang): das Objekt des Spieltriebes, „lebende Gestalt,“ ist der positive Ausdruck. Dem neuesten Bearbeiter unserer klassischen Ästhetik, Otto Harnack, ist ähnlich wie Tomaschek das Mißgeschick begegnet, daß er glaubte annehmen zu müssen, diese Periode steht zu der vorigen und ihrem fruchtlosen Suchen des „objektiv Schönen“ in einem diametralen Gegensatz.

Ich komme zu einem anderen Ergebnis: die ganze Entwickelung ist schon im „Kallias“ vorgezeichnet, und nur wenn wir „Freiheit in der Erscheinung“ als Keim und Kern von allem annehmen, können wir uns überhaupt unter „lebender Gestalt“

---

[31]) Schiller als Philosoph, S. 155.

das vorstellen, was Schiller meint. Das Schöne ist für Schiller objektiv, aber zugleich eine Aufgabe für die sinnlich-vernünftige Natur. Neue Grundgedanken finden sich in den Briefen über ästhetische Erziehung nicht: die des „Kallias“ sind nur vertieft, sie haben sich in sich selbst ausgeweitet. Und dies entspricht auch dem ganzen Wesen von Schillers Entwickelungsgange: weil sein Gedankenkreis begrenzt war, durchlief er ihn schneller und öfter und erzeugte so eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlte, durch die Form.[32])

Im Oktober 1793 noch, als Schiller bereits in Schwaben war, sehen wir Körner sich damit abmühen, jenes notwendige „Merkmal“ zu finden. Er glaubt, dies „in der Art zu finden, wie die Einheit des Mannigfaltigen erscheint“. Das Schöne sei ein Mikrokosmus aus lebendigen Bestandteilen zusammengesetzt, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimme, wie der Wille der Bürger eines republikanischen Staates. Aber vollkommen sei der Gegenstand nur, wenn der tote Stoff von einer einzigen Idee beherrscht werde. Wir verstehen, was Körner meint, aber in diesen und weiteren Erklärungen erzielt er schließlich doch nicht mehr, als was Schiller selbst gefunden hat. Ja, wenn er sagt: „diese Anschauung (des Schönen) geschieht durch die Phantasie, welche jedes Element des vorgestellten Objektes „belebt“, so hat er damit selbst den von Schiller so sehr betonten Akt beim Schönen (Perzeption des Schönen) ausdrücklich hervorgehoben.

Leider kam diese Korrespondenz über die ästhetische Theorie („Kallias“) bald ins Stocken. Die Lust, der dichterischen Muse wieder einmal die Hand zu reichen, regte sich in Schiller infolge der Lektüre von Kants neuester Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“: eine „Theodicee“, charakteristisch genug für den Verfasser der „philosophischen Briefe“ (Theos. des Julius), und andere Gedichte philosophischen Inhalts wurden geplant. Dann waren es Arbeiten für die „Neue Thalia“ und die behufs einer erneuten Ausgabe seiner Gedichte angestellte

[32]) Vgl. Schiller an Goethe, 31. August 1794.

Revision, die Schiller an der Fortsetzung des „Kallias verhinderten. Besonders machte ihm die Herausgabe der „Künstler" viel Sorgen, da seine Ansichten über die Kunst sich seit der Zeit merklich erweitert, seine Gesichtspunkte sich verändert, manche Ansichten sich ganz und gar widerlegt hatten.[33]) Gleichwohl konnte er sich gestehen, daß doch „manches philosophisch Richtige" und Befriedigende in ihnen zu finden sei. Und zu aller Arbeit und neuen Plänen kam das ewig störende „alte Übel" hinzu, ihm die Zeit zu verbittern und zu verderben.[34])

Wie wenig aber die frühere Absicht, eine Theorie des Schönen in Form eines Dialogs zu liefern, aufgegeben war, beweist der Umstand, daß er gerade damals bei dem Maler Ramberg in Hannover ein Vignette zum „Kallias" bestellte.

Doch der Plan mußte anderen Interessen geopfert werden. Seinem Wohlthäter, dem Prinzen von Augustenburg, war Schiller noch einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit und Dankbarkeit schuldig. Jetzt, da er nach Vollendung von „Anmut und Würde" an die Darstellung seiner Theorie des Schönen ging, bot sich ihm Gelegenheit seine Schuld dadurch abzutragen, daß er seine Ansichten in „Briefen" an jenen darlegte. Die bereits eingeleitete Korrespondenz konnte dann an Stelle des ursprünglich geplanten „Kallias" treten. Auch hatte er „bei einer solchen Einkleidung den Vorteil, daß eine freiere und unterhaltendere Behandlung ihm gleichsam zur Pflicht wurde, und daß er sich aus seiner Unkunde im Dogmatisieren noch ein Verdienst machen konnte, weil solche Briefe an einen solchen Mann dies nicht wohl erlauben würden."

Damit war der Plan einer spekulativen Schönheitstheorie, wie sie im „Kallias" begonnen war, thatsächlich aufgegeben, wenn auch noch im Februar 1794 Schiller sich mit der Absicht trug, den „reinen Begriff der Schönheit auf blos empirische Autorität zu gründen".

---

[33]) Schiller von Körner, 27. Mai 1793.

[34]) Ebendaselbst.

4. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Alfred Fürth, Referendar, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar, hier.

Es sprachen in den Sitzungen vom

16. und 30. Januar Herr Dr. Hanau über „Frankfurter Sachenrecht";

6. und 27. Februar Herr Dr. Th. Auerbach über „Frankfurter Obligationsrecht";

13. März Herr Dr. E. Benkard über „Frankfurter Familienrecht";

27. März und 10. April Herr Dr. P. Neumann über „Frankfurter eheliches Güterrecht";

24. April Herr Dr. Waldschmidt über „Stadt- und Ämterverfassung von Frankfurt".

Diese Vorträge werden zu einem selbständigen Handbuch des Frankfurter Partikularrechts vereinigt und unter den Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes herausgegeben werden. Es ist daher von der Einsendung besonderer Berichte Seitens der Sektion Umgang genommen worden.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht

Herr Paul Strauß, Techniker, hier.

„ Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar, hier.

Es sprachen in den Sitzungen vom

9. Januar Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über
„Die Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Lohnsystem";

13. Februar Herr Dr. M. Quarck über
„Die Reichsenquete über das Bäckereigewerbe";

6. März Herr Dr. P. Zirndorfer über
„Das neue Reichsgesetz über Auswanderung";

20. März Herr Stadtrat Dr. K. Flesch
„Der Gesetzentwurf betr. Abänderung des Unterstützungswohnsitzes";

Daneben wurde am 30. Januar die gemeinsame Lektüre von Rodbertus fortgesetzt; und am 27. März über den Kongreß für Sozialpolitik berichtet.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Lohnsystem von Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch.

Der Vortrag wäre vielleicht besser und kürzer bezeichnet worden als „Die Fortbildung des Lohnsystems"; denn er bildet eine Fortsetzung des vom Redner früher (s. Berichte des F. D. H. 1891, S. 373) gehaltenen Vortrags über die Fortentwickelung des Arbeitsvertrages.

In einer auf Privatkapital und Privatproduktion begründeten Gesellschaft steht dem Kapitallosen zur Erlangung seiner Bedürfnisse in der Regel, d. h. abgesehen von den Fällen der Alimentation und der Armenpflege, nur ein Mittel zur Verfügung: der Abschluß eines Arbeitsvertrages. Im früheren Vortrage ward gezeigt, daß dies Mittel einen wesentlichen Fehler hat: es bringt eine Beschränkung der persönlichen Freiheit mit sich; eine Beschränkung, die freilich derzeit weit über das Zulässige und Notwendige hinausgeht, so daß es falsch wäre, den Arbeitsvertrag lediglich nach seiner gegenwärtigen Gestaltung zu beurteilen, die aber kaum jemals vollständig zu beseitigen sein wird.

Erfüllt aber das Mittel seinen Zweck? Sichert es die persönlichen Bedürfnisse der Kapitallosen?

Zur Beantwortung dieser Frage, die nunmehr geprüft werden soll, wird zunächst lediglich auf die Hauptform des Lohns Rücksicht zu nehmen sein. In dieser Hauptform ist der Lohn die Zahlung, die für Überlassung der Arbeitskraft gemacht wird, unabhängig vom Produktionsertrag, aber auch unabhängig von den persönlichen Bedürfnissen des Arbeiters, — und unterscheidet sich von den Nebenformen, in denen die Zahlung mit ausschließlicher Rücksicht auf den Produktionsertrag (Gewinnbeteiligung) oder mit ausschließlicher bezw. hauptsächlicher Rücksicht auf die persönlichen Bedürfnisse erfolgt (Dienstbotenlohn; Unterhalt abgefundener Söhne, — der Mönche im Kloster, — der Arbeiter in einem kommunistisch-autoritären Staatswesen u. s. w.).

Gewöhnlich wird zur Rechtfertigung dieser Hauptform des Lohnsystems auf die Sicherheit hingewiesen, die es dem Arbeiter gegen das Risiko des Produktionsprozesses gewähre, der sehr häufig ohne Gewinn von statten geht.

Ebenso wichtig ist aber, daß der Lohn sich, wie um den Gewinn des Unternehmers, so auch um die Bedürfnisse des Arbeiters nicht kümmert.

Diese Bedürfnisse sind fortdauernd; der Lohn wird mit dem Fehlen der Arbeitsgelegenheit unterbrochen. Überdies sind die Bedürfnisse der einzelnen Arbeiter gelegentlichen Steigerungen unterworfen (Anschaffung des Winterbedarfes, Krankheit in der Familie u. s. w.), während die Lohnschwankungen jedenfalls nicht parallel mit diesen Bedürfnissteigerungen vor sich gehen; und endlich ist das Maß aller Bedürfnisse ein subjektives, während sich die Lohnhöhe nach für den Arbeiter objektiven Momenten richtet, — nämlich nach dem Wunsche der Produktionsherren, möglichst billiger und mindestens ebenso billig zu produzieren, wie seine Konkurrenten. Arbeiter, die — vorübergehend oder dauernd — besonderer oder mehr Bedürfnisse haben, dürfen trotzdem, wenn sie zur Arbeit zugelassen sein wollen, keinen höheren „Lohn" beanspruchen, als andere gleichtüchtige Kollegen, und werden sogar, weil für sie die Erlangung oder Bewahrung der Arbeitsstelle in höherem Maße Lebensfrage

ist, wie für andere (junge, — ledige, — kinderlose u. s. w.) vielleicht versuchen, die anderen zu unterbieten, niemals aber vorübergehende Bedarfssteigerungen bei ihrer Lohnforderung in Anschlag bringen.

Der Lohn reguliert sich also ohne Rücksicht auf vorübergehende Bedarfssteigerungen, obwohl solche jedem Arbeiter während des Arbeitsverhältnisses gelegentlich vorkommen, und er reguliert sich nach den Forderungen derjenigen Arbeiter, welche bei gleichen Leistungen jeweils die mindesten Bedürfnisse haben. Das sogenannte eherne Lohngesetz läßt die ökonomische Situation der Arbeiter nicht etwa falsch, sondern höchstens zu günstig erscheinen. Nicht die „notwendigen oder herkömmlich für notwendig geltenden Lebensbedürfnisse der Arbeiter“ [1]) bestimmen die Lohnhöhe, sondern die für regelmäßige Zeiten hinreichenden, von allen außerordentlichen Erfordernissen und zeitweisen Bedarfssteigerungen gereinigten Bedürfnisse. Der Lohn, der für diese letzteren gerade hinreicht, muß auch für die Perioden ausreichen, während welcher sich außerordentliche Ausgaben häufen, und soll sogar über Perioden der Verdienstlosigkeit weghelfen!

Andrerseits wäre es ganz falsch, diese Thatsache mit den bekannten Phrasen von der Profitwut der Kapitalisten, dem Hunger nach Mehrwert u. s. w. zu erklären. Sie kommt vielmehr einfach von dem individualistischen Grunde unserer Volkswirtschaft, die sich, obwohl sie schon begrifflich dauernde Bedürfnisse und dauernde Beziehungen voraussetzt, doch aufbaut auf dem lediglich privatrechtlichen, auf ganz vorübergehende Zeitfristen berechneten Verhältnis des Arbeitsvertrages. Ich schließe den Arbeitsvertrag als jederzeit lösbares Verhältnis: die leichte Lösbarkeit liegt sogar im Interesse des Arbeiters selbst. Weshalb soll ich dabei als Einzelner vorübergehende Bedarfssteigerungen des Arbeiters berücksichtigen, der jetzt erst zu mir kam; oder die Folgen vorausgegangener, bezw. die Fürsorge gegen künftige Verdienstlosigkeit, da das Verhältnis doch nur ein ganz vorübergehendes ist und sein soll!

Die üble Lage der Arbeiter ist hiernach darin begründet, daß der Lohn sich nicht nach dem Durchschnittsbedarf, sondern nach

[1]) W. Roscher, Grundlagen, § 161.

dem zeitweilig geringsten Bedarf eines Arbeiters von gewöhnlicher Fähigkeit und gewöhnlichen Bedürfnissen berechnet, ohne auf die außerordentlichen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

In der Staatswirtschaft wird die Scheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben ergänzt durch die Scheidung zwischen den regelmäßigen und außerordentlichen Einnahmen (Anlehen, besondere Umlagen u. s. w.). In der Privatwirtschaft stehen solche außerordentliche Deckungsmittel nicht zur Verfügung, für sie entsteht also das Problem der Deckung der ordentlichen und außerordentlichen Bedürfnisse mit der einzigen, schwer zu steigernden und oft unterbrochenen Einnahme aus dem Arbeitsvertrag, und dies Problem ist um so schwerer, als die außerordentlichen Ausgaben besonders oft gerade in der Zeit der unterbrochenen Einnahmen auftreten.

Hiernach entstehen mit Notwendigkeit zwei Fragen: „Was sind im Privathaushalt außerordentliche Ausgaben?“ und: „Welche Deckungsmittel bestehen für sie in einer auf Arbeitsvertrag und Lohnsystem gegründeten Volkswirtschaft?“

Die Beantwortung dieser Fragen ist erschwert durch die Unbestimmtheit des Begriffes der außerordentlichen Bedürfnisse. Man hat darunter offenbar diejenigen zu verstehen, die für den Einzelnen nicht regelmäßig, sondern nur einmal, oder ausnahmsweise eintreten (Krankheit, Anschaffung von Mobiliar; Konfirmationskleider der Kinder, Deckung von Brandschäden u. s. w.); aber ebenso auch diejenigen, die nicht von allen Angehörigen einer Volkswirtschaft, eines Standes, einer Vermögensklasse, sondern nur von einzelnen von ihren Gliedern empfunden werden, ohne direkt als Luxus bezeichnet werden zu können.

Der Fortschritt der Kultur schafft fortwährend neue Bedürfnisse. Von einem gegebenen Zeitpunkte an sind diese regelmäßige Bedürfnisse, die ihre Deckung durch die regelmäßigen Einnahmen, also im Arbeitslohn finden müssen: bis dahin aber sind es außerordentliche Bedürfnisse, Mehrgebräuche des einzelnen Arbeiters, auf die der Produktionsherr bei Feststellung seiner Lohnbedingungen keine Rücksicht nimmt (Schuhwerk in einem Lande, in

dem die meisten Arbeiter barfuß gehen; Fleischnahrung des amerikanischen Arbeiters in China; Zeitungsabonnement, Vereinsbeiträge u. s. w. in einer Stadt, in der die meisten Arbeiter sich um Politik nicht kümmern). Noch mehr kompliziert sich der Begriff dadurch, daß nicht etwa die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer zwei scharf geschiedene Klassen, oder gar die einzigen sich gegenüberstehenden sind, sondern daß neben dieser juristischen Scheidung die ökonomische in verschiedene Vermögensklassen besteht.

In jeder Vermögensklasse wird zunächst eine Reihe von Ausgaben — und Bedürfnissen — zu ordentlichen, die in der folgenden weniger günstigen außerordentliche sind. Für den Armen ist die Anschaffung eines neuen Anzuges oder eines Möbelstückes, für den Mittelstand sind die Kosten einer notwendigen Erholungsreise, für den „Gutsituierten“ die Anschaffung eines Pferdes, eines Kunstwerkes außerordentliche Ausgaben, während der „kleine Mann“ der Wohlhabende, der sehr Reiche die Mittel dafür in seinem regelmäßigen Budget findet.

Ebenso sind neuauftretende Bedürfnisse in der Regel zuerst Bedürfnisse der oberen Vermögensklassen; sie sinken erst allmählich nach unten, und erst, wenn sie unten angelangt sind, empfindet man, daß der Lohn für sie nicht hinreicht, und sucht nach anderen Deckungsmitteln. Der Schulunterricht, der Landaufenthalt als Kräftigungsmittel u. s. w. sind Beispiele hierfür.

Endlich aber ist gerade die zahlreichste, unvermögende Klasse zu vielen außerordentlichen Ausgaben gezwungen, welche die oberen Klassen nicht haben. Sie müssen öfter umziehen, um der Arbeitsstelle zu folgen, müssen ihr Mobiliar öfter erneuern, weil sie es in schlechterer Qualität beziehen, sie haben häufig sogar Mobiliarpfändungen auszuhalten, sie sind Erkrankungen leichter ausgesetzt u. s. w.

Überblickt man hiernach den ganzen Umfang dessen, was für den Privathaushalt außerordentliche Ausgaben sind, so zeigt sich sofort, daß der Lohn, die ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse festgesetzte Zahlung des Produktionsherren für sie begrifflich nicht ausreichen kann, und daß es daher ganz verfehlt wäre, auf die Möglichkeit der Lohnsteigerung als auf den Ausgleich hinzuweisen. Es wäre sogar geradezu unwirtschaftlich, wenn der Arbeitgeber dem

einzelnen Arbeiter soviel zahlen sollte, daß dieser durch Rücklegen von dem Lohn, — also durch Ersparungen — private Fürsorge gegen einmalige und zufällige Ausgabensteigerungen treffen könnte. Es würden dadurch lediglich unnütze Ansammlungen von kleinen Kapitalien und zugleich volkswirtschaftlich und kulturell schädliche Konsumeinschränkungen herbeigeführt.

Der Lohn, — das für die Thätigkeit im Arbeitsvertrag geleistete Entgelt — muß vielmehr ergänzt werden, und wird von jeher ergänzt durch Einrichtungen, welche die Bedürfnisbefriedigung unabhängig vom Arbeitsvertrag bezwecken.

Früher freilich gab es hierfür eigentlich nur eine Institution, die nicht staatliche (kirchliche oder private) Wohlthätigkeit und demnächst ergänzend die staatliche Armenpflege.

Es wäre aber eine Ergänzung dieser höchst unvollkommenen Anstalten durch weitere Organisationen denkbar, die, falls sie ihre Mittel nicht von den Arbeitern, sondern von den Produktionseigentümern gewännen, und falls ihre Verwaltung durch die Vermögensklassen, denen sie dienen sollen, geführt wird, eine Korrektur der begrifflichen Unzulänglichkeit des Lohnsystems in ebenso weitgehendem Maß herbeiführen können, als eine Korrektur der übermäßigen, d. h. durch den Produktionszweck nicht geforderten Unterordnung des Arbeiters im Arbeitsvertrag allerdings möglich ist.

Ansätze zu derartigen Korrekturen oder Fortentwickelungen des Lohnsystems finden sich schon jetzt. Die Krankenversicherung, Unfallversicherung, Altersversicherung sollen außerordentliche Ausgaben des Arbeiters decken, auf die bei der bloß privatrechtlichen Festsetzung des Arbeitslohns um so weniger Rücksicht genommen wird, als sie außerhalb der Wirksamkeit des Arbeitsvertrags — in die Zeit der Leistungsunfähigkeit des Arbeiters — fallen. Und wie groß auch die Mängel der derzeitigen Fassung der betreffenden Gesetze sein mögen, jedenfalls werden die Bedürfnisse der Arbeiter, welchen durch sie entsprochen werden soll, auf diese Art besser befriedigt, als es eine einfache Lohnerhöhung vermocht hätte.

Auch besteht die Möglichkeit, diese Art des Ausgabendeckens förmlich zu systematisieren.

1) Es gibt außerordentliche Ausgaben, die jeden Arbeiter treffen können, ohne daß sich bestimmen läßt, ob er sie wirklich machen muß, und in welchem Maße sie für ihn eintreten.

Solche — Kosten der Krankheit, eines Unfalls, der Invalidität, aber auch der Witwen- und Waisenversorgung, werden innerhalb des Lohnsystems bei dauernden Arbeitsverhältnissen durch Pensionen u. dergl., bei den vorübergehenden durch Versicherungseinrichtungen zu decken sein.

2) Andere außerordentliche Ausgaben müssen von jedem im normalen Lauf der Dinge früher oder später einmal gemacht werden. Es ist Ausnahme, wenn sie fehlen. Da sie aber nur selten und für kurz vorübergehende Perioden eintreten, beachtet sie der individuelle Lohnvertrag nicht. Die Mehrausgaben bei der Geburt von Kindern, bezüglich deren jetzt in Frankreich ein Gesetz über allgemeine Wöchnerinnenfürsorge im Entstehen ist; die Mehrausgaben für den Unterricht der Kinder, die in Preußen teilweise — durch Abschaffung des Schulgeldes — in der Schweiz gänzlich — durch die neben der Schulgeldfreiheit bestehende Lieferung der Lehrmittel — vom Staat übernommen sind; die Kosten des Begräbnisses verstorbener Angehöriger, welche in den Schweizer Kantonen, in welchen die Beerdigung vom Staat geleistet wird, aus den Privatbudgets ausscheiden; — ebenso in einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht die Kosten der militärischen Übungen, die denn auch im Deutschen Reiche neuerdings jedem, der es beansprucht, ohne Rücksicht auf seine persönliche Bedürftigkeit, aus Reichsmitteln ersetzt werden.

3) Dazu kommen die relativen außerordentlichen Ausgaben, d. h. solche, die jeweils von der höheren Vermögensklasse aus den regelmäßigen Einnahmen, von der folgenden aber nicht oder nur unvollkommen gedeckt werden, weil diese nicht ausreichen.

Hierher gehören die so wichtigen Ausgaben für Bildungszwecke, sei es für die höhere Ausbildung der Kinder, sei es für eigene Ausbildung und für den eigenen geistigen Genuß (Theater, Künste, Musik u. s. w.).

Ferner die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, den Ehrenämtern der Gerichtsverfassung, der Selbstverwaltung, der poli-

tischen Körperschaften; und endlich die Körperpflege (Bäder, Rekonvaleszentenpflege, Kinderpflege u. s. w.).

Auch alle diese Dinge achtet nicht der Lohn, wohl aber eine Reihe von Einrichtungen gemeinnütziger und staatlicher Fürsorge: Stipendien, Subvention von Theatern, Museen u. s. w., — sodann die Festsetzung von Diäten für Gerichtsbeisitzer, Abgeordnete u. s. w.; endlich die öffentlichen Badeanstalten, Vereine für Rekonvaleszentenpflege, Ferienkolonien u. s. w. Man braucht nur die Namen der betreffenden Einrichtungen zu nennen, um zu sehen, wieviel weiter hier noch in der Korrektur des Lohnsystems gegangen werden kann, — und wie bisher diese Korrektur fast nur zu gunsten der Mittelklassen stattfand (im Theater: ermäßigte Preise, aber keine Volksvorstellungen; in Museen: freier Eintritt, aber Schließung während der vom Arbeitsvertrag freigelassenen Zeit u. s. w.), während die Arbeiter noch fast ausschließlich auf Wohlthaten (Ferienkolonien!) oder die eigene, vom Staate nicht beachtete Initiative angewiesen sind.

4) Endlich besteht sogar noch eine vierte Klasse außerordentlicher Ausgaben, die nur die unteren Klassen, oder doch weitmehr diese, als die Vermögenden bedrücken. Der Arbeitsvertrag bedingt für diese häufigeren Wohnungswechsel; und er erleidet für sie weit häufiger Unterbrechungen, als für die Bemittelten. Das Aufsuchen eines neuen Arbeitsverhältnisses, einer anderen Wohnung, die zeitweise Verdienstlosigkeit, die Folgen der hierdurch verursachten Schuldklagen: Prozeßkosten, Möbelerneuerung wegen Exekution u. s. w. sind Verhältnisse, um die sich die öffentliche Fürsorge noch nicht kümmert; für die eine Korrektur des Lohnsystems noch nicht einmal angebahnt ist.

Das Resultat dieser Erörterungen im Zusammenhang mit denen über den Schutz der persönlichen Freiheit im Arbeisvertrag (Berichte 1891, S. 373) läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Arbeitsvertrag derzeit weder die persönliche Freiheit noch die persönliche Bedürfnisbefriedigung für den Arbeiter sichert. Aber auch diejenigen, welche die gegenwärtige, auf den Arbeitsvertrag gegründete Volkswirtschaft nicht für die einzig mögliche halten, werden zugeben müssen, daß das System des Arbeitsvertrages noch nach

keiner Seite an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Korrekturen, Fortentwickelungen sind möglich: ihre Durchführung würde das bestehende System nicht mit einem Schlage zu einem anderen machen, aber ändern; und solange das Mittel der Änderung noch nicht angewandt ist, ist derjenige, der schlechtweg den sofortigen Ersatz des bestehenden Lohnsystems durch ein anderes verlangt, des Beweises für die Zweckmäßigkeit dieses Mittels nicht überhoben.

---

5. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

18. Januar 1893 Herr Prof. Dr. G. Wolff über „Der wissenschaftliche Wert römischer Ziegelstempel";

26. April Herr Prof. Dr. A. Riese über „Die Historia Apollonii regis Tyri".

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

25. Januar Herr Prof. A. Caumont über „Die Art französische Verse zu lesen";

20. März Herr Dr. J. Ziehen über „Hundert Jahre ungarischer Litteraturentwickelung".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Über die Art die französischen Verse kunstgerecht zu lesen von Herrn Prof. A. Caumont.

Wer nicht in die französische Metrik eingeweiht ist, wird die französischen Verse lesen, als ob sie Prosa wären; und so geschieht es auch meistens, sowohl diesseits als jenseits der Vogesen. Im

Folgenden soll nun die Anweisung gegeben werden, wie die französische Poesie zu lesen ist, wenn den Voraussetzungen der Metrik entsprochen werden soll.

Daß der französische Vers nicht wie der antike auf Quantität der Silben beruht, ist bekannt. Dafür ist er aber nicht, wie viele glauben, blos silbenzählend, sondern wesentlich rhythmisch. Man hat sich mit Recht darüber gewundert, daß die französische Sprache als Tochter des Latein in ihrer Poetik von ihm so sehr abweicht. Die Erklärung ist in dem Umstande zu finden, daß es bei den Lateinern neben der klassischen metrischen Poesie, die eine Nachahmung der griechischen war, jedenfalls in späterer Zeit auch eine vulgär rhythmische gab. Aus dieser muß die romanische Poesie entstanden sein, wenn die historischen Belege auch schwer nachzuweisen sind. So erkennt Prof. Stengel im saturnischen Verse den Ursprung des französischen Zehnsilbners in seiner älteren Form. (Siehe Stengel, Romanische Verslehre in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie § 30, 33, 35.)

Innerhalb der gegebenen Silbenzahl, nach der die Franzosen ihre Verse in acht-, zehn-, zwölf- u. s. w. silbige einteilen, bewegt sich also der Vers rhythmisch. Er besteht aus Hebungen und Senkungen der Stimme. Aber die Aufeinanderfolge dieser Hebungen und Senkungen ist nicht in derselben Weise geregelt wie z. B. im Deutschen, wo der Rhythmus einförmig ist:

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?

Im Französischen ist die Regelung des Rhythmus eine losere, freiere. Bei Versen unter neun Silben giebt es nur eine vorgeschriebene Hebung der Stimme auf der reimenden Schlußsilbe, die anderen acht vorausgehenden Silben nehmen die Betonung an, die der Dichter seiner Empfindung nach für die passendste hält, und zwar eine verschiedene in jedem Vers. Z. B.:

Captif au rivage du More,
Un guerrier, courbé sous ses fers,
Disait: Je vous revois encore.
Oiseaux, ennemis des hivers. (Béranger.)

In dem Wechsel des Rhythmus von Vers zu Vers liegt das Charakteristische der französischen Versbildung und ein entschiedener Vorzug vor dem monoton holpernden Rhythmus der Verse in anderen Sprachen. Bei den Versen, die mehr als acht Silben zählen, tritt zu der betonten Reimsilbe noch eine zweite vorgeschriebene Betonung im Innern des Verses hinzu, die diesen in zwei Reihen teilt. Diese Betonung liegt bei den Zwölfsilbnern auf der sechsten, bei den Zehnsilbnern auf der vierten, bei den seltenen Neunsilbnern meist auf der vierten (auch auf der dritten oder fünften) Silbe. Da nach einer starken Betonung ganz von selbst beim Lesen eine kleine Pause entsteht, sodaß der Vers unterbrochen erscheint, so braucht die französische Metrik den Ausdruck césure oder coupe, um die Stelle zu bezeichnen, wo die vorgeschriebene Betonung eintritt. Die Zäsur setzt durchaus keine syntaktische Pause voraus:

A peine encor glissaient / quelques pâles clartés.

Hier unterbricht die Zäsur die syntaktisch enge Verbindung von Subjekt und Prädikat, ohne weder die Grammatik noch den Rhythmus zu beeinträchtigen. Die betonte Reimsilbe also und die Zäsur bringen Ordnung in den Versrhythmus.

Wie entsteht aber dieser Rhythmus? Das Französische, wie jede andere Sprache, hat in seinen Wort- und Satzbildungen wesentliche und unwesentliche Bestandteile. Nun ist es die Aufeinanderfolge und Abwechselung dieser Wort- und Satzteile, die bei der naturgemäßen Mehrbetonung des Wesentlichen und Minderbetonung des Unwesentlichen den Rhythmus hervorbringt. Schon die Prosa weist Rhythmus auf. In der Poesie ist er aber kräftiger, weil er strenger geregelt ist.

Die französische Sprache hat anderen Sprachen gegenüber die Eigentümlichkeit, daß sie im einzelnen Worte, wie auch im engeren Satzgefüge die Betonung nicht immer nach dem grammatischen oder logischen Werte der einzelnen Wort- oder Satzteile verteilt, sondern, einem ihr innewohnenden Drange folgend, sie gern an das Ende der Silben- oder Wortgruppe verlegt. Dies Gesetz ist von Wichtigkeit für das richtige Verständnis des poetischen Rhythmus. Es sind also in der Poesie die Wörter bei männlicher Endung stets auf der letzten, bei weiblicher stets auf der vorletzten Silbe zu be-

tonen, und bei Wortgruppen hat das letzte Wort den Hauptakzent.

Ihrer grammatischen und logischen Bedeutung nach sind Tonträger die Verben, die Substantive, die Adjektive, die Pronoms absolus; ebenfalls tonhaft, obschon erst in zweiter Linie, sind die Adverbien, die Hilfsverben, die Pronoms conjoints; unbetont sind stets die Artikel, die Präpositionen, die Konjunktionen.

Bei den Mittelgattungen hängt die Betonungsfähigkeit von der Stelle ab, die das Wort einnimmt, so kann z. B. selbst das Pronom conjoint hinter seinem Verbum die Zäsur und den Reim tragen.

Un butor qui passait lui dit: „Etranglez-le!"

(Ratisbonne.)

Umgekehrt kann aber auch ein von Natur tonhaftes Wort durch seine Stellung zwischen mehrbetonten Wörtern tonlos werden: z. B.

Le moulin prit le nom de son propriétaire.

Das prit ist als Verbum betont, tritt aber zwischen den stärkeren Betonungen von moulin und nom zurück. An der Stelle der Zäsur und des Reims befinden sich daher stets nur bedeutende Wörter: Substantive, Adjektive, Verben, Pronoms absolus und Adverbien. Am Ende der Versreihe (hémistiche) darf ein Wort mit weiblicher Endung nur stehen, wenn diese elidiert wird.

Aus dem Umstande, daß vor der Zäsur und am Versende nur eine betonte Silbe stehen kann, folgt, daß im Alexandriner die fünfte und die elfte Silbe unbetont sein muß, denn zwei aufeinanderfolgende Betonungen sind nicht zulässig. Man kann daher sagen, daß für Neun-, Zehn- und Zwölfsilbner vier Silben rhythmisch bestimmt sind; sodaß eigentlich für den Neunsilbner nur fünf, für den Zehnsilbner nur sechs, für den Zwölfsilbner nur acht Silben freigegeben sind.

Unter den rhythmusbildenden Silben der französischen Verse findet sich oft eine sogenannte stumme Silbe: syllabe muette. Über den rhythmischen Wert und über die Aussprache dieser Silbe herrscht große Meinungsverschiedenheit. Bei der Erregtheit, um

nicht zu sagen Bitterkeit, mit der in dieser Frage im Lager deutscher Metriker gestritten worden ist, möchte man sie geradezu berüchtigt nennen. Ich erinnere nur an die Schrift Sonnenburgs: „Wie sind die französischen Verse zu lesen", und an die Erwiderung Lubarschs: „Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse".

Doch dreht sich der Streit eigentlich nur um das stumme e als Wortendung. Wenn das **e** muet im Worte erscheint, sodaß es auf einen Vokal folgt, so ist es nach der allgemeinen Ansicht stumm und ohne Einfluß auf den Rhythmus des Verses.

J'essai(e)rai tour à tour la force et la douceur. (Racine.)

Folgt das e muet aber auf einen Konsonanten mitten im Worte, so könnte man es, wie es in der Prosa und besonders in der Umgangssprache häufig geschieht, nicht aussprechen z. B. nach der Regel, die Lesaint in seinem Traité complet de prononciation française so ausspricht: „Dans le corps du mot l'**e** est muet toutes les fois que la consonne dont il est précédé peut dans la prononciation se joindre sans difficulté, sans effort, à la syllabe qui précède ou à celle qui suit, comme dans ach(e)ter, mad(e)moiselle, cim(e)tière." Die in die Geheimnisse der Metrik nicht eingeweihten Leser, in Frankreich wie im Auslande, übertragen auch wirklich diese Aussprache auf die Verse und lesen z. B.:

Du grand César rapp'lant la mémoire.
Hal'tant de fatigue, il ne tient qu'à demi.

Die Dichter und Kenner der französischen Metrik verwerfen aber durchaus dies Verschlucken des Binnen-e nach einem Konsonanten.

Die stummen Endungen sind e, es, ent: daß diese beim Zählen der Silben mitrechnen, bestreitet niemand. Ob sie aber einen Lautwert haben, ob man sie sprechen muß und wie, das ist die Frage, die sehr verschieden beantwortet wird. Hören wir zuerst einige Stimmen, die sich gegen deren Aussprechen erklären. Der schon erwähnte Lesaint sagt: „Beaucoup d'étrangers croient que l'e muet dans la lecture et dans la déclamation de la poésie doit partout se prononcer **eu**. C'est une grave erreur."

Das „Journal des instituteurs de Paris" antwortete auf eine bezügliche Anfrage Lesaints in kategorischer Weise: „Dans

la poésie la prononciation du français est la même que dans la prose. L'e muet final ne se fait pas plus sentir dans la lecture des vers que dans celle de la prose, soit que le mot se trouve dans le corps du vers, soit qu'il se trouve à la fin."

Für die Aussprache des e muet erklärt sich Gramont: Les Vers français et leur prosodie. „Les syllabes muettes entrent dans le compte des syllabes du vers et, en lisant, on doit les prononcer nettement et non les esquiver comme on le fait le plus souvent dans le langage courant." (S. 29.) Ebenso Legouvé in seinem Art de la lecture. „Je poserai donc en principe qu'il faut prononcer les e muets." (S. 175.) Quicherat übergeht die Frage in seiner Verslehre, ebenso de Banville. Doch hat sich der letztere in einer Unterredung, die er mit Prof. Lubarsch über diesen Gegenstand gepflogen, entschieden für die Aussprache der stummen Endungen innerhalb des Verses ausgesprochen.

Auf deutscher Seite trat Dr. Sonnenburg im Jahre 1885 mit der kleinen Schrift: „Wie sind die französischen Verse zu lesen?" ziemlich lärmend auf, indem er behauptete, daß, da nach seiner persönlichen Erfahrung die Schauspieler des Théâtre-Français und des Odéon die e muets bei der Deklamation nicht aussprächen, sie überhaupt nicht auszusprechen seien.

Die zuletzt erwähnte Schrift Sonnenburgs rief von Seiten Lubarschs eine Erwiderung hervor, die, wie ich glaube, die Sache, um die es sich handelt, entschieden gefördert hat. Die von ihm zu diesem Zweck nach Paris unternommene Reise, und die von ihm den Dichtern Legouvé, de Banville und Leconte de Lisle entlockten Äußerungen haben in ihm Resultate gereift, die wir nicht preisgeben dürfen.

Seiner gewonnenen Erfahrung entnahm Lubarsch, daß die stummen Endungen bald gelesen werden, bald nicht. Er stellte neue Vergleiche an und bestimmte folgende Leseregeln:

1) Das e muet wird gesprochen, wenn es vor einem Worte steht, dessen Anfangskonsonant dem, der ihm vorausgeht, gleich oder ähnlich ist:

> Cette oisive vertu, vous en contentez-vous?
> J'évite d'être long, et je deviens obscur.
> Et dans son coeur rongé d'une sourde détresse.

2) Das e muet wird ferner ausgesprochen, wenn ihm muta cum liquida voraufgehen; also in den Endungen: ble, cle, dle, fle, gle, ple, sle, tle, vle (und rle); dme, gme, sme, tme (und rme, lme); dne, gne, sne, (und rne, lne); bre, cre, dre, fre, gre, pre, tre, vre.

3) Die Endsilben ste, que, werden ausgesprochen sobald sie sich nicht leicht mit dem folgenden Konsonanten verbinden.

4) Das e muet wird gewöhnlich vor h aspirée gesprochen.

5) Die bei vokalischem Auslaut der vorhergehenden Silbe mit einer einfachen liquida anlautenden weiblichen Endungen werden nicht gesprochen.

Nach Lubarsch ist mit diesen fünf Regeln dem Leser französischer Verse eine ausreichende Richtschnur gegeben. Doch möchte ich noch auf zwei Fälle aufmerksam machen, die mir für das richtige Lesen der Verse ebenso wichtig erscheinen.

Seitdem eine freiere Praxis des Verses es dem Dichter gestattet, mit seinem Satze in den folgenden Vers so überzugreifen, daß die Satzpause vor oder hinter die Zäsur fällt (Enjambement), trifft es sich nicht selten, daß eine weibliche Silbe vor die Pause tritt. In einem solchen Fall muß die weibliche, sogenannte stumme Endung nachklingen.

Je ne signerai pas! L'impétueux César
Le lève! Dandolo l'écrase d'un regard. (Legouvé)

Aber auch ohne Enjambement, sobald nach der stummen Silbe eine bedeutende syntaktische Pause vor oder nach der Zäsur eintritt:

Belle vierge, sans doute enfant d'une déesse. (Chénier.)
Ma fille, c'est bien fait; poursuis toujours ainsi. (Chénier.)
Il succombe. L'enfant interdite et peureuse. (Chénier.)

Der andere Fall, auf den ich hinweisen möchte, wird durch den Rhythmus bestimmt. Es ist schon gesagt worden, daß zwei entschieden betonte Silben innerhalb der Versreihen nicht aufeinander folgen können. Wenn also eine sogenannte stumme Silbe zwischen zwei betonten sich befindet, so kann sie nicht unausgesprochen bleiben. Jede stumme Endsilbe (e, es, ent) zwischen zwei betonten ist zu sprechen. Ich glaube, daß dieses Gesetz, von

einigem Belang ist und das richtige Lesen der Verse fördern muß, z. B.:

> Philomèle chante et s'élance.
> O mort! tu peux attendre; éloigne, éloigne-toi.
> Pour moi Palès encore a des asiles verts.
> (Chénier: Jeune capt.)
> Tous deux sont écrasés sous une roche noire. (V. Hugo.)

Man weiß, daß seit dem Vorgang V. Hugos der klassische Alexandriner sich bedeutend umgestaltet hat. Die Zäsur nach der sechsten Silbe ist, wo nicht verschwunden, doch dadurch sehr beeinträchtigt worden, daß neben ihr noch andere Pausen und oft stärkere ihre (der Zäsur) Wirkung fast vernichten. Solche moderne Alexandriner sind auch anders zu lesen als die alten.

> Il neigeait. On était vaincu par sa conquête,
> Pour la première fois l'aigle baissait la tête.
> Sombres jours! L'empereur revenait lentement,
> Laissant derrière lui brûler Moscou fumant etc.
> (V. Hugo: L'expiation.)

Die moderne Technik ist soweit gegangen, daß sie einen neuen dreiteiligen Alexandriner geschaffen hat. Aus Baudelaires Gedichten wäre eine ergiebige Lese zu gewinnen, hier nur einige:

> Vivre est un mal / c'est un secret / de tous connu.
> Un long roseau / qu' avec adresse / il enjolive.
> A la très belle / à la très bonne / à la très chère.

Auch der Zehnsilbner muß bei Baudelaire herhalten und seine Zäsur aufgeben:

> Ou seul avec la nuit, maussade hôtesse.
> Je suis comme un peintre qu'un dieu moqueur.

Doch werden noch keine ganzen Gedichte aus diesen neumodischen Versen gewoben. Ihre Dichter begnügen sich noch damit, sie unter regelrechte zu mischen. Wenn ein solcher regelrechter Alexandriner auf eine Tirade zerhackter Verse folgt, so nennt man ihn un grand vers jailli (siehe Legouvé, La Lecture en action, S. 119), und ein solcher muß dann vorschriftsmäßig von Zeit zu Zeit wiederkehren.

Da das Verwischen der Zäsur dem Rhythmus bei langen Versen eine seiner Stützen nimmt, so muß naturgemäß ein Ersatz gefunden werden. Diesen findet die neue Schule, deren Haupt-

theoretiker de Banville ist, in der Hebung des Reims. Dieser soll nun alles ersetzen. Auf den Reim soll alles im Verse deuten und hinzielen, wie der Saft der Pflanze in die Blüte treibt. „On n'entend dans le vers," sagt Banville in seinem Petit traité de poésie française, „que le mot qui est à la rime, et ce mot est le seul qui travaille à produire l'effet voulu par le poëte. — La rime est l'unique harmonie du vers et elle est tout le vers." Dies sind offenbar Übertreibungen; aber als folgerichtig muß es erscheinen, wenn Banville und seine Schule diesen Reim, der alles bedeuten soll, so reich wie nur möglich ausstatten wollen. Nun ist aber der reiche Reim derjenige, bei dem der dem reimenden Vokal vorangehende Konsonant ebenfalls gleichklingt. Dieser Konsonant (consonne d'appui) wird als absolut notwendig gefordert; jaloux und loups, divise und improvise. „Sans consonne d'appui pas de rime et, par conséquent, pas de poésie." Banville, (Petit traité S. 56.) Diese außerordentliche Bedeutung, die dem Reime zuerkannt wird, verlangt auch eine besondere Lesung desselben. Er muß beim Lesen hervorgehoben werden und durch eine kleine Pause vom Anfange des folgenden Verses getrennt werden, selbst im Falle des Enjambement.

Wenn aber die Poesie wirklich nur von der Vollkommenheit des Reims abhinge, so müßte man sie einem Lamartine und Musset absprechen, da beide oft sehr nachlässig gereimt haben.

Was die Aussprache der weiblichen Endungen des Reims anbetrifft, so ist auch Banville der Meinung, daß sie nicht nachklingen sollen. „C'est une règle absolue, sagt er, que dans les vers féminins la dernière syllabe du vers (l'e muet seul ou suivi des lettres s ou nt) ne se prononce pas." Was soll man dann zum Ausspruche Legouvés sagen? „Celui qui retranche l'e muet final fait un vers masculin d'un vers féminin." Doch wer Legouvés Art de la lecture recht kennt, weiß, daß sich der Schriftsteller oft selber widerspricht. Es ist nicht zu glauben, daß der berühmte Vorleser wirklich alle weiblichen Endungen (also die Hälfte der vorhandenen) mit dem häßlichen Laute eu ausklingen läßt.

Interessant ist in dieser Hinsicht die phonetische Transskription, die Prof. Passy in seinem Français parlé (2. Aufl.) von Versen

giebt. Da sieht man, daß er in gewissen Fällen die weiblichen Endungen am Versende als gesprochen bezeichnet z. B.: minis**tre**, au**tre**, dia**ble**, funè**bres**, ténè**bres**, fenê**tre**. Warum er aber dieselben Endungen in anderen Wörtern wie in sinis**tre**, nô**tres**, pitoya**ble**, ê**tre** nicht tönen läßt, ist durchaus nicht ersichtlich, um so weniger als einige von ihnen mit den ersten das Reimpaar bilden. Es scheint als ob Passy sich des Gesetzes nicht bewußt gewesen wäre, das wir oben anführten, wonach die Endungen mit e muet nach muta cum liquida zumal innerhalb des Verses auszusprechen sind. Doch ist der Hinweis Passys, daß solche auch am Versende hörbar sind, beachtenswert.

Beim Lesen der französischen Verse kommt es ferner auf die richtige Behandlung der Liaison an. Die Liaison findet in den Verslehren nur wenig Beachtung; und doch bietet sie besonders dem Fremden viel Schwieriges.

Zunächst gelten für sie mehrere der Regeln, die sie in der Prosa bestimmen. So darf man bei den Wörtern, deren Endkonsonant stumm ist, wie in banc, étang, fusil, nom, respect, nez u. s. w. diesen im Verse, selbst auf die Gefahr hin einen Hiatus zu begehen, doch niemals aussprechen:

D'un ton un peu plus haut, mais pourtant sans audace. (Boileau.)
Il faut par la raison adoucir son malheur. (Malherbe.)
O fantôme muet, ô notre ombre, ô notre hôte. (V. Hugo.)

Andrerseits kann der Endkonsonant von Wörtern wie vif, lac, tous, coq, mer u. s. w. vor einem folgenden Konsonanten nicht übergangen werden, selbst wenn dessen Aussprache den Rhythmus zu schädigen scheint, indem es dann klingt, als ob ein dumpfes e, eine überzählige Silbe, dazwischen liege.

Qu'un stoïque aux yeux sécs vóle embrasser la mort. (Chénier.)
Qu'importe! on fuit. La frayeur rend barbare. (Béranger.)
Enfin contre l'hiver tous font cause commune. (Delille.)

Am erträglichsten ist dieser konsonantische Zusammenstoß bei der Zäsur, wie im ersten dieser Beispiele. Da, wo die Liaison nicht ausdrücklich untersagt ist, d. h. in den Fällen, wo sie überhaupt stattfinden kann, soll sie auch in der Poesie beobachtet werden. Durch diese strenge Beobachtung der Liaison zeichnet sich die Poesie

vor der Prosa, selbst vor der höheren Prosa aus, in welcher die Bindung im allgemeinen auch Vorschrift ist.

Nur am Ende der Verszeile bei männlicher Endung darf der auslautende Konsonant nicht mit dem folgenden Versanfang verbunden werden, sonst würde eine Trübung des Reims entstehen und der Vers seine rhythmische Selbständigkeit verlieren. Nicht einmal im Falle des Enjambement darf diese Liaison stattfinden.

Endlich verlangen beim Lesen der Verse noch die Vokalverbindungen besondere Aufmerksamkeit. Wenn im Verse nichtdiphthongierte Vokale auf einander treffen, so entsteht der Hiatus. Obschon die Puristen unter den französischen Metrikern erklärt haben, daß der Hiatus dem Ohre ein Greuel ist, so ist es ihnen doch nicht gelungen, ihn ganz aus der Poesie zu vertreiben. Auch sie müssen ihn innerhalb des Wortes gelten lassen, wie in héroïsme, **jouet**, **muet**, **ruiner**. Doch geht die Toleranz nicht weiter. Streng geächtet ist der Hiatus von Wort zu Wort. Noch kurz vor Malherbe, der diese Ächtung zuerst ausgesprochen hat, konnte Ronsard mit gutem Gewissen den Vers dichten:

Amour qui as ton règne en ce monde si ample.

Seitdem aber hat sich die Angst vor dem Hiatus auf dem französischen Parnaß so festgesetzt, daß selbst ein Bilderstürmer wie Victor Hugo diesem Götzen nicht nahezutreten wagte. Erst Banville hat sich unterstanden, nicht etwa den Hiatus in seine Poesie aufzunehmen, sondern nur zu bedauern, daß er es nicht thun kann. „Que nous ayons perdu, sagt er, un trésor de nuances d'harmonies délicates à la suppression de l'hiatus, cela n'est pas à démontrer: il suffit pour s'en convaincre d'ouvrir les poèmes du 15ème et du 16ème siècle. (Petit traité, S. 101). Mehrere moderne Dichter haben sich in diesem Bedauern Banville angeschlossen, so Théodore Monod am Schluße eines geistreichen Gedichts Sur l'hiatus:

Ah! que n'as-tu livré, vaillant Victor Hugo,
Ce glorieux combat, plus grand que Marengo!
Tu demeurais vainqueur sur le champ de bataille;
Pour briser le tyran toi seul étais de taille;
Si ton génie altier se courba devant lui,
Qui donc à s'affranchir songerait aujourd'hui?

Tant que nous les verrons respecter par les aigles,
Nous autres passereaux, ne sortons point des règles:
J'ai soulagé ma bile, et désormais motus!
Puisque règle il y a, évitons l'hiatus.

Gramont verteidigt die Vorschrift Malherbes dadurch, daß er sagt: „C'est précisément parce que ces rencontres de voyelles sont fréquentes dans le corps des mots qu' on a été amené à les proscrire dans d'autres cas (zwischen den Wörtern), afin d'empêcher que l'effet n'en devînt désagréable en se multipliant, comme il arrive pour toute espèce de répétition." (S. 39.) Bei den innerhalb der Wörter im Verse vorkommenden Vokalverbindungen muß man sich ihren Silbenwert klar machen. Im zweiten der oben angeführten Verse heißt es ce glorieux combat. Ist nun dieses glorieux wie in der Umgangssprache zweisilbig, oder ist es dreisilbig zu sprechen? Offenbar dreisilbig, sonst käme eine unrichtige Silbenzahl des Verses, und folglich ein falscher Rhythmus heraus. Diese Silbenzählung bei Vokalverbindungen bildet ein weitläufiges Kapitel der französischen Verslehre, und ich kann hier nur auf die Bedeutung der Sache für die Lektüre hinweisen. Sehr viele Wörter zählen in der Poesie mehr Silben als in der Prosa. In seinem Wörterbuche giebt Littré meist die beiden Zählungen an. Bei obsession z. B. ob-sè-sion, **en vers** de quatre syllabes ob-sè-si-on. Gramont schlägt vor einige von diesen Wörtern mit doppeltem Silbenwerte als douteux anzusehen, z. B. die auf ien wie ancien, so daß sie der Dichter je nach Bedürfnis als zwei oder dreisilbig gebrauchen könnte. Es ist anzunehmen, daß mit der Zeit die Dichtung sich in diesem Punkte der Umgangssprache anpassen wird; die gelehrte Etymologie, auf der sie noch fußt, wird der Gewalt des Gebrauchs nachgeben müssen.

Ich fasse die für das Lesen der französischen Verse gegebenen Anweisungen noch einmal kurz zusammen:

1) Beobachtung des natürlichen Rhythmus der Sprache, der im Verse nachdrücklicher hervortreten muß als in der Prosa.

2) Beobachtung der vorgeschriebenen Akzente bei Zäsur und Reim.

3) Richtige Behandlung der sogenannten stummen Endungen nach den sieben aufgestellten Regeln.

4) Hervorhebung und reines Sprechen des Reims.

5) Richtiges Binden der Wörter.

6) Regelrechte Lesung der Vokalverbindungen im einzelnen Worte, von Wort zu Wort und von Versende zu Versanfang.

2. Hundert Jahre ungarischer Litteraturentwickelung von Herrn Dr. Julius Ziehen.

1) Die Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich hat sich vor vier Jahren das Verdienst erworben, als 10. Band ihrer Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen dem deutschen Publikum eine Geschichte der ungarischen Litteratur zu geben. Das Werk, verfaßt von einem Ungarn, Prof. Schwicker in Pest, ist eine geschickte, freilich zuweilen allzu wortreiche Kompilation, reichlich versehen mit Litteraturproben sowie mit Inhaltsangaben wichtigerer Erzeugnisse der magyarischen Litteratur. 944 Seiten enthält das Buch und auf diesen wie viele Namen, die für den normal gebildeten Deutschen, ja für die litterarhistorische Forschung in Deutschland unbekannte, nie beachtete Größen sind! Petöfi und Jókai — damit ist ja wohl bei den meisten das Inventar der Vorstellungen von ungarischer Litteratur erschöpft, und die Meisten werden beim Anblick eines Buches wie das Schwickerische erstaunt die Frage stellen, ob sichs denn lohnt, ihrem Kenntnisbestand das gewaltige Plus des wirklich Vorhandenen auch nur zum kleinsten Teile zuzufügen. Wir werden für jedes Studium der Litteratur, abgesehen von persönlichen und nationalen Motiven, stets drei Gesichtspunkte festzuhalten haben und wollen an diesen drei Gesichtspunkten die Berechtigung der Beschäftigung mit der ungarischen Litteratur kurzer Prüfung unterziehen: da kommt zunächst — und nicht nur für wissenschaftliche Forschung — der absolute poetische Wert litterarischer Produkte in Betracht: in dieser Hinsicht kann es nur bedauert werden, daß so manches wertvolle Werk der magyarischen Poesie bei uns unbeachtet ist: Arany freilich, neben Petöfi der bedeutendste ungarische Dichter, ist in den bisher vorhandenen Übersetzungen nicht voll zu genießen, leider wohl überhaupt mit am schwersten zu übersetzen von allen mir bekannten Dichtern, nicht der Ungarn allein; aber auch gut Übersetztes wird wenig bei uns beachtet: gerade die besten

Romane Jókais, der ungarische Nabob und Kárpáthy Soltán, werden am wenigstens gelesen, und wer kennt, obwohl er in der Reclamischen Bibliothek erschienen ist, den Eötvösischen Dorfnotar? Es wird in Ungarn viel gethan, um die Produkte der magyarischen Poesie dem Ausland zugänglich zu machen, und es ist manches Wertvolle unter diesen Übersetzungen, das wir beachten sollten.[1] — Die wissenschaftliche litterarische Forschung will nicht nur das Schöne genießen, sie fragt nicht nach dem poetischen Wert allein, sondern hat meines Erachtens noch zwei andere Gesichtspunkte zu verfolgen: als ein dienender Teil der Geschichtswissenschaft erforscht sie in dem litterarischen Schaffen eines Volkes ein wichtiges Element seines nationalen Lebens und spürt so den allgemeineren Gesetzen geschichtlicher Entwickelung nach, als Dienerin der Poetik — ich möchte Begriff, Ziel und Forschungsmethode dieser Wissenschaft im Diltheyischen Sinne verstanden haben — schafft sie durch Analyse aller Erzeugnisse poetischen Schaffens das Material, das uns das Wesen dieses poetischen Schaffens erkennen lehrt; es wird zu fragen sein, ob und wieweit die litterarhistorische Forschung in der magyarischen Litteratur wertvollen Stoff findet für diese beiden Seiten und Ziele ihrer Thätigkeit. Also zunächst: die Litteratur als ein Teil, als ein Symptom des nationalen Lebens, ihre Erforschung als Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die neuere Geschichte Italiens bis zu seiner Einigung sich nur verstehen läßt bei genauer Kenntnis der litterarischen Bewegung, die neben der politischen Entwickelung einher-, ja ihr vorangegangen ist. In Italien handelt es sich um ein wichtiges und großes Gut, um die Einheit des Vaterlandes; in Ungarn handelt es sich vielleicht noch um mehr: es handelt sich um die nationale Existenzberechtigung und um die Möglichkeit der nationalen Existenz. Es kann hier nicht gefragt werden, wie weit die Ausführungen der deutschen Publizistik über die nationalen Bestrebungen der Magyaren richtig oder falsch sind — die historische

[1]) Schwicker hätte es nicht unterlassen sollen, seinem Buche eine bibliographische Übersicht der vorhandenen Übersetzungen ungarischer Litteraturprodukte hinzuzufügen. Hoffentlich erwirbt sich die Ungarische Akademie einmal das große Verdienst einer derartigen Veröffentlichung.

Forschung hat die Geschichte dieser Bestrebungen objektiv festzustellen, und wem es von Wert ist, zu erkennen, wie bei dem Kampf um nationales Dasein die Litteratur ihre bedeutungsvolle Rolle spielt, der wird schwerlich ein typischeres Beispiel finden als die magyarische Litteratur. Und endlich die Poetik: findet auch sie mit ihrer naturgemäß mehr biographischen und das Individuum prüfenden Betrachtungsweise in der ungarischen Litteratur einen geeigneten und wertvollen Stoff? Es ist jüngst in deutscher Sprache eine ausführliche Biographie Petöfis erschienen, die eine der eigenartigsten, dazu in ihrem Schaffen durchsichtigsten Dichternaturen in zweckentsprechender Weise auch einem nichtmagyarischen Publikum vor Augen führt; sie enthält das wertvollste Material zu einer Poetik im eben bezeichneten Diltheyischen Sinne; und was weiter unten z. B. in kurzen Andeutungen über die Entwickelung der Epik in Ungarn gesagt werden wird, mag ebenfalls hier schon herangezogen werden.

2) Die Hilfsmittel zum Studium der ungarischen Litteratur sind naturgemäß zum weitaus größten Teile in ungarischer Sprache verfaßt; vortreffliche litterargeschichtliche Werke von Z. Beöthy, J. Baier und anderen neueren ungarischen Gelehrten beweisen, wie eifrig die Ungarn auch auf diesem Gebiete an ihrer Selbstbiographie arbeiten. Ein ungarisches Schriftstellerlexikon großen Stils wird soeben im Auftrage der ungarischen Akademie von Joseph Szinnyei herausgegeben; doch werden die meisten Resultate der Forschung auch dem außerungarischen Publikum mit anerkennenswerter Fürsorge zugänglich gemacht. Seit 1882 macht es sich die Ungarische Revue zur Aufgabe, in deutscher Sprache die Arbeiten von ungarischen Gelehrten ganz oder auszugsweise zu reproduzieren, ein Bestreben, das wohl das Entgegenkommen deutscher Bibliotheken und Leserkreise verdiente[3]); in der Revue erscheinen auch seit Jahren bereits

[2]) Alexander Fischer, Petöfis Leben und Werke. Leipzig 1888. W. Friedrichs Verlag — Die Besprechung des Buches von K. Heinrich Ungar. Revue IX 501—517.

[3]) Unseren Lesern ist die Ungarische Revue (UR) in der Bibliothek des Goethehauses zugänglich. — Eine ziemlich gute Anthologie ungarischer Lyrik hat D. Haek in Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes

teilweise recht gelungene Übersetzungen der verschiedensten Proben ungarischer Poesie. Nimmt man dazu, daß auch in populäre Unternehmungen wie Meyers und Reclams Volksbibliothek Werke der ungarischen Litteratur mehr und mehr Eingang finden, so muß man sagen, daß es an bequemer Gelegenheit, diese Litteratur kennen zu lernen, eigentlich nicht mangelt. Schwickers schon genanntes Buch wirkt mit seiner Überfülle doch auch minderwertigen Stoffes auf den Leser außerhalb Ungarns ohne Zweifel erdrückend: eine schärfere Hervorhebung des Wichtigen, namentlich dessen, was speziell durch sein Verhältnis zur deutschen Litteratur oder aber für ein vergleichendes Litteraturstudium von Wichtigkeit ist, würde das Buch für den deutschen Leserkreis, auf den es berechnet, wertvoller gemacht haben.

3) Kaum etwas über 100 Jahre ist die ungarische Litteratur alt, soweit von einer zusammenhängenden Entwickelung die Rede sein kann: versuchen wir, diese 100 Jahre kurz zu überblicken, wobei von den oben hervorgehobenen Gesichtspunkten am besten der historische den leitenden Faden giebt.[4]) Als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts Mitglieder der von Maria Theresia gegründeten Leibwache durch Einrichtung eines litterarischen Zirkels der ganz darniederliegenden ungarischen Litteratur neues Leben zu geben suchen, da bildeten die Verhältnisse Ungarns einen Anachronismus im Leben der europäischen Kulturvölker, Alles gilt es zu schaffen: eine Sprache, die den modernen Ideen Ausdruck geben, eine Nation, die sie verstehen kann. Es verdient Bewunderung, wie rastlos Bessenyei und seine Genossen diese Aufgabe zu erfüllen trachten. In reicher, freilich auch regelloser Fülle ergießt sich der Strom europäischer Kultureinwirkung in die ungarische Litteraturproduktion. Es hat für uns weniger Interesse, die Scheidung dieser Produktion nach verschiedenen Schulen, einer französischen, alt-

herausgegeben (No. 193—195). Schon früher erschien: „Pannoniens Dichterheim“ von Adolf v. d. Haide (Pseudonym für A. Handmann), Stuttgart 1879, mit wunderlicher Stoffanordnung, aber teilweise guten Übersetzungen.

[4]) Von den Werken der ungarischen Litteratur vor 1760 kann nur des jüngeren Zrinyi Gedicht über den Fall von Sziget schon wegen des behandelten Stoffes auf allgemeinere Beachtung Anspruch erheben; das Gedicht ist übersetzt von G. Stier in Zerbst; siehe auch Ber. d. Hochstifts 1889, S. 54.

klassischen und nationalen zu verfolgen; wichtiger ist, zu sehen, wie in Übersetzungen und Nachahmungen der Einfluß der entwickelteren europäischen Litteraturen sich äußert. Wir begegnen in sonderbaren Reflexen den Nachwehen der deutschen Wertherperiode: ein schlechtes Produkt von ihr „Adolfs gesammelte Briefe" (1778), regt Kazinczy, den Übersetzer auch des Sigwartromans, zu einer ungarischen Bearbeitung an; diese, die „Briefe eines Bácsers" geben dem litterarisch sonst wenig thätigen Josef Kármán Anregung zu seinem sentimentalen Roman „Fannys Nachlaß" (Reclams Univ.-Bibl., No. 1378) — einem wunderlichen Gegenstück zum Werther. In Kazinczys rastloser Übersetzerthätigkeit, daneben in seinem Bestreben, die magyarische Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes litteraturfähig zu machen, kommt der Charakter dieser Anfangszeit am bezeichnendsten zum Ausdruck. Schwicker läßt die weitere Entwickelung sich in drei Perioden vollziehen: die erste 1808—1830 soll die Blüte des antik-nationalen Klassizismus darstellen, dem von 1830—49 die Vorherrschaft des Nationalismus und von 1849 bis zur Gegenwart eine Reihe „neuerer Richtungen" folgen. Die Einteilung scheint mir von zweifelhafter Berechtigung und von unzweifelhaft geringem Werte[5]: das Wichtige und Interessante an der 100jährigen Entwickelung von 1760—1867 ist das gewaltige Ringen nach nationalem Inhalt, nationaler Form und nationaler Wirkung der neuerwachenden Litteratur — in diesem Streben geht es rastlos und ohne beachtenswerte Reaktion fort, bis das Ziel erreicht ist und — das wird nicht zu leugnen sein — eine Periode nachlassender Kraft eintritt. Betrachten wir in kurzer Übersicht, wie sich das litterarische Schaffen der Magyaren aus dem Chaos der eben geschilderten

[5]) Eine interessante Periodisierung giebt Hermann Schuhmacher in seinen „kulturhistorischen und politischen Skizzen aus dem modernen Ungarn". Hamburg 1891. Er stellt, ausgehend von einem Goethischen Gedanken, (S. 61) die Entwickelung des modernen Magyarentums in vier Männerpaaren da, deren einer Vertreter jedesmal ein Politiker, der andere ein Schriftsteller ist: Széchényi und Vörösmárty, Kossúth und Petöfi, Franz Deák und Johann Arany, Tisza und Jókai. Die Methode „Durch das Medium des Individuums in den Geist der Zeit einzudringen" ist damit ganz glücklich durchgeführt: wie wenig erschöpfend — naturgemäß übrigens — die Darstellung sein kann, beweist schon das Fehlen von Eötvös, des Politikers und Dichters in einer Person.

*

Anfangszeit mit ihren überreich zuströmenden fremden Einflüssen zu nationaler Selbstständigkeit abgeklärt hat; es wird am zweckmäßigsten sein, dem auf den verschiedenen Gebieten poetischer Produktion getrennt nachzugehen.

Ganz unverhältnismäßig groß ist die Epenproduktion dieser ersten Blütezeit der ungarischen Litteratur. 1772 macht Bessenyei mit einer Versifizierung der Geschichte des Königs Matthias den Anfang; wenig später müht sich Horváth ab, die Geschichte des Johann Hunyadi durch das Aufgebot der nötigen allegorischen Figuren zu einem Epos umzugestalten und läßt der Hunniade eine Rudolphiade im Stile seines deutschdichtenden Landsmannes Pyrker folgen. „Schön wie ein episch Gedicht" ist die ungarische Nationalgeschichte mit Recht von einem sonst sehr oberflächlichen Darsteller des Ungarlandes genannt worden: so war Stoff genug vorhanden — kein Wunder, daß die Epenproduktion quantitativ sehr bedeutend war in der jungen Litteratur. Erfreulich jedoch ist das anfangs Geleistete nicht; die fremde Form des Hexameters benahm dem sprachlichen Ausdrucke seine Ungezwungenheit, das unglückliche Streben, nach einer thörichten Theorie die epische Handlung mit Göttermaschinerie und entsprechender Ausstattung zu umgeben, läßt vollends die Natürlichkeit verloren gehen — den Göttergestalten in einem Epos, wie „Zaláns Flucht" von Vörösmárty,[6]) sieht mans sofort an: sie sind nach exotischem Rezept gearbeitet — und doch stehen Vörösmártys Epen gegenüber einer Dichtung wie Andreas Horváths „Árpád" mit Recht als Meisterwerke da, neben denen nur Czuczors Botond wegen eines erfreulichen Fortschrittes zu nationaler Fassung und Natürlichkeit zu nennen ist.

Und nun ist es merkwürdig zu sehen — diesen vielversprechenden Anfängen folgt ein Aufschwung der Ependichtung, wie er meines Erachtens nicht seines gleichen hat in der zeitgenössischen

[6]) Siehe die Übersetzung des Anfangs, UR IX, 342 ff. von A. Handmann. Vörösmárty hat auch der späteren Geschichte seines Volkes Epenstoffe entnommen. Die kleineren Gedichte dieser Art sind bei weitem die besten, so „Cserhalom", übersetzt von Stier (siehe Litteratur-Berichte aus Ungarn 1879, S. 197 ff.) und „Die beiden Nachbarburgen", sowie das Epos über die Verteidigung von Erlau gegen die Türken.

Litteratur. Johann Arany thut den entscheidenden Schritt: er verläßt die fremdartige Form des Hexameters, kehrt zur nationalen trochäischen Strophe zurück, er verzichtet auf die Durchführung der Rezepte, ohne die nach den Anschauungen einer pedantischen Poetik ein Epos nicht geschaffen werden kann. Dafür nimmt er mit unnachahmlich schlichter Kunst der Wiedergabe die verschiedensten Motive aus Natur- und Volksleben des Heimatlandes auf und giebt damit seiner Ependichtung einen volkstümlichen Charakter, wie ihn die Litteratur nur auf dem Gebiete des Liedes, soweit ich sehe, sonst aufzuweisen hat. Erstaunlich gut gelingt dem ungarischen Poeten das kühne Wagnis einer epischen Bearbeitung der alten Volkssage von Attila und seinem Bruder Buda: sein Epos Budas Tod, nicht übel übersetzt von J. Sturm,[7] verdient die Beachtung des deutschen Lesers schon wegen des der Nibelungensage so nahestehenden Stoffes, mehr noch aber wegen dieser außerordentlich glücklichen Belebung alter Volksdichtung. In seiner Tolditrilogie trifft Arany ebensosehr den Ton der nationalen Dichtung: die Inhaltsangabe bei Schwicker S. 657 ff. kann von dem Reize des Epos wenig ahnen lassen, auch die bisher erschienenen Übersetzungen kämpfen nicht mit ausreichendem Erfolge gegen die großen Schwierigkeiten der Aufgabe, vielleicht, daß die Zukunft eine ausreichende deutsche Nachdichtung dieses besten, in seiner Art einzigartig ungarischen Epos bringt.

Nationale Stoffe in Romanform zu behandeln versucht im Jahre 1788 Dugonics mit einem Roman Etelka, der die Zeiten der Invasionsherzöge Arpád und Zoltán mit harmloser Geschichtsmacherei zu beleben sucht. Einen höheren Aufschwung nahm die Romandichtung erst als unter Walter Scotts Einfluß in allen europäischen Ländern die meist recht langatmige historische Prosaerzählung in Mode kam. Von dem ersten ungarischen Nachahmer Scotts, dem

[7] Proben siehe Litteratur-Berichte aus Ungarn 1879, S. 303 ff. — Über G. Fabians Epos: „Der Zorn Budas" siehe UR. 1885, 648 ff. Der schwierigen Frage nach dem Vorhandensein einer originalen ungarischen Tradition des Attila, und damit zugleich eines Teiles der Nibelungensage kann hier nicht nachgegangen werden. Schwicker S. 42 begnügt sich mit einem wenig förderndem Kompromiß der beiden Ansichten.

Baron Nikolaus Jósika, der auch in deutscher Sprache geschriftstellert hat, kann der bei Reclam erschienene Roman Abafi eine Vorstellung geben; die Nation lernte aus diesen und anderen Werken Jósikas eigentlich erst ihre eigene Geschichte kennen. Das Bild war natürlich nicht das Ergebnis kritischer Forschung, auch Jósika treibt gelegentlich, so im Decebal, die obenbezeichnete Art der Geschichtsmacherei; und doch haben Jósika und seine Genossen das bleibende Verdienst, wenn auch in dieser poetischen Form, doch immerhin die Geschichtsschreiber ihrer Nation geworden zu sein. Jósikas Erzählertalent ist unbestreitbar. Die Breite der Exposition hat er mit seinem englischen Vorbilde gemein; freilich treten diaskeuastische Bemerkungen zahlreicher und unbeholfener auf, als z. B. bei Scotts deutschen Nachahmern, und gelegentlich sind die Kunstmittel primitive: im Eingang des „Letzten Bathori“ gewinnen wir die nötigen historischen Kenntnisse, indem uns der Autor in — eine Schulstube führt und dort Geschichte treiben läßt. — Jósika am nächsten in all diesen Beziehungen steht der Siebenbürger Siegmund v. Kemény. Es steckt eine Menge, freilich oft recht unbeholfen vorgetragener, feinster Schilderung und Erzählung in seinen Romanen, deren einer „Die Schwärmer“ schon durch die Namensvetterschaft, auch durch die Art des Inhalts die Vergleichung mit Scotts Old mortality fordert. Es ist bei Jósika und Kemény in Bezug auf die äußere, selbst die sprachliche Form ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können: dies Mißverhältnis ist fast gänzlich ausgeglichen bei Eötvös, bei weitem dem Höchststehenden unter den ungarischen Prosaschriftstellern, meiner Schätzung nach. Mit Meisterhand führt sein Dorfnotar (deutsch bei Reclam) die Zustände des Landes um 1830 vor Augen; klar und doch voll von Kraft ist die Darstellung des Dozsaaufstandes in dem Roman „Ungarn im Jahre 1514“: namentlich der erstere Roman verdient sicher mit die erste Stelle in der so großen Zahl von Nachahmungen der Waverley Novels. — Wer sich am Dorfnotar erfreut hat, muß Jókais beste Romane, den „Ungarischen Nabob“ und seine Fortsetzung „Kárpathy Zoltán“, in die Hand nehmen: man kann dem weltbekannten Romandichter nicht besser näher treten als von dieser Seite her. Die Kunst des leichten Erzählens über-

trifft die von Eötvös bei weitem; die Handlung ist zum Teil vortrefflich ersonnen, und einzelne Schilderungen, wie die der großen Donauüberschwemmung, sind meisterhaft. Und doch treten schon hier Jókais Fehler in nuce hervor: sein gelegentlich recht oberflächliches Motivieren, das häufige Überhandnehmen seiner Phantasiethätigkeit, ja selbst schon jene neuerdings namentlich durch schlechte Nachahmung unausstehlich gewordene abgebrochene Art zu Erzählen, jene Hallucinationssyntax mit kurz abgerissenen Sätzen, wie sie in Fieberphantasien stilgerecht sein mag. Jókais beste Werke fallen in eine vergangene Zeit: wie er selbst, so hat auch die Nation im allgemeinen sich ziemlich abgewendet von der Bahn Jósikas und Keménys, von der Bahn, deren Höhepunkt wir in Eötvös fanden.[8])

Am innerlichsten und unmittelbarsten wird der Sondercharakter einer Nation sich stets in der Lyrik verkörpern. Kurz nach 1800 erschien von Alexander Kisfaludy in zwei Teilen ein Zyklus lyrischer Gedichte, der unter dem Titel „Himfys klagender" und „Himfys glücklicher Liebe" die Geschichte einer Liebe giebt. Der Dichter ließ dem allgemein bewunderten Werke „Sagen aus der ungarischen Vorzeit" folgen, die auch nichts anderes sind, als einzelne mehr lyrische als erzählende Liebesgeschichten: die Anlehnung an das nationale Leben ist es, die den Fortschritt gegen „Himfy" bezeichnet. Einen weiteren Aufschwung gaben der ungarischen Lyrik die Kämpfe der 20er, 30er und 40er Jahre. Ermahnungen, wie sie schon im Jahre 1807 Daniel v. Berzsenyi in seiner bei Schwicker S. 371 abgedruckten Ode: „An die Ungarn" — freilich beengt durch die Fessel der klassischen Odenform — an seine Nation gerichtet hatte,[9]) finden nun ihre freie, natürliche Form: die Vaterlandshymne Kölcseys, des ungarischen Homerübersetzers, bei Haek S. 15 ff. mag dafür den Beweis ergeben.

[8]) Vgl. über den ungarischen Roman noch A. Dux: „Die ungarische Roman- und Erzählungslitteratur in der Gegenwart." Litter.-Berichte aus Ungarn 1889, S. 107 ff.

[9]) Desselben Dichters „Ulmer Schlacht" (1805) s. deutsch v. Handmann UR. X 709. — Eine gute Probe von Berzsenyis nationaler Dichtung im fremdartigsten Kleid giebt das Gedicht: „Die Tänze" bei Haek a. a. O. S. 10.

Vörösmárty war als Epiker durch die fremde Form behindert worden, als Lyriker findet er ungehindert den volkstümlichen, natürlichen Ton; sein „Aufruf" vom Jahre 1837 ist ein Meisterwerk patriotischer Dichtung, und sein „Foter Weinlied" läßt nicht ahnen, wie schwerflüssig des Dichters Lyrik gelegentlich sein kann.[10]) Michael Tompa findet mit seiner zarten, etwas sentimentalen Dichternatur, — man vergleiche sein Gedicht „Im Hanffeld klagt die Nachtigall" (UR., IX 543) — Töne der Klage über das Elend der Nation. Je wilder der Kampf tobte, desto kräftigeren Ton mußte die nationale Lyrik anschlagen.

Ein Lyriker, zugleich ein Kind der Zeit der höchsten nationalen Begeisterung in Ungarn, ist es denn auch, der allein von allen magyarischen Schriftstellern unbestritten seine Stelle in der Weltlitteratur einnimmt: Petöfi. Was den wahren Lyriker in erster Linie ausmacht, das unmittelbare, spontane Umsetzen des Gefühles in die poetische Form, eignet dem ungarischen Dichter ähnlich wie etwa dem Schotten Burns. Wenn seine Romane — meist etwas übertrieben — den bittersten Tadel finden, so ist es Petöfis, des Lyrikers, beste Eigenschaft, die sie so tadelnswert macht; Reflexion und Kunst der Ausgestaltung sind des Dichters Sache nicht: seine Romane leiden unter diesem Mangel, seine Lyrik erhält durch denselben Mangel den Reiz hinreißender Unmittelbarkeit. Einerlei ob Petöfi in schlichter Weise ein Stück aus dem Leben der Heideschenke erzählt, wie in „Der Csarda an der Számos", oder ob er in behaglicher Breite von „Hans Kukurutz" abenteuerlichen Fahrten berichtet, ob er, wie im „Schafhirten" (s. Schwicker, S. 624 f.), ein ἀπροσδόκητον à la Heine findet oder mit rücksichtsloser Unbändigkeit politische Lieder wie sein „Hängt die Könige" singt, stets bleibt der Zauber der stark empfindenden, ungekünstelt sich aussprechenden Dichternatur der gleiche, derselben Dichternatur, die scheitern muß, wenn sie am Kunstbau des Romans oder gar am Drama sich versucht: nichts Belehrenderes für eine Behandlung der Poetik im obenbezeichneten Sinn als die Betrachtung von Petöfis Romanen, „Der Strick des Henkers" (Reclam, No. 777) und „Schecken und

[10]) Vgl. dafür z. B. das Gedicht: „Trauerflor" UR. XI. 375.

Falbe" (Hendel, No. 134) im Gegensatz zu seinen lyrischen Gedichten.[11])

Es ist bekannt, wie nach 1849 verschiedene falsche Petöfis aufgetreten sind, die sich für die Person des bei Schäßburg spurlos verschwundenen Dichters ausgaben — sie wurden vor das Kriminalgericht gezogen; mit einer Reihe falscher Petöfis in etwas anderem Sinne hat sich die Litteraturgeschichte auseinanderzusetzen, und die ungarischen Kritiker selbst haben ziemlich strenges Gericht über sie gehalten. Eine Nachahmung Petöfis konnte in keinem Falle erfreuliche Früchte hervorbringen: unerträglich mußte sie werden, wenn die treibenden Gedanken und die stürmischen Empfindungen ausblieben, aus denen Petöfis Lyrik, das Kind einer heftig erregten Zeit, ihre Kraft gesogen hatte. An Talenten fehlt es der Lyrik nach Petöfi nicht: Lévay hat nicht nur den Schotten Burns übersetzt, sondern auch manches treffliche Gedicht geschrieben — und doch, das ergreifende Leben, das der lyrischen Dichtung nur durch das Ringen mit einer großen Aufgabe, das Kämpfen um eine große Idee eingehaucht werden kann, diese tiefergreifende Unmittelbarkeit hat von den neueren ganz nur Josef Kiß zu eigen — woher sie bei ihm stammt? Die beste Antwort giebt das UR. 1882, S. 756 f. in Übersetzung Handmanns abgedruckte Gedicht „Wider den Strom": der Dichter kämpft für die jüdischen Glaubensgenossen, und aus diesem Kampfe stammt seine Kraft, die auch in anderen seiner Gedichte — außer den bei Schwicker abgedruckten vgl. „Gebet" UR. XI 457; „Glockentragödie" UR. 1882, S. 293 f., „Der Kuß" UR. 1884, S. 84 f. — zur Geltung kommt.

Die neueste Lyrik, wie die neueste litterarische Produktion in Ungarn überhaupt, hat mit dem Streben nach dem nun erreichten Ziel der nationalen Selbständigkeit eine ihrer mächtigsten Triebfedern verloren.

---

[11]) Über die Petöfi-Übersetzungen s. Schwicker S. 643. Am meisten Wohllaut rettet wohl die Übersetzung ins Italienische; siehe über die von Cassone UR. 1882 S. 438 ff. Recht gut sind einige Verdeutschungen in der bei Meyer (Volksbücher, No. 645—647) erschienenen Übersetzung von M. Farkas. — Über den Franzosen Jacques Richard und Petöfi s. UR. 1885, S. 652 ff.

Wunderbar, aber unbestreitbar ist die Thatsache: die ungarische Nation, die so reich ist an dramatischem Talent, deren Nationaltheater die vortrefflichsten Darstellungen z. B. Shakespearischer Stücke bietet, die auch Deutschland noch immer mit hervorragenden Bühnendarstellern versorgt, sie hat in der hier betrachteten Blütezeit bis 1867 auf dramatischem Gebiet am wenigsten geleistet. Ein Freund Theodor Körners, Karl von Kisfaludy, ringt sich vom bloßen Versifizieren auch des ungefügsten Geschichtsmaterials zu dramatischen Versuchen durch, die wirklich den Namen des Dramas verdienen; seine Hauptbedeutung behält er doch als Nachahmer Kotzebues auf dem Gebiete des Lustspiels mit seinen Sittenbildern aus dem ungarischen Leben. Katona schafft in seinem Bankbán ein unverächtliches Seitenstück zu dem Grillparzerischen „Ein treuer Diener seines Herrn", das denselben Stoff behandelt[12]): er hat kein zweites Stück geschrieben. Vörösmártys Dramendichtung ist mit seiner sonstigen Thätigkeit keinen Falls zu vergleichen. Petöfis Dramen stehen selbst seinen Romanen nach, Arany, ein trefflicher Übersetzer z. B. der Dramen des Aristophanes, ist der Dramendichtung ferngeblieben; nur im Volksstück Szigligetis und seiner Genossen gewann die Nation eine noch heute kräftige Nahrung. Es hat typische Bedeutung für ein vergleichendes Studium der Litteraturgeschichte, daß in der von uns betrachteten Blütezeit der ungarischen Litteratur wohl das Epos und die Lyrik, nicht aber das Drama zu relativer Vollendung gelangen.[13])



[12]) S. Grillparzerjahrbuch, Bd. III S. 1 ff. über den Stoff der beiden Dramen.

[13]) Madáchs in letzter Zeit vielbesprochene „Tragödie des Menschen" fällt sachlich, Csikys und Dóczis, auch Rákosis Dramen fallen zeitlich aus dem Rahmen unseres Gegenstandes heraus.

II. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Bereitet der Ausblick auf die allgemeine litterarische Entwickelung innerhalb des Rahmens einer einzelnen Dichterbiographie Schwierigkeit, so ist bei der Ausdehnung der Goethe- und Schillerstudien die Ein- und Unterordnung Goethes und Schillers in einer Gesamtdarstellung der Litteratur vielleicht eine noch schwierigere Aufgabe. In seiner Fortführung von Wilhelm Wackernagels „Geschichte der deutschen Litteratur"[1]) hat Ernst Martin in der dritten Lieferung eine abgeschlossene Darstellung des 18. Jahrhunderts gegeben und dabei in § 160 und 161 (S. 486—513) die Charakteristik von Leben und Werken Goethes und Schillers zusammengedrängt. Die Einteilung von Goethes Lebensgang, wie Martin sie vorschlägt, halte ich nicht für ganz glücklich: die Jugend bis zur Rückkehr aus Italien, die Uebersiedlung nach Weimar als Scheidegrenze innerhalb dieser Periode; das Mannesalter von 1788—1805, durch die Bekanntschaft mit Schiller in zwei Hälften geteilt, die Greisenjahre von 1805—1813 und von den Befreiungskriegen bis zum Tode. Die so umgrenzte erste Hälfte des Mannesalters bildet keinen selbständigen Abschnitt für die geistige Entwickelung; beim Eintritte in Weimar zählte Goethe freilich erst 26 Jahre, allein die durchaus männliche Thätigkeit bis zum Antritt der italienischen Reise möchte ich nicht der Jugend zuweisen, mit deren Sturm und Drang sie einen zu bewußten Gegensatz

[1]) Ein Handbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Basel 1892 (Schweighauserische Verlagsbuchhandlung).

bildet. Einwendungen lassen sich freilich gegen jede Abgrenzung machen, denn feste Abschnitte zeigen nur die Bücher, nicht das stetig sich entwickelnde Leben. Für Martins ausgezeichnete Darstellung selbst ist diese Frage nach der mehr theoretischen Einteilung ohne Belang. Seine knappe und doch alles Wichtige andeutende Skizze verdient als ein Muster gerühmt zu werden; besonders hübsch ist die schwungvoll geschriebene Einleitung zur Darstellung Schillers. Die Auswahl in den Litteraturangaben zeigt Martins Beherrschung des Stoffes: nur das weitaus beste Buch der ganzen Goethelitteratur, für das ich wenigstens alle Biographien, Kommentare und Untersuchungen darangeben würde, Viktor Hehns „Gedanken über Goethe" suchte ich vergeblich. Auch wäre Schölls prächtiges Buch besser bei den Biographien zu nennen gewesen; die letzte fünfbändige Lieferung der Ausgabe letzter Hand von 1842 ist nicht angeführt; der ganze zweite Faust ist nicht erst 1833, sondern noch in Goethes Todesjahr erschienen (S. 503). Den Satyros erklärt Martin hauptsächlich gegen Basedows Übertreibung Rousseauischer Ideen gerichtet. Die notwendige Kürze der Darstellung könnte den Irrtum aufkommen lassen, als sei Dalberg beim Eintreffen des Flüchtlings in Mannheim gewesen; auch waren die Schauspieler nur bei Schillers fataler Vorlesung, keineswegs dauernd, gegen den Fiesko: Iffland ist warm für eine Bezahlung des Stückes eingetreten. Wenn Martin den Einfluß Charlottens v. Kalb auf Schiller in Mannheim für ungünstig erklärt, so möchte ich dem entgegengesetzten Urteile Minors (II, 343) beistimmen. Was die Freundin für Schillers dichterische Entwickelung bedeutet, zeigt die Königin Elisabeth in Don Karlos mit Schillers früheren Frauengestalten verglichen. Zur Übersetzung aus der Äneis hat sich Schiller zwar 1788 anheischig gemacht, die Arbeit jedoch nicht „damals", sondern erst 3 Jahre später ausgeführt. Bedeutend mehr Raum als Martin hat im Verhältnis zur ganzen Anlage J. Wychgram in § 34 und 35 seines „Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte" [2]) den beiden Führern gewidmet (S. 69—108): Wychgram behandelt Leben und Werke

[2]) Bielefeld und Leipzig 1892 (Verlag von Velhagen & Klasing).

gesondert, die letzteren nach den Gattungen gruppiert unter stetem Verweis auf die einzelnen Schulausgaben der Velhagenischen Sammlung. In der gedrängtesten Darstellung der ganzen Weltlitteratur[3]) hat Adolf Stern Goethe und Schiller auf 17 Seiten, § 165 und 166 behandelt, seine schwere Aufgabe für Goethe in ganz ausgezeichneter Weise lösend. Stern unterscheidet in Goethes Schaffen vier Perioden, deren erste mit der Übersiedlung nach Weimar endet, die dritte „unter den Eindrücken und Nachwirkungen der italienischen Reise beginnt" und mit dem Divan schließt. Ich würde gerade in einer allgemeinen Litteraturgeschichte Goethes Stellung zur Weltlitteratur, Schillers Versuch, dem hellenischen, französischen und Shakespearischen Drama gegenüber die Selbständigkeit eines deutschen zu begründen, hervorgehoben haben, um so mehr als diese Darstellung der Weltlitteratur doch für deutsche Leser bestimmt ist. Bei Stern ist die Darstellung nicht nur knapp, sondern für Schiller auch allzu äußerlich geraten. Das volle Verdienst von Martins wissenschaftlicher Behandlung seines Stoffes kommt erst recht zur Geltung, wenn man den gleichen Abschnitt in zwei für weiteste Leserkreise bestimmten „deutschen Litteraturgeschichten" damit zusammenstellt, den 39. und 40. Abschnitt bei Otto v. Leixner (S. 688—794)[4]) und „das achtzehnte Jahrhundert" (II, 1—123) bei Robert König.[5]) Danken beide Werke auch ihren Erfolg der künstlerischen Ausstattung, nicht dem Worte, so verdient bei der Verbreitung, besonders des letzteren Werkes, doch auch dieses einmal im Zusammenhange der Übersichten der Goethe-Schiller-litteratur berücksichtigt zu werden. Wie das Werk des Spamerischen Verlages eine Nachahmung des älteren Bilderwerkes ist, so kann auch v. Leixners Text in den uns hier allein beschäftigenden Abschnitten die Abhängigkeit von König nicht verleugnen, wenn diese Abhängigkeit auch nirgends zu einem entfernten Vorwurfe gegen

[3]) Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1892 (Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.)

[4]) Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. Leipzig 1893 (Verlag und Druck von Otto Spamer).

[5]) Dreiundzwanzigste, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig 1893 (Verlag von Velhagen & Klasing).

v. Leixner berechtigen würde. Wo Leixner von König abweicht, möchte ich der älteren Litteraturgeschichte den Vorzug geben. König führt die Betrachtung von Goethes Leben und Werken bis zum Bunde mit Schiller, geht dann auf dessen Leben und Wirken über und behandelt endlich von den Horen an beider gleichzeitige Thätigkeit ungetrennt, die Schilderung Wilhelms v. Humboldt damit verbindend. Leixner dagegen begleitet Schiller bis zum Schlusse seines Lebens, erst im nächsten Abschnitte folgt Goethe; so muß er manches voraussetzen oder wiederholen. Ist doch auch Martin durch das Streben nach abgerundeter Einzeldarstellung dazu gekommen, die Besprechung der Ritter- und Räuberdramen erst nach Schillers und Goethes Tod zu geben. König hat das richtige „Thoranc“ eingesetzt, Leixner „Thorane“ beibehalten, ebenso die falsche Bezeichnung von Goethes Wohn- und Kosthaus in Straßburg trotz Froitzheims Nachweis. Die Gründe von Schillers Ungnade beim Herzog erzählt er, obwohl er auf die von Vetter festgestellten Thatsachen verweist, in unrichtiger Reihenfolge und dichtet Schiller einen Wortbruch dem Herzoge gegenüber an (S. 757 Z. 44), von dem gar keine Rede sein kann. Unrichtig ist auch (S. 793), daß der König von Preußen Schiller nach Berlin ziehen wollte. Schillers Freund und Verleger hieß nicht Georg (S. 779) sondern Joh. Friedrich Cotta. Wichtiger als solche Kleinigkeiten ist die Frage, ob Inhaltsangaben der bekanntesten Dichtungen, wie König und Leixner sie darbieten, sich für litterargeschichtliche Darstellung empfehlen. Wenn es auch geraten ist, das geringste Maß durch eigene Lesung gewonnener Kenntnisse der Werke bei den Lesern vorauszusetzen, so bleibt doch immer eine Charakterisierung des Inhalts statt der bloßen Berichterstattung geboten. König giebt wenigstens einen fortlaufenden Text, während bei Leixner eine schon durch verschiedenen Druck kenntlich werdende Zerstückelung von biographischer Erzählung und Inhaltsangaben hervortritt. Königs „deutsche Litteraturgeschichte“ hat im Wechsel der Auflagen eine ganz namhafte Besserung erfahren, v. Leixners „Geschichte der deutschen Litteratur“ hat in der Neugestaltung der zweiten Auflage, natürlich rede ich hier nur von den Goethe-Schiller behandelnden Abschnitten, mich sehr wenig befriedigt.

Durch S. Hirzels Sammlung, „der junge Goethe" haben wir uns gewöhnt, Goethes Leben und Schaffen bis zur Übersiedlung nach Weimar als ein in sich abgeschlossenes Geschichtsbild zu betrachten, und Scherer forderte zu den von Bernays eingeleiteten drei Bänden einen vierten als eigenen Kommentar, zu dem er selber „Bruchstücke aus Goethes Frühzeit" lieferte. Adolf Schölls treffliche Skizze „der junge Goethe" umfaßt die Jahre 1749 bis 78. Eine selbständige größere Monographie wäre als Gegenstück zur Hirzelischen Sammlung jedenfalls durchaus berechtigt, ja sogar sehr wünschenswert. Wenn es einerseits besonders schwierig ist, gegenüber „Dichtung und Wahrheit" die richtige Mitte von Selbständigkeit und Benutzung einzuhalten, so hat andererseits v. Loeper durch seinen musterhaften Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" ein gutes Stück Vorarbeit bereits geleistet. Ein zusammenhängendes Bild der inneren Entwickelung des jungen Goethe bis zur Uebersiedelung nach Weimar zu geben, hat Siegmar Schultze[6]) unternommen: die drei ersten Hefte „Goethe in Frankfurt, in Leipzig und Straßburg", beweisen aber nach Inhalt und Form, Wissen und Auffassung eine vollständige Unfähigkeit des Verfassers, so daß jedes Eingehen auf Einzelheiten verlorene Liebesmühe wäre. In R. Wagners Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven" legt ein Engländer dem Meister das Manuskript einer Symphonie vor, mit der Bitte, an allen fehlerhaften Stellen ein Kreuz zu machen. Nachdem Beethoven das Opus durchgesehen, zeichnet er ein kolossales Kreuz quer über den ganzen Umschlag. Möchte Schultze es bei den drei erschienenen Heften so lange bewenden lassen, bis er zu ihrer gründlichsten Umarbeitung und einer wesentlich gebesserten Fortführung im Stande ist. Einen ganz anders gearteten Versuch in Goethes innere Entwickelung Einblick zu gewinnen, hat Richard M. Meyer im Goethejahrbuch[7]) ausgeführt: durch Anwendung der in Scherers Poetik auf-

---

[6]) Halle a. S. 1893 (Druck und Verlag von C. A. Kämmerer u. Co.)

[7]) Goethejahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger. 14. Bd. mit dem achten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1893 (Litterarische Anstalt, Rütten und Löning).

gestellten Grundsätze und im Anschluß an R. M. Werners „Lyrik und Lyriker" will er „Goethes Art zu arbeiten", seine innere Technik klar legen. Nicht nur die Bedingungen seines dichterischen, sondern auch seines wissenschaftlichen Schaffens sind aus Goethes eigenen Geständnissen zusammengestellt, ja Meyer glaubt Goethe einmal auf dem Wege „die wissenschaftliche Methode vollständiger Aufnahme, lückenloser Wiedergabe der Wirklichkeit in die Poesie zu übertragen", etwa wie Zola dies in seinen theoretischen Schriften erörtert. Durch seine Natur und seine festen Kunstanschauungen sei er aber wieder von solcher Realistik abgehalten worden. Meyers Untersuchung enthält viele anregende Bemerkungen und zieht manches unbeachtet gebliebene wichtige Bekenntnis Goethes heran, sucht Goethes Gebrauch der Ausdrücke „Komposition" und „Aperçu" nach ihrer Bedeutung zu erläutern. „Das Aperçu bringt Licht und Ordnung in eine noch ungeordnete Masse, indem es dieselbe sub specie aeterni unter dem Gesichtspunkt einer dauernden Erfahrung, eines typischen Falles anschauen lehrt." Was Meyer als Aufgabe eines künftigen Lehrbuchs der Goethischen Poetik bezeichnet, die großen Typen und festen Motive seiner Gestalten und ihrer Ereignisse zu sammeln, ist bereits in V. Hehns Aufsätzen „Naturformen des Menschenlebens — Stände — Naturfantasie" in großen Zügen zum Teile geleistet. Hehns „Gedanken über Goethe", so unphilologisch sie sein mögen, dürften von der Goethephilologie viel mehr, als es bisher geschehen ist, zu Rate gezogen werden. Vieles in Meyers Behauptungen — er liebt es, Äußerungen Goethes ohne genügende Rücksicht auf ihre zufällige Veranlassung als allgemein giltige Maximen hinzustellen — ist doch sehr anfechtbar, und ich glaube, daß gerade vom Standpunkte der Psychologie, auf die er sich gerne beruft, mancher Einwand zu erheben wäre. Im ganzen gehört der vorliegende Band des Jahrbuchs zu den schwächsten der bisher ausgegebenen. Geiger freilich gebührt nicht nur Dank für die wieder vollständig mitgeteilte Bibliographie: die knappere Haltung seines Referates gereicht ihr auch entschieden zum Vorteile. Werners Mitteilungen über ungedruckte Wiener Faustkomödien und L. Fränkels kleine Nachweise zu einzelnen Geschichten des Volksbuches kommen für Goethes Dichtung kaum in Betracht.

Zum viertenmale wird im Jahrbuch die Deutung der Verse des „deutschen Parnaß" unternommen, diesmal von D. Jacoby als Satire auf Gleims Streitgedichte gegen die Xenien mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ausgelegt. Anziehend durch Inhalt und Darstellung gibt Morsch Auskunft über drei ältere französische Epimenidesdramen, deren eines, Flins politische Posse Réveil d'Epimenide von 1790, Goethe aus Grimms Correspondance littéraire, die er im Oktober 1812 aufs neue durchging, kannte. Die Sage von Epimenides war Goethe jederzeit geläufig: daß er im Festspiele sich selbst unter Epimenides dachte, ist wohl mit Morsch dem Zweifel v. Loepers gegenüber anzunehmen. v. Loepers und Düntzers Erläuterung des Festspiels hat durch Morschs Aufsatz wesentliche Bereicherung erfahren. Von einer bisher unbekannten ersten Wiener Aufführung des Götz hat Kilian den, eine starke Umarbeitung bezeugenden Theaterzettel vom 27. April 1808 aufgefunden. Im „Neuesten von Plundersweilen" deutet Hermann Henkel das Mädchen von schlechten Sitten auf den Nachdruck, den Barbier auf Ramler und erläutert die Verse über Wieland und seinen Merkur.

Von Goethes persönlichen Beziehungen hat Günther über Lotte Kästners Weimarer Aufenthalt von 1816 berichtet, L. Geiger das Verhältnis zu Varnhagen und den beiden Schwestern Sara und Marianne Meyer (Frau v. Grotthus und Frau v. Eybenberg) durch Mitteilung ihrer Briefe mit umfangreichen Anmerkungen dargestellt. Sehr interessant ist in Saras Brief vom 20. März 1797 ihre Erzählung über Lessings Lob von Werthers Leiden, wenn auch die Zuverlässigkeit dieses Gesprächs nicht ganz einwandfrei bleiben kann. Das bisher für 1810 angesetzte Gedicht an den Fürsten von Ligne ist nach diesen Briefen schon 1804 geschrieben. Briefe von Goethe bringt das Jahrbuch nur acht, darunter den einzigen bis jetzt bekannten an Johanna Schopenhauer. Aus Hermann Hüffers Mitteilungen über Adele Schopenhauer und den Galizinischen Kreis ist das Distichon aus dem Frühjahr 1793 für das Stammbuch der Prinzessin Galizin bedeutend:

> Unterschieden ist nicht das Schöne vom Guten, das Schöne
> Ist nur das Gute, das sich lieblich verschleiert uns zeigt.

Zwei unbekannte Vierzeilen Goethes auf Zeichnungen aus dem Jahre 1776 und Verse von Lenz hat Ruland seinen Mitteilungen über Goethische Zeichnungen eingeflochten. Ruland urteilt über Goethes malerische Begabung sehr günstig, mit keinem berufsmäßigen Künstler des Zeitraums von 1775 bis 1806 hätten seine Leistungen den Vergleich zu scheuen, eine Auswahl aus jenen Jahren würde besser als die von der Goethegesellschaft herausgegebenen 22 Handzeichnungen von 1810 Goethes künstlerische Begabung bezeugen. Das dem Jahrbuch beigegebene Goethebild der Gräfin Julie Egloffstein stimmt mit dem bei Zarncke als Nr. 50a (Taf. XIV, 1) gegebenen Miniaturbild der Goethe befreundeten Malerin so vollkommen überein, daß man zwar nicht von einem neu bekannt gewordenen, doch aber von der wesentlich besseren Veröffentlichung eines bisher nur mangelhaft bekannten Goethebildes sprechen kann. Von dem nun vollständig gedruckten, wenig bedeutenden Vortrage „über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit“, im Dezember 1795 von Goethe für die Freitagsgesellschaft ausgearbeitet, hatte schon Wahle den Abschnitt über das Weimarer Hoftheater (Schriften d. Goethegesellschaft VI, 70) veröffentlicht. Ganz an das Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit“ erinnern die Worte: „Weder ein Künstler noch eine Kunstschule ist isoliert zu betrachten, er hängt mit dem Lande worin er lebt, mit dem Publiko seiner Nation, mit dem Jahrhundert zusammen“, die deutsche Nation aber neige sich mehr zur Wissenschaft als zur Kunst. Goethes Bemerkung, die bildenden Künste seien dasjenige, worüber er am ersten etwas Allgemeines sich zu sagen erlaube, steht in sonderbarem Mißverhältnisse zu dem Widerspruche, den gerade seine Ansichten über bildende Kunst bei den Malern gefunden. „Mit Worten allein“, schrieb im August 1889 der mit hingebendem Ernste strebende Maler und Bildhauer Karl Stauffer[8]), „fügt man der bildenden Kunst nichts zu, weder Gutes noch Böses. Das haben Winckelmann und Goethe erfahren“. Er meint, der bildende Künstler könne für sein Metier vom Schriftsteller, auch wenn der Goethe heiße

---

[8]) Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Dargestellt von O. Brahm. Zweite Auflage. Stuttgart 1892.

und den Beruf der Lehrerschaft noch so sehr in sich fühle, nichts profitieren. Poet und Maler gingen verschiedene Wege, und keiner hätte dem anderen ins Zeug zu reden. Merkwürdig findet es Stauffer, daß gerade zu Goethes Zeiten, nachdem Lessing den Unterschied der bildenden und redenden Künste festgestellt hatte, man „versuchte, die Malerei durch ästhetische Schriften zu fördern und gewissermaßen das Verständnis des Malers für seine Kunst durch litterarische Mittel zu heben. Wenn es nicht beruhigend wäre, zu sehen, daß sogar ein Mensch wie Goethe manchmal irrte und wie andere Sterbliche mit Mängeln behaftet war, so möchte man diejenigen seiner Schriften, wo er darthut, daß neben dem großen Dichter auch ein großer Dilettant in ihm steckte, beinahe bedauern." Stauffers Behauptung, die Goethischen Schriften über Malerei und Plastik hätten der Entwickelung dieser Künste weder geschadet noch genützt, mag zutreffend sein, falsch aber, grundfalsch ist seine Beschuldigung, in diesen Schriften wäre das schlechte Beispiel für das moderne Berufsrezensententum geschaffen worden. Er selbst hatte in einem früheren Briefe, 23. Juni 1888, gemeint: „Der Geist, aus dem die antiken Kunstwerke hervorgegangen, ist das lebendige, die stimmungsvolle Beobachtung der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht, nicht auf die Maße und Proportionen. Nicht Imitation, sondern gemäß den verschiedenen Zeitaltern verschiedene Arbeiten, aber in gleich künstlerischem Sinne" — es ist die von Herder in seinen „Fragmenten" ausgesprochene Forderung. Beim Zusammentreffen mit besseren Künstlern, meint Stauffer, wäre Goethe wohl imstande gewesen, die Sache ganz zu erschöpfen und endgiltig festzustellen, auch für Plastik speziell. „Beinahe hat er es gethan, wenigstens im allgemeinen". Aber auch den späteren Tadel schließt Stauffer mit dem Urteil: „Winckelmanns und Goethes Lehre von der stillen Größe und den klassischen Maßen wäre an und für sich recht schön, wenn man anders als auf dem Wege intimen Naturstudiums", — das Goethe doch keineswegs für irgend entbehrlich hielt, — „zur Klassizität gelangen könnte. Schreibt Goethe über bildende Kunst, so bleibt er auch auf dem Holzweg der größte Genius seiner Zeit, und sein persönliches Beobachten und Empfinden auf diesem Gebiete ist, auch wenn man heute anders denkt, eben Goethes

*

Empfinden und in seiner Sprache geschrieben". Die in den „Propyläen" ihren schärfsten Ausdruck findende Lehre Goethes von der Klassizität hat im Herderischen Hause keinen Beifall gefunden, aber ein Vertrauter des Herderischen Hauses, Johann Georg Müller, fand 1799 auch ihn angesteckt von dem den Weimarern eigenen Gräzismus, in den Goethe so verliebt sei, daß ihm nichts Anderes gefalle. Als Herders Gegensatz zum Goethe-Schillerischen Kreise sich immer steigerte, schrieb er im März 1802 seinem Bruder[9]), dem Historiker: „Was Plutarch gegen die Epikuräer sagt, ist so treffend, daß er es itzt nicht besser sagen könnte. Wo er von ihrer trägen Verachtung jedes bessern Bestrebens für das Gemeinwesen spricht, da ist es, als hätte er Wielands Aristipp vor Augen, Goethe, Schiller und andere Goliaths und Gräzisten". Dieser Abneigung gegen den Klassizismus widerspricht es eigentlich, wenn Müller am 30. Juli 1803 voll Begeisterung die „Braut von Messina" „an Interesse, Ökonomie der Handlung, Hoheit der Gedanken und Wohlklang der Sprache" für die höchste, die ganze europäische Litteratur übertreffende Leistung erklärt. Schillers Geschichtswerke hatten ihn freilich schon früher entzückt. In der durch ihre vortrefflich darstellende Diktion und die Wichtigkeit des Themas hinreißenden Geschichte der niederländischen Rebellion, deren Einleitung im Merkur auch Stolberg (18. März 1788 an Voß) zu dem Ausrufe hinriß: „Das wird einmal eine Geschichte!", fand er 1790 Stellen, der Alten würdig. „Über einzelne Umstände mag sein feuriger Geist nicht eben sehr gewissenhaft gewesen sein. Nur schade, daß er keine anderen Quellen als gedruckte Bücher hatte". In den von Schiller teilweise übersetzten Denkwürdigkeiten der Anna Komnena erfreute ihn 1795 die wahrhaft edle, das ganze Buch durchströmende Empfindung. Sein berühmter Bruder, dem Schiller im „Tell" ein Ehrendenkmal setzte, fühlte sich dagegen zu Goethe hingezogen. Als Goethe ihn freundschaftlich zur Mitarbeit an der neuen Jenaischen Litteraturzeitung eingeladen hatte, schrieb Johannes v. Müller, 8. Oktober 1803 an seinen, Goethe wenig

[9]) Der Briefwechsel der Brüder Joh. Georg und Joh. v. Müller 1789—1809, herausgegeben von Eduard Haug, Frauenfeld 1893 (Verlag von J. Huber).

geneigten Bruder: „Ich bin in Goethe allezeit mehr oder weniger verliebt gewesen: es ist doch viel Originalität, große Kraft, viel Ideenreichtum in ihm. Ferner liebe ich Weimar. Endlich, da er mich auch im Namen des Herzogs bat, welchen ich von Alters her wohl kenne, so habe ich eingeschlagen und werde also mit diesen" — im Gegensatze zu der von Schütz nach Halle übersiedelten allgemeinen Litteraturzeitung —, sein. Sie scheinen auch die besseren Grundsätze zu haben".

Fast gleichzeitig mit dem 14. Bande des Jahrbuchs der deutschen Goethegesellschaft ist der 7. Band der Publications of the English Goethe Society [10]) erschienen. Die bei der Gründung 1886 gestellte Aufgabe, das Studium von Goethes Wort und Geist zu fördern, ist 1891 dahin erweitert worden, daß die Kenntnis der deutschen Litteratur, Kunst und Wissenschaft überhaupt, wie sie um Goethe sich gruppiert, gefördert werden solle. So enthält denn der vorliegende Band neben den Goethe gewidmeten Arbeiten eine größere Studie des Gesellschaftssekretärs und Herausgebers Eugen Oswald über Chamisso, der sich die Übersetzung von Chamissos Terzinen „das Kruzifix" anschließt. Die Übertragung des Hymnus an die Fantasie „Meine Göttin" ist wenig zu loben, der Rhythmus ist verloren gegangen, und das Ganze nüchtern prosaisch; auch Iphigeniens „Parzenlied" läßt zu wünschen übrig: dagegen ist Theodor Martins Übersetzung der „Römischen Elegien" ein Ereignis zu nennen. In England waren bisher nur die 3., 5. und 7. erschienen (eine amerikanische Übersetzung Boston 1876): nun sind alle zwanzig zum erstenmale und gleich musterhaft übersetzt. Die englische Sprache ist viel weniger als die deutsche für Hexameter und Distichon geeignet, um so größer ist das Verdienst einer solchen Uebertragung. Von thatsächlichen Fehlern habe ich nur einen einzigen entdeckt: V. 263 „Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her?" ist übersetzt mit: „Something to love where mayest thou get it?" Ungenügend ist der Schluß von V. 6 „versengend erquickt" mit „while it sets me on fire" übertragen, der Schluß der zweiten Elegie „Busen und Leib" mit „body and soul", „Vor- und Mitwelt" in V. 94 mit „the long-ago world". Die Trennung des Ausdrucks at

[10]) Transactions 1891/92. Edited by Eugen Oswald. London 1893 (Published for the Society by David Nutt).

**

Ease in Hexameter und Pentameter wird im Englischen so hart klingen, wie ähnliches im Deutschen sein würde. Die häufige Konditionalform der Sätze ist fast durchweg außer acht gelassen. Dafür ist aber die Wiedergabe nach Sinn und Wortlaut treu und poetisch, sogar die Alliteration ist sorgfältig wiedergegeben, wenn nicht ganz genügend z. B. V. 227 „nach mancherlei Proben und Prüfungen" mit „trials and taste", so V. 50 das deutsche glücklich verstärkend „Scarce did they look, but they longed, longing they rushed to enjoy". Wie völlig der Uebersetzer des Dichters Sinn gefaßt und gerade dadurch sich größere Freiheit ermöglicht hat, mag als eines von vielen Beispielen V. 270 belegen: „Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar" = „Phrases that thrill to the heart, are by two lovers exchanged". Nicht so unbedingt vermag ich Charles Tomlinsons Übersetzung der 19 Goethischen Sonette zu loben. Schon seine Behauptung, daß die 17 Liebessonette, von denen er einige an Minna Herzlieb gerichtet glaubt, das Wortspiel in X hat er nicht bemerkt, obwohl Oswald die Lösung der „Charade" (XVII) gab, Goethes nicht würdig seien, muß ein Vorurteil gegen sein Verständnis der Dichtung wecken. Die Auslassung von „Töchterchen" in der ersten Strophe von V zerstört das ganze Gedicht. In 3 Sonetten (II, 4 for reasons manifold; VIII, 14 I beseech; XIV, 12 we say) sind Flickworte eingefügt, ein Notmittel, das der Übersetzer der Elegien durchaus vermieden hat; schlimmer ist es, daß der Ausdruck im einzelnen viel nüchterner geworden ist. Doch bleibt die Übersetzung als Ganzes betrachtet tüchtig und anerkennenswert, in Einleitung und Erklärung dagegen überwiegt das Irrige. So glaubt Tomlinson die 17 Sonette unter dem Einflusse von Goethes Aufenthalt in Italien entstanden; seine Verwunderung, Petrarkas Namen in der italienischen Reise nicht genannt zu finden, ist unbegründet, denn bei Besichtigung der Universität zu Padua und bei seiner Aufnahme unter die Arkadier wird Petrarkas Namen von Goethe erwähnt.[11]) In Tomlinsons Einleitung über die ältere

[11]) Hinweise auf Petrarka konnte übrigens auch Geiger „Goethe und die Renaissance" nur wenige auffinden; bei W. Söderhjelm „Petrarka in der deutschen Dichtung", Helsingfors 1886, finde ich Goethe nicht besprochen.

Sonettendichtung wäre manches aus Weltis Geschichte des Sonetts zu berichtigen; dem erweiterten Plane der Goethe society hätte es entsprochen, den für die Erklärung des Goethischen Sonettenkranzes selbst wichtigen Zusammenhang mit der Sonettendichtung der Romantiker nicht ganz unerwähnt zu lassen. Allein wir dürfen nie vergessen, daß es ungerecht und thöricht wäre, an die Transactions dieselben Ansprüche wie an die Abhandlungen des Jahrbuches zu stellen. Deutsche Leser würden in R. G. Alfords Bemerkungen über „Goethe's Optimismus“ und R. M. Wenleys längerem Essay „The pessimistic Element in Goethe“ eine schärfere Bestimmung der beiden Begriffe fordern, doch zeigen Bemerkungen Wenleys eine gründliche Vertrautheit mit Goethes Werken, wenn wir auch nicht mit ihm Goethes Verkennen der divine justification als seine und seines Zeitalters Schwäche ansehen. Übrigens ist die so oft beliebte Bezeichnung Goethes Zeitalter an sich anfechtbar, denn die doch so entgegengesetzten Zeitalter der Aufklärung und Romantik, Friedrichs des Großen, der französischen Revolution, der Restauration, hat er alle in gleicher Weise durchlebt, in Wechselwirkung zu ihnen gestanden. Auf die Thätigkeit des hoffnungskräftigen weimarischen Beamten verweist der erfreuliche Aufsatz von Ella Hagemann „Goethe as Minister of State“. Mit Adolf Schölls gehaltvoller Studie „Goethe als Staats- und Geschäftsmann“ (1862) darf man die Skizze freilich nicht vergleichen, die Bezeichnung Mösers als „an advanced Liberal for those times“ ist entschieden falsch: zu den liberalen Aufklärern stand der überall nach der geschichtlichen Begründung und Berechtigung forschende osnabrückische Staatsmann und Historiker eher im Gegensatze. Auch war Goethe keineswegs solch ein Verehrer der mathematischen Wissenschaft, wie man nach Frl. Hagemanns Darstellung (S. 62) annehmen müßte. Aber der Versuch, Goethes persönlichem Wirken, seinen praktischen Grundsätzen Anerkennung zu verschaffen, ist um so verdienstlicher, als selbst ein Mitglied der Goethe Society, R. G. Alford, seine Mitteilungen über „Goethe's earliest Critics in England“ mit der unbedingten Zustimmung zu Thackerays Urteil „der gute Schiller und der große Goethe“ schließt. Lessing zeigte sich, als Sonnenfels in ähnlicher Weise ihm den Ruhm des Ver-

dienstes, seinem Gegner „den Ruhm eines so guten Mannes“ zuschrieb, über solche Beleidigung aufs äußerste entrüstet. Allein auch wenn es kein Klotz, sondern Schiller ist, der Goethe so zur Seite gestellt wird, die Verkennung von Goethes Persönlichkeit ist darum nicht minder stark, und nötig die Erinnerung an das von Frl. Hagemann zitierte alte Urteil Jung Stillings: „Goethes Herz, das wenige kannten, war so groß wie sein Geist, den alle kannten“.

Das Verhalten der englischen Kritik gegen Goethe hatte ich erst im vorhergehenden Berichte (S. 194) anläßlich Boyesens Aufsatz „the English estimate of Goethe“ zu erwähnen. Neben Brandls dort angeführter Studie aus dem Goethejahrbuch und Alfords Essay haben das gleiche Thema nun auch Hans Wolfgang Singer „Einige englische Urteile über die Dramen deutscher Klassiker“[12]) und Theodor Süpfle „Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur in England im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts behandelt. Singers Angabe, die eine der beiden Götzübersetzungen des Jahres 1799 stamme von einem gewissen William Scott, ist nicht recht verständlich. Walter Scotts Autorschaft ist doch bis jetzt so wenig angezweifelt worden, daß eine abweichende Ansicht begründet werden müßte, und andererseits ist die Thatsache so bekannt, daß einen Irrtum Singers anzunehmen schwer fällt. Singer hat außerdem Reynolds Dramatisierung des Werther von 1785 und eine Aufführung von the Harper's Daughter (Kabale und Liebe) von 1803, sowie eine Parodie der Räuber, 1798, in der auch the Double Arrangement (Stella) verhöhnt wird, besprochen. Die ganze hochmütige Abneigung der Engländer gegen die „der Beachtung eines geschmackvollen und gebildeten Mannes unwürdige deutsche Litteratur“ und den „alten Vagabunden Goethe“ (de Quincey im London Magazine August 1824) brach erst hervor, als Carlyle für Goethe und die deutsche Dichtung Verständnis zu wecken strebte. Selbst Coleridge, der den Wallenstein so trefflich in Shakespeares Sprache übertragen hatte, hielt es seinem moralischen Charakter nicht für ange-

[12]) Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig 1893 (Verlag von Leopold Voß).

messen, seine Sprachkenntnis für eine Faustübersetzung zu verwerten, da er das Stück vulgar, licentious and blasphemous fand. Alford verdient für die Schilderung dieses gegen Goethe und die deutsche Litteratur geführten Kampfes unsern Dank, und die Arbeiten der englischen Goethegesellschaft zeigen von dem verständnisvollen Eifer altes Unrecht gut zu machen. Kein glücklicher Einfall aber war es von Robert A. J. Meusch, die in Coleridges Tischgesprächen einmal hingeworfene Äußerung von einer Ähnlichkeit zwischen „Goethe and Wordsworth“ in einer eigenen Vergleichung durchzuführen. Von Goethe ist keine Bemerkung über Wordsworth bekannt, allein aus Byrons Widmung des Don Juan, dessen fünf erste Stanzen er übersetzte, mochte er kein günstiges Vorurteil für den shabby fellow und sein new perplexing system schöpfen, und seinerseits fand der Führer der englischen Seeschule an Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister (in dessen erstem Buch Goethe had wantonly outraged the sympathies of humanity) nicht soviel Gutes wie in einigen Versen des Lukrez. Aber auch die von Meusch gezogene Parallele zwischen dem Einflusse der reichsstädtischen Gebundenheit und der freien ländlichen Umgebung auf die jugendliche Entwickelung beider Dichter: Wordsworths Bevorzugung der Natur, Goethes stets dem Menschen selbst zugewendete Teilnahme ergeben keinen rechten Grund zu einer Zusammenstellung gerade dieser beiden; die Behauptung, Goethe sei vorwiegend dramatischer Dichter gewesen, ist wohlmeinender, doch so falsch wie nur irgend ein Urteil Wordsworths selbst über Goethe.

Zu der oft behandelten Frage nach Goethes Verhältnis zu einem anderen englischen Dichter haben wir außer Witkowskis Einleitung zu Goethes Shakespearerede, oder vielmehr Brief „zum Schäkespears Tag“ zwei neue Beiträge erhalten. Richard Loening hat in seinem ausgezeichneten, die ganze deutsche Hamletforschung kritisch sichtenden Werke[13]) ein eigenes Kapitel „Goethes Hamlet-Auffassung“ gewidmet, das nächste „Die Nachfolger Goethes“ überschrieben, um so schon äußerlich Goethes hervorragende Stellung in der Geschichte der Hamletinterpretation hervortreten zu lassen.

[13]) Die Hamlet-Tragödie Shakespeares. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

Wilhelm Meisters Ausführungen „bilden den Beginn und die Grundlage aller eigentlichen Hamletkritik in Deutschland": hier ward zuerst die Notwendigkeit von Hamlets Untergang, der in den älteren Bearbeitungen am Leben blieb, nachgewiesen. Während Goethe aber mit der Betonung des Gegensatzes zwischen Hamlets Naturell und der gestellten Aufgabe einen richtigen Punkt getroffen und die Bedeutung des Schlußverses des ersten Aktes erkannt habe, seien er und seine Nachfolger durch unrichtige Übersetzung des O cursed spite (I, 5, 188) irregeführt worden. Nicht aus Mangel an sinnlicher Kraft, aus innerer Abneigung gegen die gestellte Aufgabe gehe Hamlets Handeln oder vielmehr das Unterlassen der einen gebotenen Handlung hervor. Der Held habe nicht nur, wie Goethe erklärt, keinen Plan, sondern auch kein Ziel; bis zum Schlusse sei er nicht gewillt ernsthaft den Vollzug der Rache auf sich zu nehmen. Goethes, bei Besprechung der ersten Quarto in „Kunst und Altertum" gemachten Vorschlag den Geist bei seinem Erscheinen in der Königin Gemach III, 4 statt in der Rüstung im Hauskleid auftreten zu lassen, weist Loening zurück. Wenn man Loenings Buch ohne Übertreibung als das gründlichste Werk der uferlosen deutschen Hamletforschung rühmen darf und überall darin auf Goethes Namen stößt, so nimmt August Huthers Gymnasialprogramm „Goethes Götz von Berlichingen und Shakespeares historische Dramen"[14]) nur eine sehr bescheidene Stellung ein. Während Minor und Sauer in ihren Studien zur Goethephilologie blos die entlehnten Einzelmotive verfolgt hätten, strebe er, „die Abhängigkeit des ganzen Baues von der Shakespeareschen Technik darzuthun." Nicht die Shakespearischen Historiendramen, sondern nur Julius Cäsar, Makbeth und Richard III. hat Huther herangezogen und meiner Ansicht nirgends wesentlich Neues der älteren Studie beigefügt. Ob z. B. die Adelheid erteilten Weissagungen der Zigeunermutter mit den Makbeth erteilten Trugorakeln der Hexen, Marias Eintreten beim sterbenden Weislingen mit Cäsars Geistererscheinung in Brutus' Zelt wirklich zusammenzustellen seien, erscheint mir nicht so ganz ausgemacht. Unbedingt stimme ich Huther bei in seiner Widerlegung

[14]) Cottbus 1893 (Friedrich-Wilhelmsgymnasium und Realgymnasium)

Klauckes. Das Mittelalter selbst als den Helden von Goethes Drama zu bezeichnen und alles demgemäß zu deuten, ist eine muntere Leistung verkehrter Auslegekunst. Was Goethe im November 1771 wollte, hat er im Briefe an Salzmann ausgesprochen, die Geschichte eines der edelsten Deutschen dramatisieren, das Andenken eines braven Mannes retten. Nicht aus einer bestimmten Grundidee, sondern ganz von selbst aus dieser Freude an dem singulären Individuum entwickelt sich während der Arbeit immer mehr das Bild des Zeitalters, in dem der Held wirkte und litt. Goethe war aber nicht davon ausgegangen „ein Stück Weltgeschichte zum Gegenstand dramatischer Gestaltung" zu machen. Er hat auch, trotz des rühmenden Schlußwortes Lerses seinen Helden nicht ganz ohne Schuld erscheinen lassen. Nicht erst die von Huther unerwähnt gelassene Charakterisierung im Maskenzug von 1818 sagt von dem würdig-kräftigen Mann aus „that Recht und Unrecht in Verworrenheit": schon in der ersten Fassung des Dramas selbst ist Maria von den gewaltthätigen Hilfeleistungen ihres Bruders nicht erbaut: „Wird dadurch das allgemeine Übel nicht vergrößert, da wir Not durch Not verdrängen wollen?" Noch schärfer spricht sie in der zweiten Bearbeitung sich aus: „Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen". Der Knoten von Recht und Schuld, in den auch der edelste Selbsthelfer sich verstrickt, wird nicht nur dem Helden des ersten shakespearisierenden Dramas der Sturm- und Drangzeit gefährlich. Durch Gesetzlosigkeit die Gesetze aufrecht zu halten, die Scharten des Schwertes der Vorsicht auszuwetzen und ihre Parteilichkeit gut zu machen, maßt auch der Räuber Moor sich an, um zuletzt zu erkennen, daß auf diesem Wege die sittliche Welt nicht gebessert, sondern zu Grunde gerichtet würde. Eine ähnliche Erfahrung bleibt auch Götz nicht erspart, als er sich den Bauern zur Wiedererlangung ihrer Rechte und Freiheiten verbündet.

In Gisbert v. Vinckes Studie „zur Geschichte der deutschen Shakespearebearbeitungen", aus dem Shakespearejahrbuch in den „gesammelten Aufsätzen zur Bühnengeschichte" [15]) wieder abgedruckt,

[15]) Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann VI. Heft. Hamburg und Leipzig 1893 (Verlag von Leopold Voß).

ist wohl Aug. W. Schlegels Urteil in seinem Horenaufsatze angeführt, niemand könne mehr Beruf haben in Shakspeares Sinne zu dichten als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Faust, des Egmont: auf Goethes Inszenierung von König Johann, Julius Cäsar, Romeo und Julia, Wilhelm Meisters von Klingemann ausgeführte Hamletpläne wird aber nicht näher eingegangen. Der Aufsatz über „Schillers Bühnenbearbeitung des Othello“ aus dem 15. Bande des Shakespearejahrbuchs führt jetzt die Überschrift „Schiller als Shakespeare-Bearbeiter“, ohne daß eine erwähnenswerte Erweiterung des Inhalts eingetreten wäre. Einen Tadel von Schillers Zusammenziehung der 2. und 4., der 3. und 5. Szene im Schlußakte des Makbeth und der Übertreibung des Szenenwechsels im Götz begründete E. Kilian in der Untersuchung „die szenischen Formen Shakespeares in ihrer Beziehung zu der Aufführung seiner Dramen auf der modernen Bühne“.[16])

Ist dem Götz sein Überreichtum an Handlung für das Theater hinderlich geworden, so ward und wird Goethes Tasso sein Mangel an dramatischem Inhalt vorgeworfen. Schon Platen hat sich in einem Briefe an seinen Freund Justus Liebig über solche Verkennung geärgert und das dramatisch bewegte Seelenleben des Stückes gepriesen. Nur Tassos Heilung sollte man nicht als den Inhalt der Handlung angeben, wie Franz Kern in der seinen früheren Tassostudien und seiner Schulausgabe folgenden großen Tassoausgabe[17]) thut. Die orphischen Urworte „so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen“ gelten für Tasso im strengsten Sinne. Kern hat ihn als sanguinischen, die Prinzessin als phlegmatischen Charakter bezeichnet. In jedem Falle ist sein Leid und Leiden ganz untrennbar von seinem innersten Wesen. Um geheilt

[16]) Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft. 28. Jahrgang. Weimar 1893 (A. Huschke).

[17]) Torquato Tasso ein Schauspiel von Goethe. Schulausgabe mit Anmerkungen. Berlin 1892 (Nicolaische Verlagsbuchhandlung). — Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Berlin 1893 (Nicolaische Verlagsbuchhandlung). Ich berichtige meinen bei Besprechung von Kerns früherer Tassostudie VIII, 254 vorgebrachten Irrtum: nicht erst Dütschke, sondern schon Th. Jacobi hat 1848 im 6. Bande von Prutz litterarhistorischem Taschenbuch auf Goldonis Tassodrama aufmerksam gemacht.

zu werden, müßte er selbst ein anderer werden. Die Freundschaft mit Antonio trägt doch kaum eine Gewähr der Dauer in sich, wie Kern ihr sie zutraut. In seinen letzten Reden, der Selbstvergleichung mit der Woge, spricht sich keine Heilung aus; die alle Eindrücke bis aufs äußerste steigernde Phantasie ist jetzt im Preise des sicheren Felsen Antonio. wie erst in Liebe und Schmähung des Fürstenpaares wirksam. Wendet man ein, daß das Drama einen äußeren Abschluß und seine Bezeichnung als Schauspiel einen versöhnenden Abschluß fordern, so ist dem ja durch den Verlauf des Dramas entsprochen. Die mit der Vollendung seines dichterischen Lebenswerkes sich verbindende Katastrophe, der Höhepunkt und das Ende seines Werbens um die Prinzessin und seines Aufenthaltes am Hofe zu Ferrara, ist in geschlossener Abrundung dargestellt. Der gewaltsame Ausbruch seines Grolles gegen Alfons und seiner Leidenschaft für dessen Schwester hat nicht die traurigen äußeren Geschehnisse, wie sie der geschichtliche Tasso in seiner Gefangenschaft erdulden mußte, zur Folge. Die innere Tragik des Schauspiels wird niemand leugnen wollen. Einen gesteigerten Werther hat Goethe selbst nach dem Vorgange eines französischen Kritikers seinen Tasso genannt. Für eine Werthernatur ist aber eine wirkliche Heilung nicht möglich. Wohl hat der gestaltende Dichter im Gegensatze zu dem thatenlos in Gefühlen schwelgenden Werther die Kraft sich aufrecht zu halten; die Waffe, welche ihm Wunden schlägt, die dichtende Vorstellungskraft, kann die Wunden auch heilen, doch nur um im nächsten Augenblick neue zu schaffen. Heilung wird dieser Tasso erst zu St. Onofrio finden. Den Verlauf der Handlung und die Charaktere zu schildern läßt sich Kern besonders angelegen sein. In der Schulausgabe ist die Zergliederung der Charaktere freilich mehr zur Erregung der Langeweile als des Interesses geeignet. Die umfangreichere (394 Seiten!) Ausgabe mit Einleitung, Noten und Anhang ist ein Werk sorgfältigsten Fleißes, umfassender Kenntnisse und eigenen Urteils, aber dem großen Aufwand entsprechen die Ergebnisse nicht. Viel Überflüssiges ist mit ermüdender Breite vorgetragen, den litterarhistorischen Anforderungen nicht durchweg entsprochen. Von Goethischen Texten sind in Deutschland bis jetzt nur die beiden Teile des Faust mit einem

so umfangreichen durchgehenden Kommentare, wie Kern ihn zum Tasso geliefert hat, versehen worden. In Frankreich haben auch Hermann und Dorothea und der Götz durch Chuquet und Lichtenberger gleiche Behandlung erfahren. Allein gerade ein Vergleich mit diesen französischen Ausgaben und Schröers Faustbearbeitung fällt nicht zum Vorteile des Kernischen Kommentares aus.

K. J. Schröers kommentierte Ausgabe des ersten Teiles[18]) und Kuno Fischers vortreffliches Faustbuch,[19]) jetzt auch äußerlich in die beiden Bände „Die Faustdichtung vor Goethe" — „Entstehung, Idee und Komposition des Goethischen Faust" geschieden, sind zu gleicher Zeit in dritter Auflage erschienen, ein erfreulicher Beweis für den Ernst der Fauststudien und die Anerkennung der besten Arbeiten auf diesem Gebiete. Kuno Fischer hat seinem Buche, dessen glänzende Vorzüge ich schon zu wiederholtenmalen, vgl. V, 495, gerühmt habe, eine höchst interessante Vorrede zum Geleit auf der neuen Ausfahrt gegeben, Schröer in einem Aufsatz „Goethe im ganzen und in Beziehung zu Faust" frühere Äußerungen noch einmal zusammengefaßt. In den Anmerkungen ist auch an Stellen, wo das Zeichen # nicht darauf aufmerksam macht, einiges geändert worden, in der Einleitung hat Schröer dem Urfaust gegenüber stark betont, daß er immer eine frühe Entstehung der Kerkerszene behauptet habe: daß er aber in der vorhergehenden Auflage die Unmöglichkeit einer früheren Prosaform gegen Loeper erhärtet hatte, würde niemand aus dem jetzigen Wortlaute mehr ahnen können. Stehen geblieben sind leider die übertriebenen Behauptungen, die Innigkeit und Heftigkeit der Leidenschaft zu dem in „Dichtung und Wahrheit" erwähnten Gretchen stehe in Goethes Leben einzig da, im Verhältnis zu Frau v. Stein habe Goethe gefunden, was er bei der Egmontdichtung wünschte. Frau v. Steins Schmollen gegen den nach Italien Gepilgerten zeigt gerade nicht, daß die Besänftigerin keine Ansprüche an den Dichter machte; andererseits ist

[18]) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben. Erster Teil. Dritte, durchaus revidierte Auflage. Leipzig 1892 (O. R. Reisland).

[19]) Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart 1893. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

Schröers Darstellung: „als dies Verhältnis (zu Frau v. Stein) sich löste, knüpfte sich ein neues mit Christianen“ nicht von Beschönigung freizusprechen. Die Lösung des, freilich stark gelockerten Herzensbundes erfolgte doch erst, als Frau v. Stein vom Verhältnis zu der kleinen Freundin erfahren hatte. Ob die Dichtung an der Gretchentragödie schon, wie Schröer meint, vor der Straßburger Zeit anzunehmen sei, darüber läßt sich streiten. Daß die früheste Fassung der „Mitschuldigen“ inzwischen bekannt geworden ist, hat Schröer nachzutragen vergessen, ebenso daß Zarncke in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (21. Juli 1882) an Stelle der dem Braunischen Neudruck von 1878 beigegebenen eine neue Zusammenstellung „Zur Bibliographie des Faustbuches“ gegeben hat. Unbegreiflich erscheint es, daß Valentins in den Hochstiftsberichten V, 169 f. gedruckte Berichtigungen, die nicht Meinungen sondern Thatsachen beibringen, völlig außer acht gelassen worden sind! Den Text hat Schröer nun fast durchgängig nach der Weimarer Ausgabe gegeben und auch nur ihre Verszählung anstatt der früheren dreifachen beibehalten: so sind denn auch die im Urfaust richtig als zwei Verse gedruckten Worte (V. 122)

Ich fühls du schwebst um mich
Erflehter Geist!

bei Schröer wie in der Weimarer Ausgabe eine Verszeile, obwohl durch die Reime die Richtigkeit der Göchhausenischen Schreibung, d. h. also ihrer von Goethe selbst geschriebenen Vorlage unwiderleglich bewiesen ist. Hier giebt also die Überlieferung selbst den Beweis für die nötige Scheidung in zwei Verse, wie sie freilich ohne solche Grundlage auch für V. 5979 geboten und von Vollmer auf meinen Vorschlag hin in der Cottaischen Ausgabe (Bibliothek der Weltlitteratur) durchgeführt ist. Die Wichtigkeit der Schröerischen Ausgabe wird es rechtfertigen, wenn ich noch ein paar Stellen des Kommentars herausgreife. Zu der vielangefochtenen Lesart „Mein Leid (Lied) ertönt“, Zueignung V. 21, bemerke ich, daß in ihrer Nachahmung auch Fouqué 1808 im letzten Abenteuer seines „Sigurd“ Gudruna klagen läßt „Leb ich im tönenden Leid“, wie schon vorher im „Alwin“: „sang dazu sein heimlich Leid“. Im Theatervorspiel hat Schröer statt Creizenachs, dem wir die hübsche Ent-

deckung vom Ursprunge des in Deutschland dem Faust beigegebenen Teufelsvorspiels in Dekkers Friar Rush verdanken, mich genannt, der ich nur auf Creizenach aufmerksam gemacht hatte. Trotz meines Nachweises im Goethejahrbuch giebt Schröer aber wieder an, der Schwank vom Nasenabschneiden finde sich schon im ersten Faustbuch A[1], während ihn doch erst die Überarbeitung C enthält. Der neu hinzugekommene Hinweis auf die Straßburger Tanzlehrerstöchter V. 200 wäre besser weggeblieben. v. Biedermanns Bemerkungen zu Schreiber V. 367, zur Bibelübersetzung, Teufelsgaben V. 1675 in seinen „neuen Goetheforschungen“ hätten wohl Erwähnung verdient, ebenso v. Biedermanns, mich freilich so wenig wie Schröer überzeugender Widerspruch gegen die Beziehung des erhabenen Geistes V. 3217 auf den Erdgeist. Die in der zweiten Auflage angenommene Deutung des „Weisen“ V. 442 auf Herder wird nun nicht mehr so entschieden aufrechterhalten. Die Annahme, zwischen dem Liede der Soldaten und Fausts Auftreten müsse ein Szenenwechsel stattfinden, ist unbegründet, auch huldigen weder Devrient noch die Münchner und Berliner Inszenierungen dieser Ansicht. Die neu eingefügte Erwähnung des bösen Rates der Schlange in einem Briefe an Kestner, 23. Januar 1773 beweist gar nichts für die Abfassungszeit der Schülerszene. Die zu 3271 gegebene Erklärung, wir hätten Faust bei angemessener Thätigkeit bereits gefunden gesehen, als Mephisto störend eingriff, will zu den Klagen auf dem Spaziergang und bei der Heimkehr nicht ganz stimmen. Die Brockenbesteigung im Dezember 1777 führte Goethe sicher nicht aus „um Eindrücke für seine Walpurgisnacht zu gewinnen“. Daß zuerst Löwen Faust auf den Blocksberg führte, hat Schröer bemerkt: im zweiten Gesange seiner „Walpurgisnacht“ (1756) hat Löwen aber auch Lilith dort eingebürgert; auf Lilith konnte Goethe außerdem durch Herders Erzählung „Lilis und Eva“ in den „Blättern der Vorzeit“ aufmerksam geworden sein. Ob die Aufforderung an das Irrlicht V. 3873 Faust zuzuteilen sei, bleibt mir zweifelhaft, da dieser nach V. 3840 gar nicht darauf aus ist bald vorwärts zu gelangen. Entschieden bekämpfen muß ich Schröers Worterklärung an zwei Stellen. „Wie ich beharre bin ich Knecht“ V. 1710 erläutert er: so wahr ich beharre. Darüber kann aber Mephisto

nicht das geringste Mißtrauen hegen, daß Faust ihm verfällt, wenn er dem Bündnis treu bleibt. Faust will seinen Zweifel beschwichtigen, indem er ihm begründet: wie immer ich auch beharre, ob ich mich dir verschreibe oder in meiner jetzigen schlechten Lage verbleibe, aus der Knechtschaft komme ich ja doch nicht heraus, da bleibt für mich das beste dir mich hinzugeben. So erklärt auch L. W. Hasper in seiner kommentierten Ausgabe, während Düntzer und v. Loeper in den ihrigen keine Anmerkung dazu geben. In seinen Erläuterungen findet Düntzer in der Anmerkung den Ausdruck „wenn ich beharre" etwas sonderbar, während er im Texte richtig schreibt, wie Faust sich im Leben auch verhalten möge, er wird unter allen Umständen sich abhängig fühlen. Marbach erläutert „so lange ich in dem mich zur Verzweiflung treibenden Jammerleben verharre", was der aufs Jenseits gerichteten Vertragsbestimmung gar nicht entsprechen würde. Der neueste französische Übersetzer, François Sabatier, bemerkt zu seiner Übertragung: „Je suis esclave comme je sois", daß wie er und Taylor die Mehrzahl der Übersetzer die Stelle auffasse. Wir werden uns allmählich daran gewöhnen müssen, auch die besseren Übersetzungen zu den Kommentaren heranzuziehen. Mit v. Loepers richtiger Erklärung des Verses 2712 „eingebornen Engel" setzt sich Schröer in Widerspruch, wenn er statt innatus erklärt: in diesem Bette geboren, was ja nicht einmal inbetreff des Bettes zutreffend wäre. Nach Düntzer stünde eingebornen für „einzig"; Sabatier übersetzt treffend l'ange incarné. Das Wachstum des Mädchens hat die herrliche eingeborne Anlage des Kindes allmählich zur Erscheinung gebracht. Wie kann dieser einfache Gedanke so seltsam mißdeutet werden? Die alte, von Meyer-Waldeck nur unglücklich aufgewärmte Konjektur „licht" für den von Faust V. 666 gesuchten leichten, d. h. im Gegensatz zu der das Gemüt schwer belastenden Dämmerung unsere Seele leicht und frei machenden Tage wäre nicht mehr als unnützer Ballast mitfortzuschleppen. Schon Taylor hat den überlieferten Text gegen solche Schlimmbesserung verteidigt, Sabatier bemerkt „l'opposition des deux adjectifs est évidemment voulue." Zu den Worten des Herrn V. 88 führe ich aus Lessings Freimaurergesprächen die Parallelstelle an: „daß ich in allen diesen Träumereien

Streben nach Wirklichkeit erkenne; daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht." Der Gedanke von der Kürze des Lebens im Verhältnis zur Schwierigkeit des Lernens, V. 205, kehrt in Platens Tagebüchern öfters wieder, so 20. Mai 1813: „Wir sprachen von Goethes Werken, von der Kürze des Lebens im Vergleich mit der Ausdehnung der Kunst"; 12. Dezember 1815: „Ich fühle nur zu sehr den Widerstreit der Wissenschaft mit der Zeit und Kraft. Was soll der Mensch nicht alles lesen, lernen, wissen, studieren, und das Leben ist so kurz." Ist schon einmal auf die Ähnlichkeit von Fausts elegischen Betrachtungen beim Sonnenuntergang V. 1070 f. mit Schillers Jugendgedicht „Der Abend" von 1776 hingewiesen worden? Der Vergleich wird um so anziehender, als hier auch die entfernteste Möglichkeit einer gegenseitigen Einwirkung völlig ausgeschlossen bleibt.

Sabatiers eben erwähnte Übertragung des ersten Teiles des Faust, mit dem deutschen Texte und 198 Seiten Notes aus seinem Nachlaß herausgegeben,[20]) nimmt unter den seit 1823 erschienenen französischen Übersetzungen — Engels Bibliographie verzeichnet 65 Nummern — wenn nicht die erste, so doch eine ganz hervorragende Stelle ein. Welti hat bei Besprechung der zweiten verbesserten Ausgabe von Marc-Monniers Übersetzung 1883 geäußert, ein feiner Kenner der modernen Litteraturen könne nie die Absicht hegen, den Faust wortgetreu zu übertragen: Sabatier, dessen Kennerschaft wohl niemand bestreiten wird, hat in jahrelanger Arbeit diese Absicht verwirklicht. Noch 1881 übersetzte Jacques Porchat den Faust in Prosa, Marc-Monnier wählte vers libres, Sabatier strebte eine Wiedergabe an „dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande". Ob den Franzosen nicht manche dieser Verse etwas tudesque klingen, nicht eine oder die andere Wendung an Germanisme anstreift, wage ich nicht zu entscheiden: dem Deutschen wird von Sabatier das Ideal einer französischen Faustübersetzung verwirklicht. Freilich vermissen wir auch hier noch die dichterische Fülle Goethes, wenn für den vollen Mondenschein „toi, O lune, que mon œil suivit De mon pupitre, tant de

[20]) Paris 1893 (Librairie Ch. Delagrave).

nuits!“ eintritt. Doch jede Übersetzung muß auf Vorzüge der fremden Sprache verzichten. Sabatiers Noten geben sprachlich und metrisch höchst interessante Bemerkungen über die französisch-deutschen Beziehungen auf diesem friedlichen Gebiete. Nicht unberechtigt ist seine Rüge, daß wir von französischen Übersetzungsfehlern zu großes Aufsehen machten, während sich kein Tadler finde für Lord Gowers Übertragung von „Wie sie kurz angebunden war“: As with her gown held up she fled, that well-turned ankle might turn one's head. Sabatier selbst hat nur an einer einzigen Stelle V. 2966 falsch übersetzt, „Brod im allerweitsten Sinn“ mit: et pain, à la rigueur du mot. Zu „Haupt- und Staatsaktionen“ gab er eine nicht ganz zutreffende Erklärung, und Nicolai hat die „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“ nicht durch Europa (S. 168) veröffentlicht. Übrigens wird die Sacherklärung in den Noten wenig berührt, nur die Einleitung zu jeder Szene berichtet über die Entstehung. v. Loepers zweite Ausgabe bildet die Grundlage; neben Hinrichs, v. Öttingen, Vischer und Kuno Fischer ist vor allen Düntzers Kommentar benutzt; die französischen Übersetzungen von Stapfer, Blaze de Bury, Marc-Monnier, die italienischen von Guerrieri Gonzaga und Scalvini, die amerikanische von Bayard Taylor sind sehr lehrreich stets zum Vergleiche herangezogen.

Sabatier, der mit der ehemaligen Braut des Faustdichters Lenau, der Sängerin Karoline Unger verheiratet war, hat Goethes Faust zuerst durch Franz L i s z t kennen gelernt. Wie tief der jahrelang in Weimar wirkende Komponist der symphonischen Dichtungen Faust und Tasso von Goethes Dichtung durchdrungen war, hat er nicht blos 1851 durch seine Festschrift „de la fondation Goethe à Weimar“ bewiesen. Nur Zufall ist es, daß in der zweibändigen Auswahl seiner gesammelten Briefe [21]) sich keine bedeutendere Äußerung über Goethe und Schiller findet. Im Sachregister zu M o l t k e s „gesammelten Schriften“[22]) sind Schiller und Goethe nur für den Aufsatz „die westliche Grenzfrage“ angeführt,

---

[21]) Franz Liszts Briefe gesammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig 1893 (Verlag von Breitkopf & Härtel).

[22]) Berlin 1891 und 92 (E. Siegfried Mittler & Sohn).

in dem 1841 ihnen beiden und Wieland ihr Kosmopolitismus zum Vorwurf gemacht wird, während Lessing wegen seines ritterlichen Ankämpfens gegen die Gallomanie Lob erhält. Gewöhnlich wird Lessing wegen seiner Äußerung in einem Briefe an Gleim des Mangels an Patriotismus bezichtigt; Moltke erhebt zur Abwechselung diesen Vorwurf gegen Schiller auf Grund einer Äußerung in einem Briefe an Körner, tadelt aber auch Lessing, daß er sich während des siebenjährigen Krieges nicht für diesen sein Vaterland zerrüttenden Krieg gekümmert habe. Moltke vertritt mit diesen Anklagen ja nur die allgemeine, selbst in Litteraturgeschichten gelehrte Anschauung. Das Bedauerliche bleibt eben, daß ein so unrichtiges Bild von der nationalen Bedeutung unserer Litteratur und der Stellung ihrer Führer allgemein festgehalten wird. Eben die Sturm- und Drangzeit, der Moltke wegen ihrer Abhängigkeit von Rousseau jede nationale Tendenz abspricht, war in Wort und That eine Auflehnung des deutschen Selbstgefühls gegen den seit Anfang des 17. Jahrhunderts uns beherrschenden Romanismus. Goethes Götz v. Berlichingen und Erwin v. Straßburg sind dafür klassische wie die Ritterdramen seiner Nachahmer lärmende Zeugen. Übrigens werden unsere Klassiker von Moltke doch an mehreren, im Inhaltsverzeichnis nur nicht angeführten Stellen erwähnt. Unter den Schriften, welche den größten Einfluß auf ihn geübt, nennt Moltke, 11. November 1890, die Ilias, doch keine deutsche Dichtung; aber die auteurs favoris, die er immer wieder am liebsten lese, sind von Dichtern: Schiller, Goethe, Shakespeare, Walter Scott. „Aus seinem Lieblingswerk dem Faust" pflegte er in Creisau „ganze Szenen aus dem reichen Schatz seines untrüglichen Gedächtnisses" herzusagen (I, 249). Wie er bei einem Sturm auf dem Urnersee an Tells Rettung denkt, so erinnert ihn, 1840, der prachtvolle Anblick Genuas vom Palast Lavagna aus „lebhaft an Schillers Fiesko, an den Rausch des Ehrgeizes, der ihn ergriff, als er die Flügelthüren seines Gemaches öffnet, und Genua im Glanz der Morgensonne vor ihm liegt. Ganz am entgegengesetzten Ende der Bucht erhebt sich der Palast der Doria; dort wohnte der alte Andreas, dessen Geschlecht noch fortblüht, während das Haus Lavagna, „mit dem Löwen" erlosch." Wenn Moltke im gleichen Briefe Pompeji

den Epimenides der Städte nennt, dürfen wir dabei vielleicht eine Erinnerung an Goethes Festspiel annehmen.

An den geschichtlichen Stätten selbst sich der von ihnen ausgehenden Dichtung zu erinnern, wie Moltke an der Tellsplatte und in Genua that, übt einen eigenen Reiz. Historische Dichtungen fordern immer wieder zum Vergleich mit ihrer thatsächlichen Grundlage heraus. Schon 1839 hat Hinrichs Schillers Dramen nach ihren historischen Beziehungen durchgegangen: der neueren Geschichtsforschung kann diese Arbeit freilich nicht mehr entsprechen. Hugo Landwehr hat in einer für Schüler berechneten Weise etwas oberflächlich, aber ganz hübsch und geschickt eine historische Skizze von Fiesko, Karlos, Wallenstein, Maria Stuart und Jungfrau, Götz, Klavigo, Egmont und Tasso entworfen.[23]) Auf eine Vergleichung der Wirklichkeit und Dichtung, Besprechung der von Schiller-Goethe benutzten Quellen hat er in seiner populär gefaßten Arbeit verzichtet. Da er aber Bettelheims Beaumarchais in den Nachweisen nennt, hätte er die unwahre Angabe der Memoiren von einer der Schwester wegen unternommenen Reise nicht wiederholen dürfen. Seine Darstellung des geschichtlichen Verlaufes der Karlostragödie mahnt an eine in der Schillerlitteratur nie erwähnte Dramatisierung des Stoffes. Fouqué[24]) hat in seinem Schiller gewidmeten Trauerspiel „Don Karlos Infant von Spanien", Danzig 1823 nicht nur sich ziemlich eng an die Geschichte angeschlossen, sondern in der ersten Hälfte seines umfangreichen Werkes eine gar nicht übel gelungene Charakterisierung des stürmischen Kronprinzen mit seinen guten und schlechten Eigenschaften gegeben. Fouqué hat 1826 auch Le Brun de Chamettes „Geschichte der Jungfrau von Orleans" übersetzt und erweitert. Von der Maria Stuart behauptet Singer, der das M., den Namen des ersten englischen Übersetzers Mellish, leicht aus Vollmers Ausgabe des Schiller-Cottaischen Briefwechsels hätte ergänzen können, sie habe die bis

---

[23]) Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elf Essays. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen. Bielefeld und Leipzig 1893 (Verlag von Velhagen & Klasing).

[24]) Kürschners Nationallitteratur, Bd. 147 III, S. XI f. Stuttgart 1893 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

1801 Schiller günstig gestimmte englische Kritik gegen ihn erzürnt. K. Breul hat nun seiner ausgezeichneten Tellausgabe, vgl. VIII, 283, eine gleich lobenswerte des deutschen Textes der Maria Stuart mit englischer Einleitung und Anmerkungen folgen lassen,[25]) nachdem er unmittelbar vorher (1892) in gleicher Weise das dritte Buch von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges für englische Leser bearbeitet hatte. Mit besonderem Danke haben wir seine sorgfältigen bibliographischen Angaben aus der englischen Schillerlitteratur zu verzeichnen.

Neben Singers bereits erwähntem Aufsatze und einem kurzen Briefwechsel zwischen Goethe und der Mutter des Schauspielers P. A. Wolff nebst einigen Bemerkungen über dessen Verhältnis zu Goethe enthält die Festschrift für Bernays eine Studie Gg. Witkowskis „Goethe und Falconet“ und Walter Bormanns „Über Schillers Künstler“. Bormann strebt vor allem den Beweis an, daß in dem von Schiller selbst 1800 von der Gedichtsammlung ausgeschlossenen Werke ein Widerspruch gegen seine späteren Ansichten nicht vorhanden sei. Das ist gewiß richtig; wenn Bormann aber auch in der Mannheimer Rede über die Schaubühne als moralische Anstalt keinen Widerspruch mit den späteren Abhandlungen über das Tragische und das Vergnügen an tragischen Gegenständen anerkennt, kann ich ihm nicht ganz beistimmen. Jene Rede erhält durch persönliche Verhältnisse ihr besonderes Gepräge, ähnlich wie Lessings Jugendkomödie „Der bekehrte Freigeist“ auf Familienvorurteile gegen Theater und Theaterdichter Rücksicht nimmt. Bormanns Erläuterungen, vor allem die Vergleichung von Schillers Auffassung des Verhältnisses von Wahrheit und Schönheit mit Goethes Versen „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ zeigen von vorurteilsfreiem eindringenden Verständnis. Bernays selbst pflegte, wenn ich mich recht erinnere, das Schwanken zwischen philosophischer Erörterung und geschichtlicher Einreihung, wie es ja auch die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung stört, als den Fehler der „Künstler“ zu bezeichnen. Daß

[25]) Edited with introduction, English notes, genealogical tables. Cambridge 1893 (At the University Press).

schon vor dem Studium Kants dessen Ideen hier bemerkbar werden, hat auch Bernays betont. Witkowskis Nachweis über den bisher als blinden Passagier in den Goetheausgaben mitgeschleppten französischen Bildhauer Etienne Maurice Falconet, 1716—91, zeigt wie gründlich Witkowski seine Ausgabe von Goethes „kleinen Jugendschriften in Prosa" vorbereitet hat, die zugleich mit der von ihm und Alfred Gotthold Meyer besorgten Ausgabe von „Winckelmann, Hackert, Reden und Ansprachen" in Kürschners Nationallitteratur[26]) erschienen ist. Falconets Hauptwerk, die Reiterstatue Peters des Großen, hat Schiller in der „Huldigung der Künste" erwähnt; von Falconets Kunstschriften, zum Teil gegen Winckelmann und Lessings Laokoon gerichtet, hat nun Witkowski eingehender berichtet. Nicht der 1774 in englischer Übersetzung erschienene Briefwechsel zwischen Falconet und Diderot, liegt, wie Springer meinte, Goethes Abhandlung „Nach Falkonet und über Falkonet" zu Grunde, sondern ihr erster Teil ist übersetzt aus Falconets „Observations sur la statue de Marc-Auréle et sur d'autres objets relatifs aux beaux arts" (Amsterdam 1771), im folgenden wird polemisiert gegen seine „Réflexions sur la sculpture", deren Übersetzung 1765 die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" eröffnet hatte. Aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" hat Witkowski nur drei Stücke den von Goethe selbst ausgewählten hinzugefügt. Seine Zurückhaltung gegenüber der von andern aus Stilgefühl so kühn unternommenen Entscheidung über Goethes Eigentum teile ich ganz und gar. Goethes Beteiligung am Jahrgang 1773 erscheint mir aber trotz Bahrdts Redaktion nicht so unwahrscheinlich. Die Fortdauer von Goethes Verbindung mit dem Besitzer Deinet hebt Witkowski selbst S. 43 hervor. Warum soll Deinet nicht auch später wie 1772 unter Mercks Leitung selbständig Beiträge gesammelt haben, „von deren Verfassern der das Direktorium führende ebensowenig weiß als ich von den seinigen" (S. 35)? Der Nachweis über den Anzeigen vorausgehende „Franckfurtische gelehrte Zeitungen" von 1736—71 dürfte die Frankfurter Hochstifts-

[26]) Bd. 107 und 108, Goethes Werke Bd. 26 und 27. Stuttgart 1893 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

mitglieder besonders interessieren. Die Leser dieser Berichte muß ich aber leider mit einer Wiederholung belästigen. Ich habe VIII, 485 gegen Pniowers lächerlichen Unfug, die Gretchenszenen unter dem Einfluß des hohen Liedes entstehen zu lassen, pflichtgemäß Verwahrung eingelegt. Pniowers Baccillus ist nun in Witkowskis Einleitung zur Übersetzung des Hohenliedes bereits zur Reinkultur gediehen. „Die beiden Mädchengestalten, in denen Goethe die höchste Lust und Qual der Liebe verkörpert hat, haben Tropfen vom Blute Sulamiths empfangen: Clärchen und Margarethe." Betreff der Gretchenszenen verweise ich nur auf das im vorhergehenden Bande der Berichte Gesagte, obwohl das Widersinnige von Pniowers Einfällen sich noch durch eine Reihe weiterer Stellen belegen ließe. Clärchens Bemühen im Anfange des 5. Aktes, die Bürger zur Rettung Egmonts aufzurufen — denn diese Szene hat schon Scherer auf die Einwirkung des hohen Liedes zurückgeführt — mit dem hohen Liede Kapitel I, V. 1—8 zu vergleichen und darnach selbst sich ein Urteil zu bilden, möchte ich jeden vorurteilsfreien Leser ersuchen. Das Hohelied ist übrigens nicht, wie Witkowski meint, von ihm zum erstenmal in eine Sammlung von Goethes Werken aufgenommen, sondern schon 1888 von Strehlke in die neue Hempelische Gedichtausgabe III, 409. Da Witkowski S. 242 selbst den Druck der Parabeln in Arnims Einsiedlerzeitung angiebt, durfte er nicht fünf Seiten vorher sagen, sie seien bis 1861 unbekannt gewesen. Eine Lettre d'un vicaire von Rousseau gibt es allerdings nicht: Minor und v. Loeper wurden zu dieser Bezeichnung der Profession im Emil wohl verleitet durch Mösers „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen abzugeben bei Herrn J. J. Rousseau". Im übrigen bringt Witkowskis Einleitung zu den zwei theologischen Schriften wie zur deutschen Baukunst eine Fülle von Material bei. In der Beurteilung von Lavaters Physiognomik, welche die durch v. d. Hellen festgestellten Beiträge mit den sehr hübsch wiedergegebenen Abbildungen einleitet, hätte ich neben dem berechtigten Tadel das Verdienstliche in Lavaters Unternehmen gerne etwas mehr betont gesehen. Gut sind die Einleitungen zu Winckelmann und Hackert geraten: hier wie fast überall ist ein bedeutender Fortschritt gegenüber der Hempelischen Ausgabe anzuerkennen. Hackerts Stellung

in der Entwickelung der Landschaftsmalerei wie die Eigenart der Goethischen Charakteristik Winckelmanns im Gegensatz zu allen vorausgehenden Arbeiten über ihn treten bestimmt und anschaulich in den Einleitungen hervor. In den folgenden „Reden und Ansprachen" erzählt Witkowski S. 301, der Herzog mit dem Erbprinzen und Goethe habe am 20. Juli 1776 den alten Ilmenauer Schacht befahren: Goethes Tagebuch nennt den Herzog, Prinz v. Darmstadt, Trebra. In der Einleitung zu Winckelmann lesen wir von den Weimaranern: „unsere Großen wandelten in der reinen Luft des Altertums, kaum hinabschauend in die Enge und den Nebel des deutschen Bürgertums". Der Dichter von „Hermann und Dorothea", ja auch der von Wilhelm Meister und der letzten Novelle in den Ausgewanderten hat in diese Enge als schaffender Dichter hineinzuschauen verstanden.

In der Einleitung zum Briefe des Pastors und den zwei wichtigen biblischen Fragen verweist Witkowski auf die überaus reiche Litteratur über Goethes Stellung zum Christentum. Zum weitaus größten Teile ähnelt sie den frommen Leuten, wie sie Goethe selbst in einem Straßburger Briefe an Fräulein v. Klettenberg geschildert hat. Gerade die theologischen Jugendschriften und die das Christentum verherrlichenden Stanzen der Geheimnisse scheinen vielen der über Goethes Christentum Schreibenden gar nicht bekannt zu sein, auch Dekan Kopff, der „Das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland"[27]) betrachtet, erwähnt beides nicht, dafür wird geklagt, daß der Dichter von Werthers Leiden zu „der ungeheueren Zunahme des Selbstmords in der neuesten Zeit viel beigetragen hat". Goethes Äußerung gegen Eckermann (27. Januar 1824), sein Leben sei im Grunde nichts als Mühe und Arbeit gewesen, wird als Briefstelle zitiert, um zu erweisen, daß der gemütlose Heide so wenigstens mittelbar gestehen mußte, daß außer der Gemeinschaft mit Christo, von der er sich losgesagt, kein wahrer Frieden zu finden. Goethe führt aber mit diesen Worten nur einen Vers aus dem 90. Psalm an, was Herm. Henkel in seiner höchst lehrreichen

[27]) Zeitfragen des christlichen Volkslebens, 132. Heft. Stuttgart 1893 (Verlag der Chr. Belserschen Verlagshandlung).

Zusammenstellung „Goethe und die Bibel", vgl. VII, 185, auch richtig vermerkt hat. Goethes Verhältnis zum Christentum behandelt auch, freilich in ganz anderem Sinne, Otto Ludwig Umfried, wenn er den Kampf gegen den Gekreuzigten als den eigentlichen Inhalt der Fausttragödie zu erkennen glaubt (S. 140). Es ist traurig über eine Jahre hindurch mit Liebe und Mühe betriebene Arbeit kurzer Hand absprechen zu müssen, allein verworreneres Zeug als Umfrieds Buch „Goethe der deutsche Prophet in der Faust- und Meisterdichtung"[28]) — von letzterer droht ein zweiter und dritter Band zu handeln — ist mir selten vorgekommen. Das Machwerk, dem schon eine frühere Schrift, Goethejahrbuch IV, 427, vorausgegangen, steht auf gleicher Stufe mit Louviers im vorangehenden Hefte von A. Sulzbach charakterisierten Fausterklärungen. Wie Louvier ist auch Umfried davon durchdrungen, daß niemand vor ihm Goethes Dichtung verstanden habe, nur wird von ihm die Schuld der „liberalen Kritik" zugewiesen, jener „akademisch kritischen Bestie", die uns wie Faust bei der Bibelübersetzung als Urgeist des Widerspruchs gegen Gottes Wort die Straße abwärts führt und der sittlichen Erkenntnis beraubt, die aus dem Phrasenwerk und Fausts kompletter Unklarheit über den Namen Gottes ein Bekenntnis Fausts heraus zu interpretieren sucht. Die beiden Teile des Faust gehören nicht zusammen, obwohl „der satirische Dichter des zweiten Teils absichtlich die Täuschung hervorrief, als solle die Fabel des ersten im zweiten fortgeführt werden". Der erste ist die Tragödie eines individuell gedachten Menschenlebens und seines Verderbens, denn Mephistos „Her zu mir!" beendet das Werk. Der Faust des zweiten Teils ist wie dieser selbst rein allegorisch, ein Sinnbild unserer geistigen Lebensentwickelung, dem Dichter zum Ernste wie zum Scherze für seine didaktisch-satirischen Zwecke dienend; Faust ist da der Volksgeist, mit Mephisto zusammen der moderne Zeitgeist, Homunkel „die der natürlichen Grundlage noch ermangelnde und bedürftige, erst nach ihr strebende ideelle Einseitigkeit des Zeitgeistes wie Chiron der Zeitgeist der hellenischen Periode ist." Eine Entschuldigung

[28]) Mit einem Anhang der benützten, teilweise erst neu aufgefundenen Quellen in Goethes Werken, Korrespondenzen. Stuttgart 1893 (Verlag von Ad. Bonz & Comp.).

für die bisher irrtümlich beide Teile zusammenfassende Kritik mag darin liegen, daß auch der Chorizonte selbst öfters seine gewonnene bessere Erkenntnis nicht verwertet. An Absonderlichkeiten im einzelnen ist kein Mangel. Daß der Blocksberg die Schilderung der Hölle selbst sei und damit das Schlußwort des Direktors erfüllt werde, ließe sich zur Not noch verteidigen; daß aber Faust in seinem Studierzimmer träumend die klassische Walpurgisnacht und den ganzen Helenaakt nicht wirklich erlebt — wenigstens habe ich Umfrieds oft dunkle Andeutungen so verstanden — ist schon bedenklicher. Der Spaziergang zeigt „wie völlig christliche Zucht und Ordnung niederliegt, wie untauglich unser Leben für den höheren Zweck, wie ohnmächtig die Kirche für ihre nächste Aufgabe". Der Allegoriendichter des zweiten Teiles denkt von den verschiedenen christlichen Kirchen, die unter Philemon und Baucis leicht (?) zu verstehen sind, günstiger, denn sie haben den Wanderer, d. h. die Gesellschaft in dem „grausen Abenteuer", d. h. in der französischen Revolution gerettet. Das Getöse beim Sonnenaufgang „weist auf den Kriegslärm hin, unter dem uns die Friedenssonne aufging". Die „Mütter" aber sind nichts anders als die deutschen Universitäten, „denen wir all unsere klassische Bildung und Verkehrtheit verdanken". Wenn dagegen jemand einwenden wollte, daß Goethe doch selbst eine ganz andere Erklärung gegeben, so weiß der neue Mystagoge, daß Goethe sich damit wie öfters nur über den jungen Eckermann lustig machen wollte. Berichtet uns Eckermann doch auch, daß Goethe an künftige Aufführungen des ganzen Werkes dachte, während Umfried gegen die Aufführung des zweiten wie selbst des ersten Teiles „im Namen des Dichters und des gesunden Menschenverstandes feierlichst Verwahrung" einlegt. Der gesunde Menschenverstand kommt also selbst in diesem Buche einmal vor.

Gegen die Faustaufführung hat sich neuerdings auch Hans v. Basedow in seinen „dramaturgischen Studien"[29]) ausgesprochen. Wie das ganze „mehr oder weniger eine allegorische ironische Dichtung ist, so könnte Mephisto „neben vielen andern natürlich

---

[29]) Charaktere und Temperamente. I. Shakespearesche Charaktere mit einem Anhang über Goethes Faust. Berlin 1893 (Eduard Stentzel).

das Christentum ironisierend symbolisieren". Das zur Durchführung dieser Rolle nötige grell Dämonische vermöge kein Schauspieler zu leisten: jeder gebe nur eine menschliche Seite, und daran müsse, im Gegensatze zu Shakespearischen Dramen, die Aufführung des Faust dauernd scheitern. Das höchst oberflächliche Büchlein verdient kaum irgendwelche Beachtung. Dagegen möchte ich ausnahmsweise aus einer Zeitschrift einen Beitrag eigens erwähnen, Albert Leitzmanns Aufsatz „Georg Forsters Beziehungen zu Goethe und Schiller und seine Verteidigung Schillers".[30]) Goethe ist 1779 und 1783 in Kassel, später in Weimar und Mainz mit dem ihm von dem gemeinsamen Freunde Jacobi empfohlenen Forster zusammengetroffen; von den zwischen ihnen gewechselten Briefen ist noch nichts wieder aufgefunden. Gerade Forster, dessen Blick der Dünkel und die Einseitigkeit der deutschen Zunftgelehrten nicht trübte, hätte die große Tendenz der Goethischen Naturauffassung zu würdigen vermocht, allein gerade zwischen ihm und Goethe scheint der wissenschaftliche Gedankenaustausch auf Einzelfragen beschränkt geblieben zu sein. Forster war zuerst durch die Kreuzerhöhung Woldemars gegen Goethe erbittert, später zeigte er sich entsetzt über den freilich arg mißratenen Großkophta, während Goethe durch Forsters Sakontalaübersetzung zu dem überschwänglichen Epigramme begeistert wurde. Mit Schiller ist Forster nie persönlich in Berührung gekommen. Er war Mitarbeiter der Thalia und veröffentlichte in Archenholtz „Neue Litteratur und Völkerkunde" 1789 eine gegen Stolberg und seinen Angriff gerichtete Verteidigung des Schillerischen Gedichtes „Die Götter Griechenlands". Leitzmann hat dieses Muster einer großgesinnten, vornehm überlegenen Polemik, welche in der Neubearbeitung Goedekes IV, 2, 185 leider nicht verzeichnet steht, in einem wohlverdienten Neudruck wieder zugänglich gemacht. Kaum ein Zeitgenosse hat so begeistert von dem unnachahmlichen Zauber in den hohen Gesängen des Götterfreundes Schiller geurteilt, wie Forster, der es wirklich nicht verdiente, daß

---

[30]) Herrigs Archiv, Bd. 88. Braunschweig 1892 (Druck und Verlag von Gg. Westermann); vgl. hierzu die warme und schöne Charakteristik „Gg. Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des 18. Jahrhunderts," akademische Antrittsvorlesung von Albert Leitzmann, Halle 1893 (M. Niemeyer).

die Xeniendichter seines unglücklichen Endes mit Spott statt mit Mitleid gedachten. Schiller hatte die Abneigung, welche Forsters Gattin ihm erregte, als sie Huber zum Bruche seines Verhältnisses mit Körners Schwägerin veranlaßte, höchst ungerechter Weise auf den armen verlassenen Gatten Theresens übertragen. Den Tadel, welchen die Xeniendichter bei diesem Angriffe wirklich verdienten, haben sie in anderen Fällen, in denen das Recht auf ihrer Seite war, ungemessen von den Beleidigten hinnehmen müssen. Von einem der von den Weimarischen Stachelversen reich Bedachten hat Julius Tröger[31]) in der sehr hübschen Studie „Rektor Manso im Xenienkampfe“ berichtet. Tröger charakterisiert Mansos Rezensionen der Horen und des Musenalmanaches für 1796 in der Dykischen Bibliothek, welche das Strafgericht über den Breslauer Rektor heraufbeschworen, erläutert dann die einzelnen der gegen den Nachahmer Wielands gerichteten Epigramme, von denen Karoline Schlegel eine Abschrift genommen hatte, und bespricht dann Manso-Dyks „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“. Mansos Verdienste in Erinnerung zu bringen, war Tröger vollständig berechtigt, ja verpflichtet, allein Schillers Urteil, welches den „Gegengeschenken“ Witz abspricht, erscheint mir gerade nach den mitgeteilten Proben nicht anfechtbar. Im Zusammenhange mit dem ganzen Tierkreis wird Schillers, freilich nicht seine Bezeichnung des Hallischen Ochsen (Jakob) entschuldbar, nur die „von dem Geist und dem Humor abdestillierte Grobheit und Beleidigung“ bleibt aber in Mansos Entgegnung:

> Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer.
> Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Es ist ganz nützlich hier und da erinnert zu werden, welche Beurteilung die Weimarer Dioskuren bei ihren Zeitgenossen öfters fanden. Trögers Deutung von „Ideal und Leben“ entspricht gewiß nicht dem Gedankengange Schillers, der bei der Ausgleichung von Sinnenglück und Seelenfrieden an alles eher als an eine Weltverklärung durch den christlichen Glauben dachte. Auch die Darstellung, daß der lebhaftere und reizbare Schiller schwerer als Goethe über die Antixenien hinweggekommen sei, bedarf einer kleinen Berichtigung. Goethe hätte gerne die dann als „Walpurgisnachts-

traum" in den Faust eingeschobenen Xenien im nächsten Almanach veröffentlicht gesehen, Schiller dagegen lehnte dies ab (2. Oktober 1797). Die von Tröger erwähnten Garvischen Briefe, in denen „der arme alte kranke Mann", Mansos Freund, die Xeniendichter ausschalt, sind nicht 1796, sondern 1797 geschrieben worden. Unterm 6. und 8. November verzeichnet Schiller in seinem Kalender die am 6. und 27. beantworteten Zuschriften des guten und wackern Sittenrichters, dem jede Spur ästhetischen Gefühls fehle.

Von Schillers Kalender haben wir eine beachtenswerte neue Ausgabe erhalten. Schon im vierten Bande von Seufferts Vierteljahrschrift hat Ernst Müller die Nachträge veröffentlicht, welche W. Vollmer in sein Handexemplar von Schillers Kalender eingetragen hatte. Daß schon 1877 Urlichs in den „Briefen an Schiller" S. 222—232 nach einer in Greifenstein gefertigten Kollation Berichtigungen und Zusätze zu der 1865 von Schillers Tochter besorgten Ausgabe gegeben hatte, war Müller damals unbekannt geblieben. Urlichs und Vollmers Nachträge und Verbesserungen mußten den Wunsch nach einem Neudrucke des ganzen Kalenders wecken. Statt dessen erhalten wir nun von der Verlagshandlung eine Titelauflage des alten Textes, dem als neuer Anhang 27 Seiten „Ergänzungen und Berichtigungen" und 90 Seiten alphabetisch geordneten Kommentars beigefügt sind.[32]) Ernst Müller durfte das Weimarische Archiv benutzen und aus ihm ein Verzeichnis ungedruckter Briefe an Schiller, sowie zwei Urkunden über seine Erbschaftsangelegenheit mitteilen. Im sorgfältig ausgearbeiteten Kommentar, der sich natürlich auf die Eintragungen im Kalender beschränken mußte, erhalten wir recht nützliche Zusammenstellungen für Briefe von und an Schiller wie für ihm eingesandte Gedichte. Von den „Dichtern des Schillerschen Musenalmanachs und der Horen" hat M. Mendheim eine Aus-

---

[31]) Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau, herausgegeben von dem Lehrerkollegium der Anstalt. Breslau 1893.

[32]) Schillers Kalender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Ernst Müller. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

wahl[33]) mit recht mangelhafter Einleitung gegeben, nicht einmal der Schillerische Briefwechsel ist dabei genügend verwertet worden, von einer genügenden Charakteristik ist gar keine Rede. Dagegen ist Müllers Kommentar durchaus zu loben, und die folgenden Bemerkungen sollen keineswegs einen Tadel bedeuten. Neben seinem Vater hätte auch Heinrich Voß, Schillers Mitarbeiter an der Othello-Inszenierung, genannt werden müssen, die Nennung Voß im Kalender geht nicht immer zweifellos auf den Dichter der Luise. v. Vincke, dessen Untersuchung über Schillers Othello schon erwähnt ward, hat in einem anderen Aufsatze „Drei Mannheimer Schauspieler vor hundert Jahren" Beil, Beck und Iffland, von denen wenigstens die letzten zwei im Kalender als Briefschreiber und -empfänger genannt sind, eingehend charakterisiert. Bei Schillers enger Verbindung mit der Geschichte der Mannheimer Bühne reiht sich die feinsinnige Schilderung den Beiträgen zur Schillerlitteratur an. Ifflands Verhandlungen wegen Übertritt vom Mannheimer zum Weimarer Theater hätte v. Vincke neben den freilich ergebnisreicheren Verhandlungen mit Berlin doch nennen sollen. Daß Goethe den Julius Cäsar nach Schlegels Übersetzung und in seiner eigenen Einrichtung spielen ließ, führt auch v. Vincke S. 92 an, wie es Goethes Brief an Schlegel im Shakespearejahrbuch VII, 63 und Burkhardts Spielverzeichnis S. 299 bestätigen. Müller hätte also die irrige Angabe von einer Weimarer Aufführung der Wieland-Dalbergischen Bearbeitung leicht vermeiden können. Ebenso hätte die ausgezeichnet abwägende Schilderung Minors sowie Weltrichs Vortrag (Hochstiftsberichte II, 67) ihn abhalten sollen, Speidel-Wittmanns einseitig gehässige Charakteristik der Frau v. Kalb, und nur diese allein, als „treffliche Darstellung" anzuführen. Da die wichtigsten Biographien von Schillers Korrespondenten sonst angeführt sind, sollte Varnhagens Monographie über Erhard und Beaulieu-Marconnays über K. v. Dalberg nicht fehlen. Übersehen ist der Druck von Schillers Briefen an Sophie Mereau in Arnims Einsiedlerzeitung. Der im Juni und September 1802 im Kalender erwähnte Johannes Büel

[33]) Lyriker und Epiker der klassischen Periode. Zweiter Teil. Kürschners Nationallitteratur, Bd. 135 II. Stuttgart 1893 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

aus Schaffhausen hat drei Stammbücher hinterlassen, aus denen Bächtold zahlreiche Einschreibungen veröffentlichte,[34]) so von Beethoven, Overbeck, Matthisson, Joh. Gg. Jacobi, Chr. F. Weiße, Kotzebue, Jean Paul, Tieck und Tiedge, den Stolbergs, Fr. Schlegel und seiner Gattin, Johannes v. Müller und Lavater, von Goethes Züricher Freundin Bäbe Schultheß (Hochstiftsberichte VIII, 294) und der Oberhofmeisterin v. Lengefeld, Schillers chère mère. Schiller selbst trug sich „zum Andenken der Freundschaft" Weimar, 4. September 1802 ein mit den zwei Zeilen „Das Bild der Isis":

Ich bin alles, was war und was seyn wird,
Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.

In einem Briefe an seinen Vertrauten Georg Müller rühmte Büel, daß der sonst ziemlich unzugängliche Schiller mit ihm eine Ausnahme gemacht habe. „Ich war mit ihm, seiner Frau und seinen Kindern so lustig, wie du wahrscheinlich einst bei Herders": vgl. Gg. Müllers Aufzeichnungen „Aus dem Herderschen Hause," herausgegeben von Bächtold, Berlin 1881. Müllers eigenes begeistertes Urteil über die Braut von Messina aus dem folgenden Jahre habe ich bereits angeführt. „Schuld und Schicksal in Schillers Braut von Messina" behandelt ein Vortrag von Paul Joh. Rée;[35]) „Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina"[36]) untersucht in trefflicher Weise J. B. Gerlinger, in einem schon vor 41 Jahren zum erstenmal veröffentlichten, aber den Neudruck durchaus verdienenden Schulprogramme. Die dritte Auflage hatte Dingelstedt mit einigen Bemerkungen über das Verhältnis von Dichtung und Bühne, welche auch die vierte Auflage wieder eröffnen, eingeleitet. Die antik dramatischen Elemente in Ideen und Situationen, in Stil und Sprache wie im Aufbau der Braut zu kennzeichnen ist Gerlingers Bestreben. Am eingehendsten behandelt er den Chor, dessen äußere Teilung wie den inneren Widerspruch

---

[34]) Züricher Taschenbuch für 1892.

[35]) Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden, II. Bd., Nürnberg 1893 (Joh. Leonhard Schrag).

[36]) Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Vierte unveränderte Auflage durchgesehen von Joh. Ev. Einhauser. Neuburg a. D. 1893 (Verlag von August Prechter).

zwischen leidenschaftlicher Parteinahme und abgeklärter Betrachtung er als die Schwäche der Schillerischen Dichtung bezeichnet. Die Mischung der religiösen Vorstellungen, die Schillers Vorrede zu rechtfertigen sucht, erscheint ihm als der zweite Hauptfehler: an dieser Mischung nahm schon Karl August Anstoß, der freilich auch über die neue Bühnenmaske der bewaffneten Poeten spottete und in der Sprache Schillers „komische Knittelverse, unausstehliche Härten, undeutsche Worte" zu finden glaubte (11. Februar 1803 an Goethe). Die antikisierenden Redewendungen, mit denen Schiller Goethes Bemühungen in der Helena, Achilleis, der späteren Pandora nacheiferte, hat Gerlinger zusammengestellt. Für die Versuche, den Chor in die moderne Tragödie einzuführen, darf man nicht wie Gerlinger bei Racines Esther und Athalie stehen bleiben, sondern muß auf die Renaissancetragödie in den verschiedenen Ländern zurückgehen. L. G. Wysocki hat in seinem gründlichen Werke über „Andreas Gryphius et la tragédie Allemande au XVIIe Siècle"[37]) die Stellung des Chors und das Verhältnis der deutschen zur griechischen und Senekaischen Tragödie erörtert und meint, Schiller habe in seiner Vorrede zur Braut das Wort und den Sinn gefunden, welche der disziplinierte Deutsche dem Chore anheftet. Er stellt Schillers Äußerungen über den Chor denen Viktor Hugos in der Vorrede zum „Kromwell" gegenüber. Da Gerlinger Nachdruck legt auf den Titel „ein Trauerspiel mit Chören", so hätte es die Billigkeit gefordert der Brüder Stolberg „Schauspiele mit Chören" (1787) zu gedenken. Die antiken Tragiker mußten aus Schiller vorangehenden, nicht aus späteren Übersetzungen angeführt werden, dies umsomehr als Schiller über Stolbergs Äschylos-Verdeutschung sich sehr lobend aussprach (Fouqués Lebensgeschichte, S. 253). Unter Gerlingers Zusammenstellung der Zeugnisse für Schillers griechische Studien vermisse ich am meisten die Stelle aus dem Briefe an Süvern: „Ich teile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann." Gerlinger hat sehr hübsch und übersichtlich die Parallele mit dem König Ödipus gezogen, einen Unterschied jedoch übersehen, den Rée

[37]) Paris 1893 (Émile Bouillon, Éditeur).

in seinem sonst wenig bedeutenden Vortrage treffend hervorhebt: im Ödipus ist das alles entscheidende, vom Orakel voraus verkündigte Verbrechen bereits vor Beginn der dramatischen Handlung vollzogen; in der Braut haben wir einander entgegengesetzte Wahrsagungen, nach denen auch ein glücklicher Ausgang nicht ausgeschlossen erscheint. Rées Versuch für Isabella und Beatrice eine Schuld zu konstruieren, ist vergebliches Bemühen; den Bruder tötet Don Cäsar mit dem Schwerte, nicht wie Rée angiebt mit dem Dolche. Gerlingers Ausführungen über die Schicksalstragödie sind der schwächste Teil seiner Arbeit, den wir unter Berufung auf die fünfte Auflage von Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels" I, 373 ablehnen. Gerlingers höhnisches Urteil über den Dichter der „Ahnfrau" wird heute kaum noch jemand teilen.

Daß Grillparzer die Einführung des Chors in der „Braut von Messina" mißbilligte, habe ich schon VII, 396 angeführt. Zu den dort mitgeteilten brieflichen Äußerungen anläßlich des Schillerfestes von 1859 bringt der dritte Band des Grillparzerjahrbuches[38]) noch die Niederschrift im Tagebuch: „Über meine Gesinnung für Schiller kann kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten." Als jenes „Mittelding zwischen Goethe und Kotzebue, wie ihn das Drama braucht" bezeichnete er 1828 sich selber. Und doch hatte auch Grillparzer einmal den richtigen Standpunkt zur Würdigung Schillers verloren und mußte ihn sich erst wieder erringen. Bis Anfang 1810 spielte Goethe bei ihm eine untergeordnete Rolle, während ihn Schiller entzückte. Aufsätze im Wiener Sonntagsblatt machten ihn aber auf Goethes Wert aufmerksam; etwas wie den Götz glaubte er zur Not selbst schreiben zu können: „Werthers Leiden war es vorbehalten, mich zu bekehren. Ich las sie mit Entzücken und hohe Begierde bemächtigte sich meiner Seele, die Werke dieses außerordentlichen Mannes, dessen Vortrefflichkeit ich nun einzusehen begann, in ihrem ganzen Umfange zu kennen,

---

[38]) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Wien 1893 (Verlag von K. Konegen).

eine Sache, die in Wien nicht leicht ist. Die Franzosen kommen nach Wien (1809) und ein Nachdruck seiner Werke erschien, ich schaffte sie mir so schnell als möglich an und blickte mit unbeschreiblicher Wonne nun in die Tiefen seines unaussprechlich zarten Gefühls." Die erste Lesung Fausts ließ ihn kalt, nach der zweiten erschienen dem in eine ganz andere Welt versetzten die Werke seines bisherigen Idols und Vorbilds Schiller rohe groteske Skizzen. In dem kühnen interessanten Faust wie im Tasso, dessen Thema er nach einem Jahrzehnt in der „Sappho" selbst behandelte, glaubte er seine Person, seine Gefühle in jedem Worte wiederzufinden. „Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, Egmont vollendeten, was die früheren begannen und ich betete Goethe an." Nach einigen Monaten überzeugte er sich aber durch erneute Lesung der ihn zu Thränen rührenden „Jungfrau von Orleans", daß er Schillern Unrecht gethan habe. Herrlichste Worte eines anderen großen Dichters über Schiller lehrt uns der Wiederabdruck von Gottfried Kellers Gedanken bei der Schillerfeier „am Mythenstein" (1860) kennen.[39]) Wie das Schweizer Volk lange schon „zur Erhöhung seiner Frühlingslust Schillers Tell in fröhlichem Versuch auf offenen Dorfgassen, auf Matten und luftigen Höhen in die braune Hand genommen und keck aufgespielt," das hatte Keller schon im „grünen Heinrich" geschildert. Die Enthüllungsfeier der dem Sänger des Tell von den Urkantonen gewidmeten Felsenaufschrift regte den Züricher Staatsmann und Dichter an zu patriotischen Fantasien, wie aus Schützen- und Sängerfesten ein neues großartigstes Nationaldrama sich gestalten könnte. Richard Wagners 1851 gemachte Vorschläge „Ein Theater in Zürich" (gesammelte Schriften V, 25) sind wenigstens bei Keller nicht wirkungslos geblieben. Aber Wagner selbst hat seine höhere Auffassung von Würde und Pflicht der dramatischen Kunst an Schiller gelernt, und von Schillers Tell gehen denn auch Kellers Wünsche und Pläne aus. Gerade an Ort und Stelle fühlt sich der Schweizer von Bewunderung ergriffen für die von keinem andern erreichte treue Wiedergabe von Land und

---

[39]) Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Zweite Auflage. Berlin 1893 (Verlag von W. Hertz, Bessersche Buchhandlung).

Leuten. Und nicht, wie die alles Verdienst auf Goethes Reiseberichte zurückführende neuere Forschung, ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände erblickt Keller in Schillers Telldichtung. Der Demetrius beweist, „Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen." Dies Bekenntnis des als Realisten gepriesenen Meisters von Seldwyla mag den modernen Naturalisten eigens empfohlen werden. Im schärfsten Gegensatze zum Kellerischen Lobe des Tell wird in Scherers kleinen Schriften (S. 161) feierlich als „unverbrüchliches Gesetz aller Poesie" verkündet: „daß uns der Dichter nichts vorführen dürfe, was er nicht angeschaut."

Kellers Anpreisung der in Kaulbachs Bildern erfolgten Wiedergeburt des Goethischen „Reineke Fuchs" (1847) geht auf die Goethische Dichtung selbst nicht ein; den Vergleich zwischen Kaulbach und Platen, Cornelius und Goethe werden nicht viele zutreffend finden. Aber wie schön und treffend hält er dem Kunst und Ästhetik verachtenden Jeremias Gotthelf vor, in jeder seiner Erzählungen liege „an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem Hermann und Dorothea; aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte." In der Besprechung der neuen kritischen Gänge seines Freundes Vischer sucht er 1861 den zweiten Teil des Faust, in dem Goethe die mächtige Aufgabe vom deutschen Geistermannschicksal freilich nicht im Sinne des Allgemeinen und der Nation zu Dank gelöst habe, doch gegen Vischers herbe Verurteilung in Schutz zu nehmen. Um eine Volksdichtung sei es Goethe nicht zu thun gewesen. „Er wollte noch einmal, eh er unter den Rasen hinabginge, schauen den ganzen glänzenden klagenden Zug von Dämonen und Gestalten, den er in seiner Brust beherbergte, lediglich zu seinem eigenen Vergnügen, und er ließ ihn hinaus und

führte ihn um sich selbst herum. Es ist keine Frage, der Greis spielte, aber er spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug."

Wie in Scherers jetzt in den „kleinen Schriften" (s. u.) neugedruckter Einleitung zum ältesten Faustbuch die Vorgeschichte der Goethischen Dichtung auf ihre Bestandteile und Zusammensetzung hin geprüft ist, so lieferte Jakob Bächtold nun zu der in seiner nicht genug zu lobenden „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz"[40]), vgl. VI, 91, gegebenen Darstellung der älteren Telldichtungen einen weiteren trefflichen Beitrag durch den kritischen Neudruck[41]) des alten Urner Tellenspiels und des überhaupt nur noch in einem Exemplar vorhandenen neuen Züricher Tellenspiels Jakob Rufs von 1545. Das Urnerspiel ist noch 1740 und 1765 gedruckt worden, doch kaum über die Grenzen der Eidgenossenschaft gedrungen. In der letzten Lieferung seines nun abgeschlossenen Musterwerkes charakterisiert Bächtold die schon 1762 entworfenen, 1774 überarbeiteten drei schweizerischen Schauspiele Bodmers: „Wilhelm Tell oder der gefährliche Schuß"; „Geßlers Tod oder das erlegte Raubtier"; „der alte Heinrich von Melchthal oder die ausgetretenen Augen", unglückliche Machwerke, denen noch ein viertes „Der Haß der Tyrannei und nicht der Person, oder Sarne durch List eingenommen" folgte. Über den Anschlag auf Sarnen wird auch bei Schiller, V. 1386, verhandelt, und die in Bodmers Titel ausgedrückte Gesinnung findet in Walter Fürsts vorangehender Rede Ausdruck. Bodmers Tell ward trotz seiner Nichtigkeit ins Französische übersetzt. Über die „satanischen Räuber" hat der alte Patriarchadendichter noch seinen Abscheu ausgesprochen, wie er bis zuletzt über Goethes Dichtung aburteilte. Aus Klopstocks in Zürich umlaufenden Briefen (Anmerkungen S. 198) verbreitete er noch im Frühjahr 1779 die Klatschereien über Goethe und des Herzogs Benehmen in Weimar. Daß der kurze Briefwechsel, in dem Goethe die unvorsichtigen Ermahnungen Klopstocks zurückwies, abschriftlich

[40]) Frauenfeld 1891 (Verlag von J. Huber).

[41]) Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Züricher Hochschule unter Leitung von Jak. Bächtold. 3. Band. Zürich 1893 (Frauenfeld, J. Huber).

verbreitet wurde, ist auch durch Hennes „Briefe und Nachrichten aus Fr. L. v. Stolbergs Jugendjahren“ bekannt, deren Rezension W. Scherer zu einer Reihe von Bemerkungen über Goethes Schweizerreise von 1775 und sein Verhältnis zu den Brüdern Stolberg Anlaß gab. Bei der Angabe, Stolberg habe die Reise unternommen, weil er „genötigt worden ein herzliches Liebesverhältnis mit einer schönen Engländerin aufzugeben“, war Goethes Erinnerung nicht genau. Erst nachdem die Reise beschlossen war, hatte Stolberg die Deutschengländerin Sophie Hanbury in Hamburg kennen gelernt; erst in oder nach Straßburg erklärte ihm ein Brief des süßen Mädchens, daß es nur Freundschaft, nicht Liebe für ihn fühle. Dem persönlichen und litterarischen Verhältnis des jüngeren Stolbergs zu Goethe, das Düntzer doch mit Voßischer Parteilichkeit gegen den katholischen Reichsgrafen behandelt hat, widmet Wilhelm Keiper in seiner Dissertation „Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie“[42]) treffende Beobachtungen. Ein paar beachtenswerte Äußerungen finden sich auch in den von O. Hellinghaus veröffentlichten Briefen Stolbergs an Voß.[43]) Der Werther rührte Stolbergs Herz wie noch kein Roman, gern hätte er Goethe, den gar zu braven Mann, mitten im Lesen umarmen mögen. Von der gemeinsamen Schweizerreise, die auch ihn zu Telldichtungen veranlaßte, berichtet er nur, daß Goethe, der herrliche Junge, sich in Zürich von ihnen trenne; „wir werden ihn sehr vermissen, wir sind ihm und er uns herzlich gut geworden“. Wichtiger sind einige Mitteilungen aus den Tagen des späteren Besuches in Weimar, Juni 1784. Goethe zeigte Teilnahme für die Äschylosübersetzung, da nach dem Homer nun Äschylos sein Liebling sei. Stolberg seinerseits fand unter den Inschriften zu Tiefurt, deren Veröffentlichung im Voßischen Musenalmanach er von Goethe nicht erlangen konnte, die an Philomele besonders schön. Seine Abschrift stimmt im letzten Verse nicht mit der Herders, sondern Frl. v. Göchhausens (Weimarische

---

[42]) Berlin (Mayer und Müller) 1893.

[43]) Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß. Nach den Originalen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit Einleitung, Beilagen und Anmerkungen. Münster i. W. 1891 (Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung).

Ausgabe II, 327) überein: „Und mit der Liebe Gewalt". Von Wilhelm Meister und einem fertigen Trauerspiel Tasso hörte er nur sprechen, den ersten sehr launigen und schönen Akt der Vögel bekam er zu hören. Mit Herder, von dem er sich in der Vorrede zu den Volksliedern angegriffen glaubte, kam es zur Verständigung; er mußte seiner Erklärung glauben, denn „Goethe, der die Wahrheit selber ist, der Herdern solange kennt, liebt ihn wie seine Seele".

Auf dies Zeugnis des frommen, sittenstrengen Stolberg wird man gerade manchem Angriffe der Frommen gegenüber gerne hinweisen. Verteidigung und Angriff von Goethes persönlichem Verhalten wollen ja in der Goethelitteratur nicht zur Ruhe kommen. Nach allem was Heuer und ich selbst im vorhergehenden Hefte über Froitzheims Friederikenbuch geäußert, brauche ich auf dieses selbst nicht mehr zurückzugreifen. Allein seine angeblichen Enthüllungen haben außer den verschiedenen Rezensionen auch selbständig erscheinende Widerlegungen, wie die von Albert Bielschowsky[44]) und sogar ein ganzes Buch von Düntzer hervorgerufen. In seiner „Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit"[45]) wiederholt Düntzer das Meiste, was er seit 1842 über Friederike und Goethes Darstellung seiner Liebesidylle geschrieben hat. Freilich wird sich Froitzheim durch Düntzers Polemik wenig getroffen fühlen, denn die von Düntzer beliebte Verhimmelung Friederikes ist so wenig ein Beweis, wie seines Gegners Verdächtigung Friederikens. Düntzer nimmt alle Sesenheimer Lieder, deren Lenzische Autorschaft zuletzt Bielschowsky im 12. Bande des Jahrbuchs höchst wahrscheinlich gemacht hat, vgl. VII, 432, ohne weiteres wieder für Goethe in Anspruch, der bei ihm als höchst platonischer und die Eltern in Frankfurt scheuender Musterliebhaber erscheint. W. v. Biedermann hat in einem vorsichtig abwägenden Aufsatze „Friederike Brion und Gretchen"[46]) die poetische Wahrscheinlichkeit einiger Behauptungen Froitz-

[44]) Goethe und Friederike. Wider ihre Verläumder. Berlin 1892 (Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern).

[45]) Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

[46]) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1893, Nr. 23.

heims auf ihre Bedeutsamkeit für die Faustdichtung hin geprüft. Die lebhafte Einbildungskraft des Dichters, der im Schuldgefühl gegen Friederike sich mit dem verräterischen Weislingen verglichen hat, mag sich ausmalen, daß das abgebrochene Verhältnis die schwersten, moralisch und bürgerlich entehrenden Folgen für das Mädchen gehabt habe. Von diesem Gesichtspunkte aus legt v. Biedermann Froitzheims Enthüllungen, oder wenn man will Entstellungen, mehr Gewicht bei als Rübel, Beil, Bielschowsky, Düntzer, Heuer gethan haben. Wenn Düntzer zur Strafe dafür dem Dresdener Forscher jedes Verständnis für Goethes Wesen abspricht, so muß ich doch bemerken, daß die Sammlung von Goethes Gesprächen eine so verdienstvolle und nicht minder Goetheverständnis bezeugende Leistung ist als alle Erläuterungen. Ich habe stets den beliebten höhnischen Angriffen auf Düntzer gegenüber die großen Verdienste seines fleißigen Sammelns und Forschens betont, ich meine aber, er sollte nicht selbst v. Biedermann entgegen ein Beispiel der hübschen Manier geben, welche jede von der eigenen abweichende Ansicht mit dem großen Banne belegt.

Auch den durch Individualität, Schulung und Auffassung verschiedensten Arbeiten, die doch alle dem gleichen Ziele der besseren Erkenntnis zustreben, in gleicher Weise gerecht zu werden ist Aufgabe der Kritik. So hat Scherer in einer kurzen Anzeige die beiden grundverschiedenen Arbeiten, Bernays Goetheartikel aus der allgemeinen deutschen Biographie und Düntzers Leben Goethes vergleichend charakterisiert: „Bernays faßt in knapperer Darstellung zusammen, Düntzer wie er pflegt hält sich streng an die Urkunden und sucht Goethe womöglich Tag für Tag zu verfolgen.“ Die Rezension ist mit elf anderen Goethe betreffenden im zweiten Bande von W. Scherers „kleinen Schriften“[47]) wieder abgedruckt. Scherers 1886 gesammelte „Aufsätze über Goethe“ haben so eine Ergänzung erfahren, behandelt doch z. B. die Rezension der Briefe Goethes an Johanna Fahlmer aus dem Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum dasselbe Buch, von dem der Aufsatz „Goethe und Adelaide“

[47]) Zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte. Herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin 1893 (Weidmannsche Buchhandlung).

ausgeht. Die Rezension der Goethischen Briefe an Voigt stammt aus Zarnckes Zentralblatt, alle anderen aus der deutschen Rundschau. Zu diesen Rezensionen (Baier, Das Haidenröslein; Dürckheim, Lilli; Kahle, Italienische Reise; Meyer-Waldeck, Märchen; L. Hirzel, K. Ruckstuhl) und den Volksbuch und Puppenkomödie erörternden Faustessays gesellt sich der erste öffentliche Abdruck des 1875 für S. Hirzel bestimmten Scherzes, „Der jüngste Goethe?", die aus einem Briefe Lenette Jacobis geschöpfte Vermutung über Goethes Geburt. In der aus der Zeitschrift für österreichische Gymnasien gezogenen Studie „Zur deutschen Metrik" wird Goethe und sein Anschluß an die Prosodien von Moritz und Voß erwähnt; in der aus den Commentationes in honorem Th. Mommseni (1877) aufgenommenen Abhandlung „Über den Hiatus in der neueren deutschen Metrik" sind nicht nur Goethes einzelne Werke sorgfältig auf die Befolgung des von Schiller unberücksichtigt gelassenen Gesetzes hin durchgegangen, die ganze Untersuchung „ist durch den unmittelbaren Eindruck Goethescher Poesie hervorgerufen worden". Mit den der Goethelitteratur im besondern gewidmeten Rezensionen erschöpft sich keineswegs das Goethe selbst in der Sammlung gewidmete Interesse. Von einem geplanten Aufsatze „Die griechischen Götterideale bei Goethe" ist nur diese Überschrift erhalten: überall aber wird auf Goethe hingewiesen. Wie gering im Vergleiche der ihm erwiesenen Teilnahme Scherers diejenige für Schiller war, zeigt gerade die Mannigfaltigkeit dieser kleinen Schriften. Daß die Existenz des Freiherrn v. Redwitz direkt an Friedrich Schiller erinnere (S. 262), klingt zwar wie Ironie, ist aber wie das dem Jammerwerke „Odilo" gespendete überschwängliche Lob leider ernst gemeint.

Wie Scherers Rezensionen und Aufsätze aus verschiedenen Zeitschriften nun in der Buchausgabe der „kleinen Schriften" einen Neudruck erfahren haben, so sind aus dem 10. Bande der Bayreuther Blätter Heinrich v. Steins gehaltvolle Studien: „Die Ästhetik der deutschen Klassiker" unter dem Titel „Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker" [48]) jetzt in Buchform neu er-

[48]) Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen aufgezeichnet. Leipzig o. J. (1893. Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.).

schienen. Es sind nur Bruchstücke aus dem geplanten größeren Werke, dessen Einleitung und Grundlage der einzig vollendete Band „Die Entstehung der neueren Ästhetik“ (Stuttgart 1886) bilden sollte. Bei dem sich aufdrängenden Vergleiche mit O. Harnacks Buch „Die klassische Ästhetik der Deutschen“ darf man nicht vergessen, daß Steins Arbeit noch vor ihrem Abschlusse ein zu frühzeitiges jähes Ende gesetzt wurde. Aber welch tiefe und klare Auffassung gewahren wir in diesen zwölf Abschnitten. Goethes Stimmung nach der Rückkehr aus Italien, sein erstes Zusammentreffen mit Schiller und die entscheidende Unterredung schildert „die Begegnung“. Die Bedeutung von „Goethes Naturwissenschaft“ für seine Kunst wird in einer an Hehn erinnernden Art entwickelt, wie überhaupt das ganze eigenartige Büchlein nicht unwürdig neben Hehns „Gedanken über Goethe“ zu nennen ist. Freilich unterscheidet es sich von Hehns einseitiger Goetheverehrung schon durch die Gleichstellung Schillers und Goethes. Hehn würde Goethes Geständnis „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht“ niemals zur Überschrift einer Besprechung der Xenien, Wilhelm Meisters und Hermanns gemacht haben. Aber die Ableitung des Stilbegriffs aus Goethes Naturanschauung entspricht durchaus Hehns Schilderung der „Naturformen des Menschenlebens“ bei Goethe; Schillers Stilbegriff soll uns aus seinen Rezensionen gegen Bürger deutlich werden. Nicht um flüchtiges Wohlgefallen, „die Tendenz eines großen geistigen Unternehmens nachzufühlen und in uns zu beleben,“ handelt es sich bei einem Kunstwerke. In der „Lehre vom Schönen“; den „Briefen über ästhetische Erziehung als Programm gemeinsamen Wirkens“ hat Schiller, in der im Briefwechsel und den Propyläen entwickelten „Ästhetik der Dichtkunst“ und „Kunsttheorie“ haben beide Freunde das Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit, Stoff, Form und Gehalt erkannt und ausgesprochen. Der Versuch den so gewonnenen höheren Kunstbegriff zu verwirklichen ward im Wallenstein gemacht; von ihm „bis zum Tell bezeichnet jedes der Schillerschen Dramen eine Eroberung auf dem Gebiete des ungeahnten Ideales.“ Die Behauptung, Schiller habe Don Karlos und Wallenstein ursprünglich nur als Buchdrama, nicht für die Aufführung geschrieben, ist ein Irrtum Steins; aber seine Bemerkungen über den Einfluß

der Bühne auf Schillers Dichtung sind durchaus zutreffend. Der Wert von Betrachtungen, wie sie Stein in seinen Vorlesungen gab, kann natürlich nicht darin gesucht werden, daß wir völlig einwandfreie Lehrsätze erhalten; die große Tendenz der Anschauung, welche uns hier entgegentritt und über die gewohnte kleinliche Zergliederung litterarhistorischer Einzelheiten hinausleitet, muß bildend und befreiend wirken. Und in diesem Sinne ist Steins Charakterisierung der Schillerischen Dramen unübertrefflich. Die große Goethische Resignation weiß er in seinem Verhalten nach Schillers Tode zu erkennen wie die gerade im Greisenalter und im zweiten Teile des Faust hervortretende Macht der ausgebildeten Persönlichkeit, des Höchsten, wozu der Mensch es bringen könne. Goethe zeige kein glänzendes Künstlerleben, wie wir es aus den Tagen der Renaissance uns vorstellen. „Hier ist ein Mensch, ein reges aufnahmefähiges Lebewesen, der die Umstände ergriff und sich an ihnen bildete, der wie Wilhelm Meister auch durch seine Unarten erzogen ward, und Launen des Geschicks zu nehmen wußte und der nun eben in alle seinem Erleben, in alle seinem Dulden und Ertragen ein Dichter war und blieb."

Stein bemerkt, daß erst Schiller für das deutsche Wort Kunst den Sprachgebrauch festgestellt habe, demgemäß es alle Künste umfasse, während art und arte vorzugsweise bildende Kunst bezeichne. Vom Verhältnis Goethe und Schillers zur Musik hat aber Stein, der begeisterte Schüler des Meisters von Bayreuth, nicht gesprochen. Über Goethes Stellung zur Tonkunst besitzen wir schon mehr als anderthalb Dutzend Abhandlungen; „Schiller in seinen Beziehungen zur Musik" ist, glaube ich, nur von Klötzer 1885 in einem Zittauer Programm behandelt worden. Nun hat Alfred Bock in seinem Buche „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik"[49]) einen Versuch gemacht, „die Beziehungen unserer vaterländischen Dichter zur Musik unter einem großen einheitlichen Gesichtspunkt zu entwickeln". Zwar lehnt Bock den Anspruch auf Vollständigkeit von vornherein ab, allein für Goethe bleiben die Anführungen aus dem Briefwechsel mit Kayser (nicht Kaiser wie Bock schreibt) und den

[49]) Leipzig 1893 (Verlag von R. Reißner).

Wanderjahren mit den wenig hinzugefügten Bemerkungen doch allzu ungenügend. Rulands Mitteilung über Goethes musikalischen Nachlaß ist wohl angeführt, aber nicht ausgenutzt, und doch werden wir auch Goethes musikalisches Können höher einschätzen müssen, seit wir wissen, daß er fähig war eine Bachische Orgelfuge als Streichquartett zu bearbeiten. Das Verhältnis zu Beethoven war besser, als wir hier (S. 100) lesen. Äußerungen wie über den Einfluß der Musik auf die Iphigeniendichtung (22. Februar 1779 an Frau v. Stein), über die Notwendigkeit der Komposition, ohne die jedes Lied unvollständig sei (21. Dezember 1809 an Zelter; vgl. auch Zelter selbst 7. April 1802 und 10. Januar 1824) sind unentbehrlich. Für beide Dichter müßte eine Übersicht gegeben werden, wieweit sie in ihren dramatischen Dichtungen, von Opern, Liedern und Kantaten versteht es sich ohnehin, die Musik zu Hilfe gerufen haben. Wollte doch Goethe sogar seine Helena von einer Schauspielerin und Sängerin dargestellt haben. Wie hat Schiller von Karl Moor am Turme bis zu dem prachtvollen Orchesterschwunge, der die Rütliszene schließen sollte, die Musik als dramatisches Hilfsmittel verwertet! Nicht eine Andeutung darüber finden wir in Bocks ganzem Buche.

Wenn Goethes Beziehungen zur Musik schon wiederholt den Gegenstand eigener Untersuchung bildeten, so ist eine Betrachtung von „Goethes Verhältnis zur Tierwelt", nicht als Naturforscher, sondern als Tierfreund, wohl zum erstenmal von Edmund Dorer unternommen worden. Den ganzen dritten Band seiner „nachgelassenen Schriften"[50]) füllen Aufsätze über die Stellung der Tiere in der Kunst, die Liebe der Dichter zu einzelnen Tieren. Goethe ist nun allerdings kein leidenschaftlicher Tierfreund wie Walter Scott, Byron, Hebbel, Richard Wagner gewesen. Im Gegenteile hatte er gegen Hunde eine ganz entschiedene Abneigung, solch störende Gesellen mochte er nicht in der Nähe leiden; im Gespräche mit Falk, v. Biedermann III, 68, gab er dieser Antipathie einen wunderlichen Ausdruck. Dorer erinnert daran, daß der dressierte Hund

[50]) Herausgegeben von Adolf Fr. Graf v. Schack. Dresden 1893 (Verlag von L. Ehlermann).

Goethe von der Bühne vertrieben habe. Er geht dann einzelne Dichtungen Goethes auf ihre Tierschilderungen und Äußerungen über die Tiere hin durch, den Triumph der guten Frauen, die Novelle, den Fischer, Adler und Taube, die Divansgedichte, um mit der „Metamorphose der Tiere" zu schließen. „Reineke Fuchs" und „Die Vögel" werden als Bearbeitungen nur erwähnt. Die durch die Auffindung des Zwischenknochens bewiesene Zusammengehörigkeit des menschlichen und tierischen Baues wäre auch für Dorers Absicht wichtig. Seine Idee des Tierschutzes und der Tierliebe findet dagegen in Schillers „Alpenjäger" entschiedeneren Ausdruck als in einer Dichtung Goethes. Freilich ist von Schiller außer dem „Alpenjäger" und den „Kranichen des Ibykus" für Behandlung der Tierwelt nur noch „Tell" zu nennen. In diesem Drama gehören die dem Landmann nahestehenden Tiere zum stimmungsvollen Hintergrunde, ihre nur hier stattfindende Erwähnung zeigt, wie sorgfältig Schiller das Charakteristische zu wählen und treffen wußte. Hirte und Jäger tauschen gleich in der Eröffnungsszene ihre Erfahrungen über Herden und Wild aus, Tell hat manch verlorenes Lamm vom Abgrund geholt, Stauffacher soll sich an der Rinder Scharen und der wohlgenährten Pferdezucht — auch Goethes Hermann ist ein Pferdeliebhaber — freuen, Melchthal hat der Gemse und dem Pflugstier die Notwehr abgesehen.

2.

Aus einem Stammbuche.

Von Prof. Dr. Alex. Riese.

Im Besitze der Frau Rosita Mylius dahier befindet sich ein Stammbuch aus der Myliusischen Familie, aus welchem ich mit Erlaubnis der Besitzerin einige Stellen mitteile. Der einstige Besitzer des Buches, der offenbar aus Schweden stammte (s. u.), dessen Name jedoch darin nirgends genannt ist, hatte im Winter 1784 auf 1785 in Rostock studiert; den März und April 1785 brachte

er dann in Berlin, Leipzig und Dessau zu, und machte daselbst die Bekanntschaft verschiedener Berühmtheiten, die er nach der Sitte seiner Zeit, wie der Schüler im Faust, um einen Eintrag in sein Stammbuch ersuchte. So finden wir darin den D. Chodowiecki, der sein Porträt, einen kleinen Kupferstich, in das Stammbuch einfügte mit den daruntergesetzten einfachen Worten: „Auswahrer Hochachtung und mit vieler Ergebenheit empfiehlt sich dem Edlen Besitzer dieses Buchs dessen gehorsamster Diener

D. Chodowiecki
Berlin den 10ten Merz 1785."

Am nächsten Tage folgte der Eintrag der fruchtbaren Dichterin A. L. Karschin. Auch sie widmete ihr Porträt („G. F. Schmidt fecit aqua forti 1763") und schrieb folgende Verse dazu, an deren Orthographie ich nichts ändere:

„Untter Gottes Sonne läßt
sich noch manche Seele finden
wehrt, daß deine Seele vest
sich an Sie darf binden
Durch der sanftten Göttin Band
die man Freundschaft nennet
Sie macht daß Dich Mer und Land
nimmer von mir trennet —

Dieses zur Zusicherung
von
Anna Louisa Karschin
gebohrne Dürbach."

Berlin den 11. März
1785.

Von größerem Interesse ist der dritte der erwähnenswerteren Einträge, der des bekannten Pädagogen Basedow. Er gab seine Silhouette und schrieb dazu:

„Gott! segne Thronen sichtbarlich,
Die Menschenrecht nicht kränken,
Und dem, der nicht von Tugend wich,
Die Freiheit nicht umschränken,
Was er für wahr und heilsam hält
Auch für die brüdervolle Welt
Zu zeigen, zu beweisen!!! -

Daß dieser Wunsch auch in Schweden unter Gustavs Zepter
erfüllt wird des freut sich auch, als Mensch und Christ

Dessau am 3. April
1785.
Johann Bernhard Basedow."

Während die Einträge der Rostocker Professoren und Freunde in unser Album nichts Bedeutenderes bieten, verdienen diese beiden Gedichte wohl als kleine Bilder ihrer Zeit, die für das Lob der Freundschaft schwärmte und, namentlich in ihrer jüngeren Generation, von Freiheitsdrang erfüllt war, veröffentlicht zu werden.



III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis zum 31. März 1893 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Geschichte.

†Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde N. F. Bd. 16 u. 17. Kassel 1891 u. 1892.

†Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 1890 u. 1891. Kassel.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge. Bd. 4. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1893.

†Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 3, Hft. 1. Meißen 1891.

†Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von A. Paudler, J. Münzberger und F. Hantschel. Jahrg. 15. 1892.

†Merx, A. Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Akademische Rede zum Geburtsfeste des Großherzogs Karl Friedrich. Heidelberg 1893.

*Müller, M., sen. Lebenserfahrungen und Lebensziele. Biographische Skizzen Pforzheim 1893.

†Neuburger Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg, herausgegeben von dem Historischen Vereine Neuburg a. D.

*Neunzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1891. Leipzig 1892.

Philosophie.

*Rehorn, K. G. E. Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza. Frankfurt a. M. 1877.

*Stern, H. Vom Thurm zu Babel. Milwaukee 1892.

* — Die Zersetzung animalischer Materie nebst Anhang: Heilkunst und Heilwissenschaft. Zweite Aufl. Milwaukee 1892.

Kunst und Archäologie.

*Struckmann, G. Das Rathaus zu Hildesheim und die Fresken von Hermann Prell. Hildesheim 1893. Geschenk des Herrn Prof. Küsthardt, Hildesheim.

†Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen zum Abdrucke bestimmten geschnittenen Holzstöcke vom XV.—XVIII. Jahrhundert. Mit Abdrücken von solchen. Erster Theil. XV. u. XVI. Jahrhundert. Nürnberg 1892.

†Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Jahrgang 1892. Nürnberg 1892.

†Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrgang 1892. Nürnberg 1892.

*Dr. Oskar Stickelsche Kupferstich-Sammlung. Erste Sammlung zerstreuter Blätter. Wehlheiden-Cassel 1893.

Litteratur.

*Prem, S. M. Am 100. Geburtstage Grillparzers. Bielitz 1891.

*Tille, A. Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust. 1892.

* — The artistic treatment of the Faust Legend. Transactions of the English Goethe Society. Part. VII. Reprinted 1891/92.

* — The Origin of the Faust Legend. Proceedings of the Philosophical Society of Glasgow.

* — Julius Bode und seine Faustbücherei. Als Manuscript gedruckt. 1893.

* — Die Bilder zu Goethes Faust S. A. aus Preuß. Jahrb. 1893. Hft. 2.

Götz, J. N. Gedichte in ursprünglicher Gestalt. Von C. Schüddekopf. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 42. Stuttgart, Göschen. 1893.

*Biese, A. Hiob, Herakles und Faust. 1891.

*Goethe Faust, in stenographischer Korrespondenzschrift nach Gabelsberger von K. Faulmann. Wien, Bermann u. Altmann. 1883.

*Valentin, V. Zur Aufführung von Goethes „Natürlicher Tochter" in Weimar. Deutsches Wochenblatt, Jahrg. 6, Nr. 27.

*Rehorn, K. Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie. Frankfurt a. M. 1877.

*Gedenkblatt zur Feier der Silber-Hochzeit Ihrer Kgl. Hoh. Prinz und Prinzessin Ludwig von Bayern ehrfurchtsvoll gewidmet von der Münchener Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstifts. Gedicht von F. Wilferth. München, 20. Februar 1893.

*Ein bisher unbekannter amtlicher Brief Goethes. In Druck gegeben durch Ludwig Pollak. Prag 1890. Geschenk des Herrn L. Pollak.

*Ein ungedruckter Brief Hamerlings. Ebenso.

*Hermenjat, L. Werther et les Frères de Werther. Étude de litterature comparée. Lausanne 1892. Geschenk des Herrn L. Hermenjat jr., Lausanne.

*Deubner, Fr. Quelques remarques sur „Werther„ de Goethe et „Ultime lettere di Jacapo Ortis„ de Foscolo. Programm der Realschule zu Wiesbaden. 1891/92. Wiesbaden 1892.

*Barewicz, W. Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Lemberger Gymnasialprogramm. 1892.

*Franzen, A. Die leitende Idee in Goethes Faust. Elsaß-Lothringer Schulblatt 1891. Nr. 8.

*Oehlke, A. Zur Entstehungsgeschichte des Faust. 1892.

*Schmidt, K. Gedanken über Goethes Faust. Jahresbericht des Realgymnasiums z. Zwinger. Breslau 1892.

*Pichler, Adolf. Zu meiner Zeit. 1892.

*Hinrichs, H. F. W. Aesthetische Vorlesungen über Goethes Faust als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurteilung. Halle 1825. Geschenk des Herrn Dir. Dr. K. Rehorn, Frankfurt a. M.

*Goethe Faust. Part 1. Together with the Prose Translation, Notes and Appendice of the late A. Hayward. Carefully revised, with introduction by C. A. Buchheim. London 1892.

*Stern, Bettina. Singspiel. 1892.

†Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Jahrg. 1—3. 1890/92.

Musik.

*Weißenborn, H. Schlaf wohl. Gedicht von A. Träger. Lied für Männerchor. Op. 5. Leipzig 1892.

*

*Weißenborn, H. Wie soll die christliche Gemeinde in der Kirche den Choral singen? Langensalza.

* — Sind die Naturvölker auch musikalisch? Langensalza.

* — Zur Geschichte der Geige. Langensalza.

* — Michael G. Fischers Choralvorspiele aus dem evangelischen Choral-Melodienbuche. Ein Beitrag zur Hebung der Kirchenmusik.

*Mirus, Ad. Das Liszt-Museum zu Weimar und seine Erinnerungen. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 4 Abbildungen. Weimar 1892.

Volkswirtschaft.

*Brückner, N. Die öffentliche und private Fürsorge, Gemeinnützige Thätigkeit und Armenwesen mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. Heft 1. Erziehung und Unterricht. Heft 2. Fürsorge für selbständige Erwachsene. Frankfurt a. M. 1892/93. Geschenk des Instituts für Gemeinwohl.

*Bericht über die städtische gewerbliche Fortbildungsschule zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1892/93, sowie Programm und Lehrplan für das Sommerhalbjahr. Frankfurt a. M. 1893.

*Neunter Jahres-Bericht des Komitees für Ferien-Kolonien in Augsburg für das Jahr 1892. Augsburg 1892.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*Viereck, L. Denkschrift zur Gründung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. München 1893.

†Einladung zur Akademischen Feier des Geburtsfests des Königs Wilhelm II. zu Tübingen, F. Seemann: die Sicherung der Genossenschaften durch das Reichsgesetz vom 1. Mai 1889. Tübingen 1893.

Naturwissenschaften.

†Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau a. M. 1889/1892. Hanau 1893.

†38. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über das Vereinsjahr 1891/92. Kassel 1892.

†Report of the Superintendent of the U. S. Naval Observatory for the year 1892. Washington 1892.

†Proceedings of the United States National-Museum. Volume XIV 1891. Published under the direction of the Smithsonian Institution. Washington 1892.

*Krone, H. Über das Problem in natürlichen Farben zu photographieren. Dresden 1893.

* — Über Farbenphotogramme von Spectren. Separat-Abdruck aus den Annalen für Physik und Chemie. N. F. Bd. 46. 1892. Leipzig.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou, sous la rédaction du Prof. Dr. Menzbier. Année 1892. Moscou 1893.

†Deutsche Meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der Deutschen Seewarte. Hft. 5.

†22. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden 1892.

†Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1891. Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen. Jahrg. XIV. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1892.

*Kokscharow, N. v. Materialien zur Mineralogie Rußlands. Bd. 11. Petersburg 1893.

Berichte und Programme von Hochschulen, Akademien etc.

*Vorlesungsverzeichniß der Universität Freiburg i. B. für Sommer-Semester 1893.

*Verzeichnis der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studierenden der Universität Freiburg. Winter-Semester 1892/93.

†Index scholarum aestivarum in Universitate Litterarum Jenensi 1893 habendarum.

†Vorlesungen an der Universität Jena im Sommer 1893.

†Verzeichnis der Lehrer, Behörden, Beamten und Studierenden der Universität Jena. Winter-Semester 1892/93.

†Vorlesungsverzeichnis der Universität Heidelberg für das Sommer-Semester 1893.

*Verzeichnis der im Sommer-Semester 1893 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

*Vorlesungsverzeichnis der Universität Tübingen für das Sommer-Semester 1893.

*Index scholarum in Academia Georgia-Augusta per semestre aestivum 1893 habendarum. Praemissa est Udalrici de Willamowitz-Moellendorff, De Tragicorum Graecorum Fragmentis Commentatio. Gottingae.

*Akademische Behörden, Personalstand und Vorlesordnung der k. k. Universität zu Innsbruck. Sommer-Semester 1893.

**

*Personalstand der K. K. Deutschen Carl-Ferdinands Universität zu Prag. Sommer-Semester 1893.

*Verzeichnis der öffentlichen Vorlesungen der k. k. Universität zu Czernowitz. Sommer-Semester 1893.

*Rechenschafts-Bericht des Vorstandes der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Prag 1892.

*Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. erstattet von Dr. Ebrard, Stadtbibliothekar. Jahrg. 8. 1892.

*Zugangsverzeichnis der Frhrl. C. v. Rothschildschen öffentlichen Bibliothek für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*18. Jahresbericht der Städtischen Realschule zu Bockenheim. Erstattet von dem Direktor M. Walter. Nebst Beilage: Lehrversuch im Englischen nach der neuen Methode 1890/93 von Dr. Junker. Lehrkursus für Knabenhandarbeit von Deskau. Bockenheim 1893.

*Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. Ostern 1893.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Rückblick auf 25 Vereinsjahre und Jahres-Bericht für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*34. Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. (Kaufmännischer Verein) in Hamburg. Hamburg 1893.

*Bericht des Vereins für Knabenhandarbeit in Bockenheim 1891/92.



IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 31. März 1893.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Eugen Backe, Lehrer, hier.
2. Karl H. Berger, Gymnasiallehrer, Mainz.
3. Paul Eltzbacher, Dr. jur., Referendar, hier.
4. Wilhelm Essel, Kgl. Hofrat, München.
5. Frau Elise von Fix, Majorswitwe, München.
6. Adolf Fuld, Referendar, hier.
7. Julius Jaeger, Buchhändler, hier. (Mk. 12.)
8. Eugen Kraemer, Kgl. Bezirksamtmann a. D., München.
9. Ernst Levi, Dr. jur., Gerichtsassessor, hier.
10. Moritz Löwenstein, Kaufmann, hier.
11. Karl Meusch, Lehrer, Höchst a. M.
12. Frl. Louise Pose, Privatiere, hier.
13. Frl. Marie Vermerk-Pistorius, Kunstmalerin, München.
14. Joseph Schmauß, Kgl. Bayer. Oberst a. D., München.
15. Ludwig Schoepf, Kgl. Bayer. Bahninspektor a. D., München.
16. Heinr. Weißenborn, Lehrer, Komponist und Musikschriftsteller, Langensalza. (Mk. 10.)
17. Fr. Wilhelm Wirsing, Juwelier, hier.

B. Gestorben:

1. Siegfried Bing, Kaufmann, hier.
2. Eduard Finger, Rechnungsrat, hier.
3. Nicolaus Kokscharow, K. Russ. Gen.-Major, St. Petersburg.

4. Vincenz Lachner, Hofkapellmeister, Karlsruhe.
5. Freifrau von Marenholtz-Bülow, Dresden.
6. Friedrich Seidel, Lehrer, Weimar.
7. Bernhard Stern, Dr. med., hier.
8. Gustav Schneider, Dr. phil., Professor, hier.

5 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Berichtigung.

Unter Nr. 18 der letzten Liste muß es heißen: Wilhelm Eysen, Privatier, hier.



Register.









